



Ellernklipp.

Nach einem Harzer Kirchenbuch.

Von

Theodor Fontane.

II.

Der Haidereiter war am anderen Morgen zeitig auf. Er liebte Sonntags früh eine ruhige Betrachtung und einen inspicirenden Garten Spaziergang, an dem er um so lieber festhielt, als ihm die Woche die Gelegenheit dazu nicht gönnte. Das wußte Jeder im Haus, und natürlich auch Hilde, die, so wenig sie sich persönlich aus Gartendienst und Blumen machte, doch immer emsig beflissen war, Alles fortzuschaffen, was des gestrengen Spaziergängers gute Laune hätte stören können.

Und so war es auch heute, und - der Alte freute sich der überall herrschenden Ordnung. Die Wege waren geharkt, das Unkraut gejätet, und innerhalb der noch grünen Buchsbaumrabatten blühten ihm Asters und andere Herbstblumen entgegen. Auf dem Levkojen- und Resedabeet er-

kannte er wohl, daß es geplündert worden war, aber er wußte ja, weshalb, und lächelte nur und war der Unordnung eher froh als nicht. Und zuletzt kam er auch an ein kleines Rondeel, drin neben den rothstenglichen Balsaminen allerhand Rittersporn stand, und er pflückte davon und wollte sich eine der blauen Blüthen ins Knopfloch stecken. Aber er besann sich eines Anderen wieder und warf sie fort.

Indem war Grissel aus dem Hof in den Garten gekommen und hatte dem Haidereiter kaum erst ihren guten Tag geboten, als dieser auch schon bemerkte, daß das aus dem Garten ins Feld führende Gatter bloß angelehnt und nicht geschlossen war. Das verdroß ihn oder war ihm wenigstens nicht recht, und er warf im Gespräch hin: ein Haidereiter habe viel Feindschaft und dürfe das Ge-

findel nicht eigens noch einladen, ihm die Blumenbeete zu zertreten oder die Äpfel von den Bäumen zu stehlen. Und so ging es noch eine Weile fort. „Aber das ist der Zoost“, schloß er endlich. „Der kann's nicht bequem genug haben und will sich partout die fünfzig Schritte sparen. Er soll's aber nicht. Er soll den großen Weg nehmen oder die Hecke.“

„'s ist nicht der Zoost“, sagte Grissel. „Zoost ist ein Gewohnheitsthier und geht immer die große Straße.“

„Nun?“

„'s ist unsere Hilde; die geht hier, wenn sie nach den Sieben-Morgen will.“

„Und was hat sie da?“

„Nun, da sind ja doch unsere drei Kühe oben; und wenn's ihr paßt, da setzt sie die Butt' auf den Kopf und den Arm in die Hüft', und heidi geht's in die Höh'. Und sie weiß wohl, es kleidet ihr, und das Mannsvolk sieht ihr nach... O, sie kann schon, wenn sie will! Es muß sich ihr bloß verlohnen. Und das muß wahr sein, wenn sie so geht, so prall und drall, ist es gar nicht die Hilde mehr.“

Al das hörte Balzer nicht gern, und er sah sie scharf an. Aber sie kannte seine Schwächen, und weil sie sie kannte, hatte sie keine Furcht vor ihm. Und nun gar heute; wenn sie sich auch gefürchtet hätte, es brannte ihr zu Vieles auf der Seele, was herunter mußte. „Ja, Haiderer, Ihr habt es ja selber so gewollt, als Ihr damals ein Frölen aus ihr machen wolltet und als sie mit eins zu gut für die Grissel war, obwohl ich ehrlicher Leute Kind bin und einen richtigen Namen habe, was nicht Jeder von sich sagen kann. Ja, ja, Haiderer, damals, als sie mit eins die Kammer allein haben mußte und ich in die Küche kam oder doch dicht daneben. Und das Alles mitten im Sommer und immer die warme Wand und die Sonne von vier Uhr Morgens. Und sowie die Sonne

da war, waren auch die Fliegen da und summten und brummten, und waren auch Stechfliegen dabei, weil es das Hoffenster ist, kleine, rothe, die giftig sind und wo Einem die Hand abgenommen werden kann. Und ich habe keine Nacht geschlafen.“

„Aber bist doch nicht abgefallen“, sagte der Haiderer in einem Tone, darin sich gute und schlechte Laune die Wage hielten, und setzte dann, während er, ohne recht zu wissen, was er that, ein paar Samenkapseln abbrach und die Körner in seine Hand schüttete, hinzu: „Und nun sage mir, was soll das? Was meinst du?“

„Was ich meine? daß Ihr selber schuld seid, Haiderer, schuld mit Eurer neuen Einrichtung und mit Allem... Und du lieber Himmel, die Milchwirtschaft! Ja, da hat sich was mit Milchwirtschaft, und ich möchte wohl sehen, wie's damit stünd' ohne die Rentchen oder ohne die Christel. Aber versteht sich, immer so gethan, als ob es was wär', und immer geklappert und immer unterwegs und immer auf die Sieben-Morgen. Und da sitzen sie.“

„Wer?“ fragte Balzer, in dem der Aerger allmählig das Uebergewicht gewann.

„Wer? Nu, mein Gott, wer! Der alte Melcher sitzt da, mit seinem Kamm unterm Hut und mit seinem Hochmuth unterm Hut. Und ist auch gut, daß er ihn festhält, er könnt' ihm sonst wegfliegen. Und ist eine alte Geschichte, daß die Conventikelschen alle den großen Nagel haben, das hat mir schon mein Vater selig ins Gewissen gered't, und sein letztes Wort war immer: „Und der Melcher Harms, das ist der schlimmste.“ Ja, das ist nun freilich schon eine kleine Ewigkeit, aber Kamm-Melcher hieß er auch schon, und bloß den Saal hatten sie noch nicht und noch keine Freitagabend-Andacht, und der alte Graf war noch gut bei Weg und dachte noch an kein Sterben. Und war das Jahr vorher, eh' der preußische Krieg anfang.

Aber du mein Gott, wenn mein Vater selig ihn jetzt so sah', immer mit Strumpf und Strickzeug und wie er so klein thut, als könnt' er kein Wasser trüben, und dann Abends aufs Schloß in die kleine Capellenstube mit dem fliegenden Engel — o, du mein Gott und Vater! und wenn er dann gar noch sah', wie sie jeden geschlagenen Freitag in den Saal geht und sitzt da mit auf der Bank und weint und schluchzt, als ob sie so wär' wie das arme Volk oder der alte Nagelschmied Eschwege, der immer vorsingt — und er soll ihr auch das Abendmahl gegeben haben; aber das glaub' ich nicht, da wäre doch ein Blitz vom Himmel gekommen — o, du mein Gott und Vater, wenn er das noch gesehen und erlebt hätt', da würd' er noch ganz anders gesprochen haben! Und das soll auch nicht sein, Balzer. Aber Sörgel ist zu gut und denkt bloß immer: es schadet nichts. Aber es schadet doch. Und von Ordnung ist keine Rede mehr, und weiß kein Mensch mehr, ob er ein Hirt ist oder ein Papst. Und was Katholisches hat er, das sieht Jeder, und war auch mit nach'm Eichsfeld. Ihr müßt es ja selber wissen, Balzer. Und was habt Ihr zuletzt davon? Was? Daß sie mit katholisch wird!"

"Hilde?"

"Ja, Hilde. Wer anders als Hilde. Denn den ganzen Tag ist das Püppchen oben, wenn nicht gerad' Regen ist oder Wind, und da priestert er ihr was vor und setzt ihr Raupen in'n Kopf und erzählt ihr vornehme Geschichten von Schloß und Rittersleut', und wenn sie dann wiederkommt, sieht sie sich um, als ob sie selber so was wär'. Und Martin auch immer mit dabei, wenn er aus'm Wald kommt, und muß ja dran vorüber, versteht sich, weil es der nächste Weg ist — und ist eigentlich die Meile Siebenviertel — und da sitzen sie dann und haben ihr Convivchen oder ihr Conventikelschen oder

wie Ihr's nennen wollt. Ja, Balzer, der Martin auch. Aber mit dem hat's keine Noth nicht, der ist seines Vaters Sohn und den wird der Alte nicht katholisch kriegen. Und hört auch nicht recht zu, weil er immer bloß Hilden angafft, und ist immer Brüderchen und Schwesterchen. Ja, ja, Balzer, seht mich nur an! Und ich weiß noch den Tag, wo die Muthe gestorben und begraben war und Hilde mit Euch herüberkam und Martin und ich und Zoost auf der Diele standen, dicht an der Treppe, wie Ihr da sagtet: „Ihr sollt euch lieb haben. Wollt ihr?“ Und seht, Haidereiter, das ist auf guten Boden gefallen. Und immer wie Bruder und Schwester. Haha!"

Balzer, während die Grissel so sprach, hatte sich auf eine der kleinen Erdstufen gesetzt, die zu dem Gatter hinaufführten, und riß einen breiten Grassalm aus, wand ihn um seinen Finger und warf ihn wieder fort. Er wiederholte das Spiel zwei-, dreimal und sagte nach einer Weile: „Höre, Grissel, du bist eine hässliche Person. Und ich habe dich für besser gehalten, als du bist. Du hast einen Haß gegen den alten Melcher, weil er, deinen Vater selig in Ehren, klüger ist als drei Cantoren oder Schulmeister zusammengenommen. . . Und was redest du da von den Kindern? Laß die Hilde! Wenn ihr der Melcher gefällt, so mag er ihr gefallen. Und ob er das Abendmahl giebt oder nicht, ist all eins. Und wenn die Gräfin es gehen läßt, so müssen wir's auch gehen lassen. Katholisch wird die Hilde nicht, und Keiner nicht, und was ich da gestern bei der Flasche gesagt habe, dessen schäm' ich mich heut', und war nichts, als was die Leute sagen, und was die sagen, ist immer Dummheit oder Lüge. Denn der alte Melcher — ob ich ihn leiden kann oder nicht, das ist eine Sach' für sich — ist von den strengen und den festen Luther'schen und war letzte Woche nach

Eisleben und nicht nach'm Eichsfeld. Und du, Griffel, wenn du deinem Vater im Grabe keine Schande machen willst, so schreibe dir das achte Gebot hinter die Ohren: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!"

"O, das kenn' ich und halt' es auch!"

"Und das mit dem Martin," fuhr der Haidereiter fort, ohne der Unterbrechung zu achten, "das sagst du bloß, weil du mich ärgern willst und weil du meinst, daß ich mit der Hilde höher hinaus will. Ja, Griffel, das will ich! Und darin hast du Recht. Und ist Keiner hier herum und bis Ilseburg hin und das Amt mit eingerechnet, dem ich sie gönne. Und auch dem Martin nicht. Er ist ein Jung' und weiter nichts: Und daß er sie lieb hat, ist mir recht. Ich habe sie auch lieb, und du hast sie wenigstens lieb gehabt. Aber du bist eine herrschsüchtige Person, und von dem Tag an..." er stockte, weil ihm plötzlich wieder das Bild von der Haidereiter her vor die Seele trat und ihn verwirrte... "ja, von dem Tag an, wo wir den Discurs über die Hilde hatten, hast du sie gequält und bered't und hast sie's entgelten lassen, daß ich damals gesagt habe: 'Wir wollen es ändern, und so soll es sein.' Aber du bringst sie bei mir nicht heraus. Und das mit dem Martin ist Kinderei."

"Bruder und Schwester!" lachte sein unbittlicher Gegenpart und zeigte die großen weißen Zähne.

Von drüben her aber gingen jetzt die Glocken, und das Gespräch brach ab, weil Jeder sich noch für den Kirchgang zurechtzumachen hatte.

Griffel half dem Alten in seinen Festrock und gab ihm Gesangbuch und gebügelt Hut. Und nun ging er voraus, über Brücke und Weg, dann an der Kirchhofsmauer entlang, und vermied es, sich nach den Kindern umzusehen, die zwischen dem Stachelginstern in einiger

Entfernung folgten. Er wollte sich in seine Ruhe und Zuversicht wieder hineinleben.

Und mit diesem Entschluß trat er in die Kirche.

Sörgel hatte seinen guten Tag heute und sprach eindringlich und aus der Fülle des Erlebten. Und des Haidereiters große Augen waren auch wirklich unablässig nach der Kanzel hin gerichtet, und wer ihn so beobachtete, hätte glauben müssen, er verschlänge jedes Wort.

Aber es war eine Täuschung; seine Seele war wie geschlossen, und er hörte nichts von dem, was der Alte sprach.

* *

In der Kirche war es ihm nicht geglückt. Aber Balzer Bocholt war eine willensstarke Natur, und weil er's bezwingen wollte, so bezwang er's auch, und um so rascher, als er trotz allem Aufmerken nichts sah, was dem von Griffel hingeworfenen Verdachte Nahrung gegeben hätte. Martin und Hilde sprachen unbesungen mit einander, und wenn er sie zufällig im Hof oder Garten traf oder bei Tisch einen eindringenden Blick auf sie richtete, so sah er wohl jenen Anflug von Schen, den zu sehen er gewohnt war, aber kein Verlegenwerden und kein Erröthen. Griffel hatte mal wieder überscharf gesehen und mehr gesagt, als sie verantworten konnte. Das war Alles.

So verging die halbe Woche bis Freitag, wo regelmäßig oben auf dem Schloß die Beamten und Verwalter ihren Rapport zu machen hatten. Das war schon zu des Grafen Zeiten so gewesen, und die Gräfin hatte nichts daran geändert. Immer um zehn begann es, und mit dem Glockenschlage zwölf wurde geschlossen. Was bis dahin nicht erledigt war, blieb für das nächste Mal. So war denn Jeder im Hause daran gewöhnt, den Haidereiter

nicht vor ein Uhr zurückkommen zu sehen, oft aber später, weil unmittelbar nach dem Rapport noch ein Imbiß genommen und ein vertraulicher Discurs geführt wurde, der oft besser war als Hin- und Herschreiben und Botenläuferei.

Martin und Hilde hatten auch diesmal wieder dem Freitage mit Sehnsucht entgegengesehen, ja mehr denn je, weil er sie, wenigstens so lange der Vortrag oben dauerte, vor dem Erscheinen des Vaters sicher stellte. Jeden anderen Tag entbehrten sie dieses Gefühls der Sicherheit vor ihm, denn wenn er auch weit in den Wald hinaus war, er konnte sich anders besonnen haben, war plötzlich wieder da und stand zwischen ihnen, als wäre er aus der Erde gewachsen.

An all' das war aber heute nicht zu denken, und da Griffel außerdem noch im Rüchengarten zu thun hatte, wo sie gemeinschaftlich mit Joost die Saatbohnen abnahm, so saßen die Geschwister auf ihrem Lieblingsplatz in Front des Hauses und blickten auf den Bach, der heute brausender und schäumender als gewöhnlich über die großen Steine hinschoß. Denn die letzten Tage waren Regentage gewesen. Aber seit gestern war Alles wieder hell und heiter, und ein paar gelbe Schmetterlinge, die der verspätete Sommertag aus ihrem Schlupfwinkel hervorgelockt hatte, haschten sich in der sonnigen Luft. Und um der Sonne willen standen auch im Hause selbst alle Thüren und Fenster offen, und nur in des Haide Reiters Stube, die gerade hinter ihnen, aber infolge des hoch aufgemauerten Fundamentes um ein paar Stufen höher lag, waren die Vorhänge bis auf einen handbreiten Streifen, durch den die Luft zog, heruntergelassen.

Nun schlug es drüben vom Schloß her, und Martin und Hilde zählten die Schläge. „Elf,“ sagte Martin. „Eine Stunde noch, und es ist wieder vorbei;

dann kann er jeden Augenblick wieder da sein. Und ein Glück noch, daß wir ihn kommen sehen. Er muß über die lichte Stelle weg, dicht neben der Riesgrube, wo der alte Kennecke seine Geis eingehürdet hat. Siehst du? Da. Und der blanke Beschlag an seinem Hut ist auch ein Glück und blickt beinah' wie der Wetterhahn oben.“

Und Hilde, die während dieser Worte die Hand an ihre Stirn gelegt hatte, blickte nun auch auf den Punkt hin, auf den Martin immer noch mit dem Finger wies, und Beide gewahrten im Hinübersehen in der That nichts als den eingehürdeten Grasplatz und die Geis, die hin und her sprang, und die Lichter und Schatten, die mit einander spielten.

Aber hätten sie fünf Minuten früher ihren Blick ebenso scharf auf die Richtung drüben gerichtet, so würden sie den blanken Beschlag an ihres Vaters Hut, von dem Martin eben gesprochen, wohl haben blicken sehen. Denn es war heute kein Vortrag gewesen, da die Gräfin krank, und gerade, als Beide die Glockenschläge gezählt, hatte der Haidereiter schon das unten gelegene kleine Haus des Parkhüters passirt und ging im Gespräch mit dem ihm seit lange befreundeten Ilseburger Obersteiger auf die große Straße zu. Hier aber verabschiedeten sie sich, weil sich ihre Wege trennten.

Das Gespräch mit dem alten Freunde, der ihn unter Anderem gefragt hatte: warum er so vor der Zeit versauern wolle? er solle sich was Junges ins Haus und in die Ehe nehmen, das mache selber wieder jung, hatte doch eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt, und er dachte noch halb ärgerlich und halb vergnüglich darüber nach, als er keine zehn Schritte vor der Brücke stehen blieb und durch den Werst hin, der hier manns hoch den Weg einsaßte, Martin's und Hildens ansichtig wurde. Sie hatte den Kopf müde und

glücklich an seine Schulter gelehnt und schien aller Welt vergessen.

Balzer Bocholt war nicht der Mann des Aufhorchens und Belauschens, aber ebenso gewiß stand ihm vor der Seele, daß dies der Augenblick sei, der ihm Aufschluß geben müsse, ob Grissel Recht gehabt oder nicht, und so ging er vorsichtig und immer sich duckend auf die große Straße zurück, um von dieser aus in einem weiten Bogen erst bis an den Garten und dann an die Rückseite seines Hauses zu kommen. Und nun hielt er an dem Gatter und stieg die paar Erdstufen hinunter, wo er letzten Sonntag das Gespräch mit Grissel gehabt hatte. Niemand, so schien es, sah ihn, und einen Augenblick später war er durch die Hofthür in Flur und Stube hineingehuscht und stand an dem herabgelassenen Vorhang, in dessen Schutz er jedes Wort hörte, das die Beiden unten sprachen.

„Und ich sag' es ihm,“ sagte Martin. „Und wenn er nein sagt, was er eigentlich nicht darf, dann gehen wir in die weite Welt. Alle Beid'. Und du mußt nur Muth haben.“

Hilde schwieg.

„Und weißt du, wo wir dann hingehen?“ fuhr Martin fort. „Ich weiß es. Dann gehen wir zu dem preussischen König. Der kann immer Menschen brauchen, weil er immer Krieg hat. Oder doch beinah'. Aber wenn der Krieg aus ist, dann ist Alles gut und hat Jeder gute Tage, weil er streng ist, aber auch gerecht. Und er sieht Alles und weiß Alles, und wenn ein armer Mann kommt mit einem Brief in der Hand und ihn hoch hält, den läßt er gleich rufen und vor sich kommen, und fragt ihn nach Allem; und wenn er merkt, daß ihm ein Unrecht geschehen, dann läßt er die Reichen und Vornehmen einsperren. Und wenn's auch ein Graf ist. Und jeden Armen macht er glücklich.“

Aber Hilde schüttelte den Kopf und

sagte: „Nein, nein, Martin; es ist besser hier. Und ich will nicht, daß du Soldat wirst. Und von der Grissel weiß ich's ganz genau, sie wohnen all' unterm Dach und frieren oder kommen um vor Hitze. Und sie hungern auch. Und wenn sie nicht gehorchen, so werden sie todtgeschossen. Und mancher auch, weil er bloß eingeschlafen ist. O nein, Martin, das ist nichts für dich; das ist ein Jammer, und wir müssen warten und Geduld haben.“

„Ach, Hilde, sage nur nicht das! Ich will auch nicht zu den Preußen, wenn du's nun mal nicht willst; aber rede nicht von warten und Geduld. Immer Geduld und wieder Geduld. Ich kann es nicht mehr hören. Und immer bloß so verstoßen sich sehen und nie sich haben in Ruh' und ungestört; und so vielleicht Jahre noch. Ach, ich wüßte schon, wie du mir zu Ruhe helfen und das Herz wieder froh machen könntest! Und dann, Hilde, ja dann wollt' ich auch Geduld haben und warten. Ein Wort nur! Ein einziges! Sag' es. . . Versprich mir . . .“

„Ich kann's nicht!“

„Ach, du kannst schon, so du nur willst und mich lieb hast! Es ist ja so gut, als wären wir allein oben. Und Alles schläft, und ist Keiner, der uns sieht oder hört. Und ich denke noch an letzten Sonnabend, als wir das Lied gesungen hatten und der Vater eingeschlafen war. Weißt du noch? Aber du hast es vergessen!“

„Wie du nur bist! Ich hab' es nicht vergessen!“

Und er küßte sie leidenschaftlich und sagte: „Sieh, Hilde, so will ich dich küssen und drücken, so! Und du sollst nichts sagen, kein Wort, nicke nur leise mit dem Kopf. . . O, nun ist Alles gut! Und ich komm'. . .“

„Um Gotteswillen, nein! Ich will Alles, was du willst! Alles! Nur nicht unter diesem Dach! Es wäre mein Tod. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich fürchte.“

„Wovor? Vor mir?“

„Nein, vor ihm! Und er ist überall. Und daß ich dir's nur gesteh', es ist mir oft, als ob die Wände unseres Hauses Ohren hätten und als wär' ein Auge beständig um mich und über mir, das Alles sieht.“

„Und das ist auch! Aber vor dem Auge fürcht' ich mich nicht.“

„Und ich auch nicht, Martin, auch wenn es ernst und streng sieht. Aber das Auge, das ich seh', das ist nicht Gottes Auge, das ist seines und ist finster und glüht darin, auch wenn es freundlich sieht. Fühle nur, wie mir das Herz schlägt und wie ich zittere...“

„Weil du mir's versprochen hast...“

„Was?“

„Daß wir uns sehen... Nicht unter diesem Dach, ängstige dich nicht, aber unter Gottes freiem Himmel, oben auf Ellernklipp.“

Sie schmiegte sich an ihn, und ihre Seele wuchs in der Vorstellung eines solchen Sichttreffens auf einsamer Klippe. Martin aber fuhr fort: „Oder lieber auf Kunerts-Kamp, da, wo deiner Mutter Haus stand... Und um sechs ist die Sonne weg, und da komm' ich und finde dich! Und vorher pflückst du Beeren... Es giebt ihrer noch, und die rothesten...“

Aber er brach ab, weil er vom Flur her Grissels's Stimme zu hören glaubte.

* * *

Martin und Hilde, als sie gestört wurden, hatten ihren Weg über die Brücke genommen, wie wenn sie zu Sörgel hinüber wollten. An der Kirchhofsmauer aber kehrten sie wieder um und gingen auf die Steine zu, die durch den Bach gelegt waren und in ihrer Verlängerung gerade auf den Hof zuführten. Hier trafen sie Grissel, die ganz Geschäftigkeit war, und hörten, wie sie zu Zoost sagte:

„Mach' flink. Et is all an twelven. Un he kann mit eens wedder doa sinn.“

„Ja, he is joa all,“ antwortete Zoost. „All lang. He kām joa so glieds nah elven, un id joah em, as he de Grastrepp' runner koam. Un denn dicht ant Huus vorbi. Hest em denn nich siehn? ... Nei, nei, du kunnst joa nich. Du stunnst joa noch mang de Stoakens.“

Hilden überließ es wie der Tod.

„Tott,“ fuhr Grissel fort. „Du bist joa binoah as uns' oll Jätesru is, de seihst ook Allens vorut, un man künn sich orntlich grulen vor di. Na, en bäten will id noch töwen. Ich segg di, he kümmt nich vor twelven. Un an mi kümmt keen een vorbi, dat id't nich weeten deih. Awers kuck eens in. Wenn he doa is, möt he joa doch in siene Stuv sinn.“

Zoost ging hinein und kam verblüfft wieder. „Nei, he is nich in. Un ook nich in Küch' un Keller... Awers mi wihr doch so.“

„Joa, mi wihr so,“ wiederholte Grissel. „Di is ümmer so. Du hest ümmer een Poar Dgen to veel in'n Kopp. Un denn ook moal wedder en Poar to wen'g.“

Unter diesem Gespräch, das sich noch weiter fortsetzte, waren die Geschwister vom Hof her in den Flur getreten, und Martin ging an den Rechen, wo die Jagdtaschen und die Gewehre hingen. Er nahm eine der aus Hansgarn geflochtenen Taschen und flüsterte, während er die Schwester an sich zog: „Und nun vergiß nicht, Hilde. Du weißt doch: Ein Mann, ein Wort!“ Und danach rief er den Hund, der aber nicht kam, und ging auf Diegel's Mühle zu.

Hilde sah ihm von der Treppe her nach.

Und nun wollte sie sich wieder auf die Steinbank setzen, aber sie konnte es nicht, weil ihr alle Furcht und Angst zurückkehrte, die Martin's Zuversicht auf wenig Augenblicke nur aus ihrem Herzen verbannt hatte. So schwankte sie denn, wohin

sie gehen sollte, und stieg endlich treppauf in ihre Kammer und öffnete Thür und Fenster. Und wirklich, als erst ein heftiger Luftzug ging, wurde ihr freier, und die Bedrückung fiel von ihr ab.

* *

Valter Bocholt war, als nicht Griffel, sondern ein bloß zufälliges Geräusch das Gespräch der beiden Geschwister unterbrochen hatte, vom Flur her auf den Vorplatz und gleich danach ins Freie hinausgetreten. Hier hielt er sich, immer dem Laufe des Baches folgend, auf die Dorfstraße zu, bis er zuletzt, und schon jenseits des Dorfes, an eine von einem großen Holzhof umgebene Schneidemühle kam. Er setzte sich hier auf einen Stoß frischgeschnittener Bretter, die zum Trocknen aufgeschichtet waren, und sah in das Land hinein, das vor ihm weit ausgebreitet lag.

Und nun erst, als er den Blick freier hatte, begann er seine Gedanken zu sammeln und sich zu fragen: „Was ist zu thun?“ Und ein bitterer Zug umspielte seinen Mund, und er sagte: „Nichts! Nichts! ... Und was ist denn auch geschehen? Sie lieben sich. Und warum sollten sie's nicht? Bloß um deshalb nicht, weil ich ein Narr war und einen närrischen Plan hatte? Bloß um deshalb nicht, weil sie Bruder und Schwester sein sollten? Es ist ihr gutes Recht. Laß sie. Liebe steckt im Blut und muß auch Heimlichkeiten haben; das ist ihr Liebstes und Süßestes.“

Und als er so sprach, klang's ihm wieder im Ohr, was sie sich zugeflüstert hatten und daß sie sich oben treffen wollten, an derselben Stelle fast, wo sie damals schlafend am Waldestrande gelegen hatte. Dicht bei der Muthe Rochussen ihrem Haus. Und alles Blut stieg ihm wieder zu Kopf, und er wußte es selber nicht, ob

es Zorn war oder Scham. Aber das wußte er: Eifersucht sah ihm starr ins Gesicht und erfüllte seine ganze Seele. „Du hast es nicht wissen wollen. Nun weißt du's.“

Er hatte, während er so sann und vor sich hinstarrte, mit seinem Stock allerhand Figuren in das Sägemehl gezeichnet, das über den ganzen Holzhof hin ausgeschüttet lag; als er jetzt aber wahrnahm, daß er von der Mühle her beobachtet wurde, stand er auf, begrüßte sich mit dem Sägemüller und sprach mit ihm über dies und das: über die Gräfin und den preussischen König und über die schlechte Zeit. Und zuletzt auch über die Holzpreise, die jeden Tag niedriger gingen. Aber es war bloß Lippenwerk, und er wußte nicht, was er sprach, und sah unter all' seinem Reden immer nur nach dem Sägewerke hin, das in scharfem und schrillen Ton auf und nieder ging und in den eingespannten Baumstamm einschnitt. Es war ihm Alles, als fühl' er's mit.

Und endlich brach er das Gespräch ab, weil er weiter ins freie Feld hinaus wollte.

Die Luft strich am Gebirge hin, das that ihm wohl, und während er so sich ruhiger und auf Minuten auch weicher werden fühlte, kam ihm ein unendliches Bedürfnis nach Aussprache, nach Rath und Trost. Aber wohin? „Sörgel?“ Nein. „Oder zu dem alten Melcher?“ Nein. „Ich will zu den Todten gehen.“ Und in weitem Bogen ging er, ohne die Stunden zu zählen, erst um den Agneten- und dann um den Schloßberg herum, bis er zuletzt an den Kirchhof kam und eintrat.

Hier war Alles still, und er hörte nichts als das entfernte Rauschen des Baches und das Aufschlagen der Tannenäpfel. Er ging an dem gräßlichen Erbbegräbniß vorüber und sah nach dem Kreuz hinauf, und Alles erschien ihm so räthselvoll und ungelöst wie das Zeichen daran. Und

nun bog er rechts in einen schmalen Gang ein, wo die Beamten und die Dienerschaft ihren Ruheplatz hatten, und an dem vorletzten Grabe hielt er.

Er war seit lange nicht hier gewesen, und um das Gitter her hatte sich ein dichter Epheu geschlungen; aber nicht gehegt und gepflegt, sondern wie Unkraut. Und so standen auch die Blumen, ein wilder, halb verblühter Knäuel von Balsaminen und Rittersporn. Und auch von Levkojen und Reseda. Das waren dieselben Blumen — und zu seiner eigenen Empörung drängte sich's ihm auf —, die sie, vor wenig Tagen erst, von dem Gartenbeete drüben in seine Geburtstagsguirlande geflochten; und mit einem Male stand sie selber wieder vor ihm und sah ihn an. Er konnte ihr nicht entfliehen. Ach! um der heimgegangenen Frau willen, der er sein äußeres Glück verdankte, war er hergekommen, ernstlich gewillt, eine stille Gemeinschaft mit ihr zu haben, ihre Hand wieder zu fühlen und ihr freundlich Auge wieder zu sehen. Und doch Alles umsonst. Er sah immer nur das Bild, das sich zwischen ihn und die Todte stellte. „Weg!“ rief er und schlug mit der Hand nach dem Bilde. Aber es blieb. Und nun begann er gegen sich selbst zu wüthen, daß er auf dem Punkte stehe, ein Schelm zu werden und ein langes und ehrliches Leben um einer Narrethei willen in die Schanze zu schlagen. „Ich muß heraus aus dem Elend!“ rief er. „Aber wo soll ich Hülfe finden, wenn auch diese Stelle mir versagt?“ Und er packte die Stäbe des Gitters und rüttelte daran.

„Oder ob ich mit der Griffel spreche? . . . Nein, ich muß es allein durchmachen und Alles vor mir selber beichten, bis ich's los und ledig bin. . . Aber was beichten? Und wozu? Was hab' ich gethan? Nichts, nichts! Mir ist viel angethan, viel Weh und Leid, und wenn ich's in Eitelkeit herausgeschworen und in Schwäche große-

zogen hab', so bleibt es doch wahr: Du mein Herr und Gott, deine Hand liegt schwer auf mir. . . Es wird nichts Gutes. Ich fühl' es. . . Es kann nicht. Ich habe wohl das Einsehen und das Auge, daß es besser wär', es wäre anders; aber weiter hab' ich nichts. Und ob die Schuld mein ist oder nicht, und ob ich's verfahren hab' oder nicht, es muß bleiben, wie's ist, und es muß gehen, wie's will.“

Er ließ die Stäbe los, an denen er sich noch immer hielt, und setzte sich auf das steinerne Fundament, drin das Gitter eingeleit war, und nahm seinen Hut und drehte ihn zwischen den Fingern, als ob er bete. Aber er betete nicht; er suchte nur nach Beschäftigung und Ruhe für seine fliegenden Hände. Und es war auch, als helfe es ihm. „Ich hab' einmal gelesen,“ sprach er nach einer Weile vor sich hin, „oder war es Sörgel, der es mir sagte, wenn wir die Besinnung verlieren und nicht wissen, was wir thun sollen, weil Hunderterlei zu thun ist und mit eins auf uns einströmt, dann sollen wir uns fragen: was ist hier das Nächstliegende? Und wenn wir das gefunden haben, so sollen wir's thun als unsere nächstliegende Pflicht. Und dabei werd' uns immer leichter und freier ums Herz werden; denn in dem Gefühl erfüllter Pflicht liege was Befreiendes. . . Ja, so war es. Und was ist denn nun das Nächstliegende? Meine nächstliegende Pflicht ist die des Vaters. 's ist ein Unglück, daß es in meinem alten Herzen anders aussieht, als es drin aussehen sollt'. Aber das darf mich nicht hindern, diese Pflicht zu thun. Ich habe für Recht und Ordnung einzustehen und für Gebot und gute Sitte. Das ist meine Pflicht. Und so muß ich ihr Gebahren und ihr Vorhaben stören.“

Aber im selben Augenblick überfah er's besser und lachte bitter in sich hinein: „Ordnung und gute Sitte. Hab' ich sie denn gehalten? Aus aller Zucht des

Leibes und der Seele bin ich heraus, und die gute Sitte, von der ich sprech', ist Neid. Ich neid' es dem Jungen. Das ist Alles. Ich neid' ihm das schöne, müde Geschöpf, das müd' ist, ich weiß nicht um was. Aber um was auch immer, es hat mich behezt. Die Griffel hat Recht. Und ich komme nicht los davon."

Und ohne daß er die Pein aus seiner Seele weggeschafft oder sich schlüssig gemacht hätte, was zu thun, erhob er sich von dem Stein, auf dem er gesessen, und stieg an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofs über die hier halb zerbröckelte Mauer fort. Und nun hielt er sich immer im hohen Grase hin, das hier zu beiden Seiten des Weges stand, bis er sich umsah und mit eins gewahr wurde, daß er nur noch hundert Schritte bis Diegel's Mühle habe. Da bog er scharf rechts ein und stieg einen mit Geröll angefüllten Hohlweg hinauf, der erst auf das Kamp und gleich daneben auf Ellernklipp zulief, auf Ellernklipp, dessen schrägliegende Tanne dunkel an dem gerötheten Abendhimmel stand.

Dahin zog es ihn, er wußte nicht, warum; und als er bis an die schwindelhohe Stelle gekommen war, von der aus Sörgel damals in die vor ihm ausgebreitete Landschaft geblickt hatte, traf er auf Martin. Und Jeder prallte zurück. Auch der Alte. Dann boten sie sich einen frostigen guten Abend und standen einander gegenüber. Rechts die Klippe, links der Abgrund. Und am Abgrunde hin nur der Brombeerstrauch und ein paar Steine.

"Wo kommst du her?" fragte der Alte, dem rasch Alles wieder hinschwand, was er an guten Vorsätzen gefaßt haben mochte.

"Von den Holzknechten. Und ich hab' ihnen den Wochenlohn gezahlt."

"Ei! Hast du? Richtig; 's ist ja Freitag heut'... Und bist sonst Keinem begegnet?"

"Nein."

"Und auch der Hilde nicht?"

"Nein."

"Und weißt auch nichts von ihr?"

"Ich denke, sie wird zu Haus sein oder bei dem Melcher Harms oben auf den Sieben-Morgen."

"Oder auf Runerts-Kamp! Oder bei der Muthé Rochussen Haus! Oder bei den rothen Beeren!" Und er packte den unwillkürlich einen Schritt zurücktretenden Martin bei der Brust und schrie: "Wo ist sie?"

"Laß mich los, Vater!"

"Antworte, Bursch!"

"Ich weiß es nicht! Ich will es nicht wissen! Ich bin ihr nicht zum Vormund gesetzt! Und nicht zum Hüter!"

"Nein! Ihr Hüter bist du nicht! Aber ich will dir sagen, was du bist: ein Räuber, ein Dieb! Und ich will dir sagen, wo du bist: auf verbotener Fährte! Heraus mit der Sprache! Wo hast du sie? Sprich! Aber lüge nicht!"

"Ich lüge nicht!"

"Doch! Lump, der du bist..." Und sie rangen mit einander, bis der Alte, der sonst der Stärkere war, auf den Nienadeln ausglitt und hart am Abgrunde niederstürzte.

Martin erschrak und rief in bittendem Tone: "Vater!"

Aber der Alte schäumte: "Der Teufel ist dein Vater!" Und außer sich über die seinen Stolz demüthigende Lage, darin er sich erblicken mußte, stieß er mit aller Gewalt gegen die Kniee des Sohnes, daß dieser fiel, im Fallen sich überschlug und über einen der Steine hin in die Tiefe stürzte.

Balzer starrte kalt und mitleidslos ihm nach und horchte, wie die Kusseln knackten und brachen. Einmal aber war's ihm, als riefte es aus der Tiefe herauf, und es klang ihm wie "Vater".

Und nun erhob er sich und sah sich um.

Und sah den Vollmond, der, eben aufgegangen, eine blutrothe Scheibe, groß und fragend über dem schwarzen Strich der Tannen stand.

Er starrte lange hinein, lange und trozig fast; endlich aber wandte er sich und ging geraden Wegs auf seine Wohnung zu. Das Feuer, das ihn verzehrt hatte, brannte nicht mehr, und das Gewissen hatte seine Stimme noch nicht erhoben; er war nur wie von einem unerträglichen Drucke befreit und wurde auch nicht verwirrt, als er Hilden an der Thürschwelle stehen sah. Umgekehrt, ein Gefühl der Eifersucht regte sich wieder, und er sah sie scharf an, als er an ihr vorüber in die Thür trat. Ihr Blick indeß begegnete ruhig dem seinen und gab ihm eine halbe Gewißheit, daß Alles, was geschehen, ohne Noth geschehen sei. Aber er empfand eher Trost als Reue darüber. War es doch nichts Vorübergehendes, was ihn gequält hatte, nein, eine Qual durchs Leben hin. Und die war er jetzt los.

Er legte Hut und Hirschfänger ab, wechselte den Rock und machte sich's bequem. Und gleich danach nahm er seinen Meerischaum aus dem Eckspind heraus und trat an den Spiegeltisch, um sich aus einem dort stehenden Kasten die Pfeife zu stopfen. Und Alles ohne Hast und Unruhe. Er war sich aber des Spieles, das er vor sich selber spielte, voll bewußt und sagte, während er fest in den Spiegel hineinsah: „Bin ich doch wie der Trunkene, der die Diele hält, um sich und Anderen weiß zu machen, er habe noch das Gleichgewicht... Und hab' ich's nicht?“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ist dies nicht der Spiegel? Und ist dies nicht mein Spiegelbild? Und seh' ich nicht aus wie sonst? ... Oder doch beinahe. Wahrhaftig, ich habe schon schlimmer ausgesehen.“

Und dabei ging er über den Flur in die Küche.

„Gieb mir Feuer, Griffel.“

Griffel klopfte mit der Hand in der Asche hin und her und nahm eine Kohle heraus.

„Du wirst dich verbrennen.“

„Nicht doch. Ich hab' ja keine Haut wie die Hilde.“

Der Haidereiter überhörte, was Spott darin war, und sagte: „Wo nur der Martin bleibt? Der Junge hat keinen Appell, und mir wär's wirklich recht, er ging' unter die Soldaten. Da lernt sich's. Was meinst du, Griffel?“

„Ich? Ich meine nichts. Unter die Soldaten? Da müßt Ihr die Hilde fragen... Aber sollen wir warten mit dem Abendessen?“

„O, nicht doch. Nicht warten. Er muß pünktlich sein. Wenn's fertig ist, so bringst du's. Wir wollen essen.“

Und damit ging er wieder in seine Stube. Die Pfeife brannte nicht mehr, aber er schmauchte weiter und merkte nichts. Und wie konnte es auch anders sein? In seinen Gedanken stieg er den Weg zurück, den er vor einer Stunde gekommen war, und nun war er oben, und die Mondscheibe stand wieder über dem schwarzen Waldstreifen und sah ihn an und fragte wieder. Und ein Frösteln überlief ihn.

„Ihr schuddert ja so, Haidereiter,“ sagte Griffel, als sie den Tisch deckte.

„Ja ... das Fenster ist offen und die Thür. Mach' zu. Warum klinkst du nicht ein? Ich will den ewigen Zug nicht; die Fliegen sind längst weg; aber du ruhst nicht eher, als bis ich die Gicht in Händ' und Füßen hab'.“ Und als Griffel das Fenster geschlossen hatte, setzte er hinzu: „Was essen wir zu Nacht? Eine Suppe?“

„Ja, Haidereiter, eine Zwetschensupp'. Und ich werd' einen Nordhäuser einthun und ein paar Gewürznägelchen. Oder eine Zimmetstang'...“

„Ah, das ist gut, das thu'!“ sagte

Bocholt. „Aber mache flink! Ich will allein sein und früh zu Bett. Und lege mir einen heißen Stein an das Fußende.“

Griffel murmelte was vor sich hin, weil sie bestimmt gegebene Befehle nicht gern hörte, widersprach aber nicht und brachte die Suppe. Zugleich kam Hilde. Alle Drei setzten sich an den Tisch, und Bocholt sagte: „Wir wollen beten.“

Und Griffel und Hilde falteten sofort die Hände und warteten; denn gemeinhin sprach er das Gebet. Aber heute sah er vor sich hin, und als Alles schwieg, rief er barsch: „Wird es? Bete, Hilde!“

Und Hilde betete: „Segn' uns, Vater, Speiß' und Trank, Du giebst den Segen und wir den Dank.“

„Du sprichst es immer so leise, Hilde. Glaubst du nicht dran?“

„Ich glaube dran.“

„An was?“

„An Gottes Segen. Und an seine Gnade.“

Der Haidereiter lächelte vor sich hin: „Ist das von Sörgel oder von dem Alten oben? ... Aber die Supp' ist so heiß ...“

„Ihr hattet einen Frost vorhin.“

„Ja, vorhin. Aber jetzt ist es vorbei. Geh', Hilde, mach' das Fenster auf, alle beid'. Es ist eine wahre Höllehitze hier. ... Und wo nur der Martin bleibt? Ich möcht' etwas Kühles, 'ne Satte Milch ...“

Und Hilde wollte gehen, um die Milch zu holen. Aber er hatte sich inzwischen eines Anderen besonnen und sagte: „Nein, laß nur. Es geht vorüber. Ich ärgere mich über den Jungen, das ist Alles. Immer unpünktlich, und weiß doch, daß ich's nicht leiden kann.“

„Es ist heute Lohntag,“ antwortete Hilde. „Vielleicht daß er sich bei den Holzknechten verspätet hat. Ich denk' ... er kann jeden Augenblick kommen.“

„Meinst du?“ sagte der Haidereiter,

und der Löffel flog ihm in der Hand, während er an Hilde vorbei nach der Thür sah.

Aber es blieb Alles still, und der Alte fand sich wieder zurecht und erzählte von den Franzosen und aus seiner Soldatenzeit. Und dann erzählte Griffel eine Gespenstergeschichte, „aber eine wahre“.

„Dummheit,“ sagte Balzer und erhob sich.

Und auch Griffel und Hilde standen auf und waren froh, als sie das Zimmer verlassen konnten. Sie setzten sich draußen an den Herd, um sich in Möglichkeiten zu erschöpfen, wo der Martin geblieben sein könne.

„Der Alte läßt ihm zu wenig freie Hand,“ sagte Griffel, „und das ärgert ihn, und er will's ihm zeigen. Und hat auch Recht. Ich wett', er hat Gesellschaft gefunden und ist unten im Dorf. Es wird noch manchen scharfen Tanz geben. Aber er setzt es durch, und muß auch so sein.“

Und damit trennten sie sich, und Hilde ging hinauf und hielt oben an der Treppe.

Die Thür zu Martin's Kammer stand weit offen, und sie sah, wie der Vollmond ins Fenster schien, ernster und größer als sonst, als suchte er wen. Oder als wolle er etwas sagen.

Und von einer unendlichen Angst ergriffen, wandte sie sich ab und lief in ihre Stube hinüber.

* *

Balzer Bocholt athmete tief auf, als er allein war. Er hatte sich bezwungen, ein paar Mal unter Daransetzung seiner ganzen Kraft; nun endlich war er's los und konnte sich gehen lassen, ohne Furcht, durch eine Miene das Geschehene zu verrathen. Er schritt auf und ab und fühlte von Minute zu Minute, wie's ihm freier und wohler um die Brust wurde. Doch mit eins überfiel's ihn wieder, und die

Möglichkeit sah ihm starr ins Gesicht: er sei nicht todt und könne wiederkommen. Und könne die Hand gegen ihn erheben zur Anklage vor Gott und Menschen. . . Und dann wieder sah er ihn in seinem Elend daliegen, nicht lebend und nicht todt, und ein Schauer natürlichen Mitgefühls ergriff ihn, nicht mit dem Sohn, aber mit der leidenden Creatur. Und es war ihm, als packe ihn wer und wolle ihn würgen, und zuletzt trat er ans Fenster und sah in die Nacht hinaus und horchte, ob wer käme oder ob sie wen brächten. Aber es kam Keiner und sie brachten Keinen, und er hörte nur jedes Blatt, das vom Baume fiel, und weit aus der Ferne her das Stampfen und Klappern von Diegel's Mühle. Dort lag er, aber noch diesseits, in dem vorderen Eisbruch, und indem er so hinstarrte, ward ihm zu Sinn, als sähe er jeden Stamm und dazwischen die Wasserlachen. Und in jeder einzelnen spiegelte sich der Mond. Und weil er des Bildes los sein wollte, wandte er sich ab und lenkte den Blick der anderen Seite zu. Da lag das Dorf und der Sternenhimmel darüber. Und als er hinaussah in den ewigen Frieden, siehe, da war es ihm, als stiege der Engel des Friedens hernieder und segne jedes Haus. Und nun kam er das Thal herauf, in Mittelhöhe schwebend; aber als er sich seinem Hause näherte, wich er aus und stieg höher und höher, bis er hoch über dem Eisbruche stand. Bis in die Sterne hinein. Und nun erst senkte sich der Engel wieder, immer tiefer, bis er zuletzt in den Wipfeln der Bäume schwand. Was wollte er da? Zu wem kam er? . . . Er wußte es wohl . . . jetzt lösch das Leben aus.

Und danach trat der Alte vom Fenster zurück und warf sich halb ausgekleidet aufs Bett, und war beruhigt und gequält zugleich, und seufzte und stöhnte, bis gegen Morgen der Schlaf kam.

Er schlief noch, als Joost an die halb offene Thür des Alkovens trat und hineinsah. „Wi em siene Bost geiht; ümmer upp und dahl . . .“ Und er stahl sich wieder fort, um ihn noch weiter schlafen zu lassen.

Eine Stunde später aber trafen sich Alle bei der Morgensuppe. Der Haidereiter hatte seine Ruhe wieder und aß und trank, und da weder Griffel noch Hilde das Wort nahmen, begann er nach einer Weile: „Länger geht's nicht; wir müssen ihn suchen gehen. Aber wo?“

Da warf sich Hilde vor ihm nieder und bekannte, zitternd vor Schuld und Reue, sie hätten sich oben auf Kunerts-Kamp gesehen, keine hundert Schritte von ihrer Mutter Haus, und die Sonne sei gerade untergegangen. Und da hätten sie gegessen und gesprochen und immer das Läuten von des alten Melcher's Heerde gehört. Und als es gedunkelt, hätten sie sich getrennt. Und sie habe sich nicht geängstigt, weil sie von den Sieben-Morgen her immer noch die Heerde gehört habe. Martin aber sei durch den Wald gegangen und auf Diegel's Mühle zu.

„Wohl, wohl,“ sagte der Alte, der ruhiger blieb, als Hilde gefürchtet. „Also durch den Wald und auf Diegel's Mühle zu. Das ist recht. Da geht er immer und da müssen wir ihn suchen.“

Und er wandte sich ins Dorf, um erst mit dem Schulzen und gleich danach auch mit dem Gerichtsboten zu sprechen, und keine halbe Stunde, so waren Alt und Jung auf den Beinen, um nach des Haidereiters Martin zu suchen. Denn Alle hatten ihn gern und tadelten den Alten, daß er ihn zu streng in der Zucht habe. Das wußte auch der Haidereiter. Und als sie nun die Berglehne hinauf und bis oben an die Sieben-Morgen waren, trat einer von den Büdnern an den wie gewöhnlich auf seiner Graswalze sitzenden Melcher Harms heran und sagte: „Du

seihst joa Allens, Kamm-Melcher. . . Heß em denn nich siehn?" Und der Angeredete strickte weiter und antwortete, während er mit halbem Blicke den Haidereiter streifte:

„Woll. Ich hebb em siehn. Gistern, as de Sünne eb'n unner wihr. Ihrst upp Kunnerts-Kamp un denn upp Ellern-klipp to.“

„Kommt, kommt!“ unterbrach Balzer, dem das Wort Ellernklipp unheimlich zu hören war. Und er führte den Trupp über die Stelle weg, wo der Muthe Hochhufen ihr Haus gestanden, und ging erst bis in die Tiefe des Waldes und zuletzt auf einem weiten Umweg um Diegel's Mühle und das Eisbruch herum. Und war Keiner, der sich gemeldet oder aus freiem Antriebe da hinein gewollt hätte, denn es war eine verrufene Stelle. Gegen Mittag aber waren Alle wieder zu Haus, und im Dorfe hieß es: er sei weg und zu den Preußen gegangen. Und sei nicht zu verwundern. Der Balzer sei zu streng gewesen und wisse es auch. Aber er wolle es nicht zeigen und zwingen sich.

Und so verging der Tag, und auch in des Haidereiters Hause hieß es: er ist weg und zu den Preußen gegangen.

Und der Alte widersprach nicht.

Als aber der Abend nahte, kam es ihm doch in die Seele, daß er hin und ihn einscharren müsse. Sonst habe der Todte keine Ruhe. Da, wo die Binsen um den kleinen Teich stehen, da mußte er liegen oder doch nicht weit davon. Der Boden war da freilich moorig, aber mitten im Moor waren kleine Sandhügel, und auf einem dieser Sandhügel wollte er ihn begraben. Und heute noch. Gleich.

Er nahm eine Jagdtasche vom Rechen und ging, als er sich vergewissert hatte, daß Noost ins Dorf gegangen war, über den Hof in die Geschirr- und Häckselkammer, in deren einer Ecke allerlei Feld- und Gartengeräthe: Senfen und Hacken und Spaten, bunt durch einander

standen. Er suchte darin umher, und als er endlich einen ihm passenden Spaten gefunden hatte, stieß er mit einem kräftigen Stöße das Eisen unten ab und verbarg es in seiner Jagdtasche. Gleich danach aber ging er in seine Stube zurück und wählte sich unter seinen Stöcken einen aus, dem er's ansah, daß er als Stiel in das Spatenöhr passen würde. Und nun hing er sein Gewehr über die Schulter, von dem er nicht gern ließ, und machte sich auf den Weg.

Immer am Bach hin. Aber der Mond oben ließ nicht ab von ihm, und auch wo das Buschwerk am dichtesten war, fielen Lichter und Schatten ein, über die sein eigener sich fortbewegte. Mitunter sprang ein Eichkätzchen von einem Baum auf den anderen, und er fuhr zusammen, wenn er das Knicken der Zweige hörte. Jetzt aber zogen dünne Nebel zwischen den Bäumen hin, und er wußte nun, daß er das Bruch unmittelbar vor sich habe. Und wirklich, nur ein paar Schritte noch, so blinkte von rechts her die weiße Wand von Ellernklipp herüber. Die weiße Wand und ihr zu Häupten die dunkle Tanne. Da drunter war es. Und er nahm nun das Spateneisen aus seiner Tasche heraus und steckte den Stock ins Dehr. Aber das Dehr war zu weit, und er wußte nicht, was thun. In seiner Hast und Verwirrung riß er endlich ein Stück aus seinem Sacktuch heraus und wickelte den Faden um den Stock herum, bis dieser fest saß. Und nun wollte er weiter. Aber er stand wie angewurzelt. „Ich kann's nicht. . . Und wozu auch? 's ist Moorgrund, und der giebt nach, und eines Tages hat er sich selber begraben. Sie werden ihn nicht finden. . . Und wenn doch, so heißt es, er ist verunglückt; ausgeglitten. Und war es nicht so? Oder wer hat es anders gesehen? Einer!“ Und er sah in den Mond hinauf. „Aber der plaudert nicht.“

Und er zog das Spateneisen wieder ab, that's in die Jagdtasche und ging heim.

Als er über den Hof kam, sah er, daß die Geschirrkammer offen stand und Toost ärgerlich und brummend in ihr umher suchte: „Wihr man nu wedder hier mang weßt is! Diß oll Diebstüg. Un man blot dat Hjen. Dat hebbens mitnoahmen, un de oll höltern Krück hebbens mi stoahn loaten.“

Balzer that, als höre er nicht, und ging in seine Stube. Hier hing er die Tasche, statt an den Rechen draußen, in seinen Schrank und schloß zu. Den anderen Tag aber wollte er das Spateneisen wieder an seinen Platz bringen.

Und nun ging er auf und ab und malte sich Bilder über Bilder in die Zukunft hinein. Aber er dachte auch jetzt noch ein gut Theil weniger an seine That als an sein eigen Elend. Es war ihm unerträglich, daß er nicht mehr geradeaus sehen und immer nur schweigen und horchen und auf der Lauer liegen sollte. „Gi, Haidereiter, das ist dein Leben nun! Immer in Wangen und immer in Lüge; rastlos und ruhelos, und so bis zulezt.“

Und er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sah nach dem Gewehr hin und wollte darauf zuschreiten. Aber die Kraft seiner Natur war erschöpft, und er brach zusammen. Und als Grissel und Hilde gleich danach in die Stube traten, lag er ohnmächtig am Boden. Hilde glaubte nicht anders, als daß er todt sei; Grissel aber sah, daß er noch Leben habe, und schickte zum alten „Kamm-Melcher“.

„Es ist vom Blut, Vater Melcher. Ihr müßt ihm die Ader schlagen.“

Der aber schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, 's ist ein Fieber. Und wir dürfen's nicht stören. Er muß Ruhe haben und Lust und Schlaf, oder er stirbt.“

Und sie brachten ihn ins Bett, und Melcher wachte die Nacht und hörte die Phantasien des Kranken.

Am anderen Tage aber kam der Hseburger Doctor, und Grissel versagte sich's nicht, auf Melcher und seinen Eigensinn zu schelten. „Und wenn er stirbt, so hat er ihn auf dem Gewissen.“

„Er hat ihn gerettet,“ sagte der alte Doctor. „Ein Tropfen Blut, und es war vorbei.“

* * *

Es war nun wieder Herbst, der dritte, seitdem Balzer Bocholt in seine schwere Krankheit gefallen war, und die Berglehnen hüben und drüben standen wieder in Roth und Gelb, und die Sommerfäden zogen wieder, und der Rauch aus den Häusern und Hütten stieg geradeauf in die klare, stille Luft.

Es hatte sich nichts geändert im Thal, am wenigsten oben auf dem Schloß, und die Beamten und Verwalter kamen alle Freitage nach wie vor zum Rapport, und das Feuer brannte nach wie vor in der Halle, bei Winter- und Sommerzeit. Auch die schwarze Wittwenhaube der Gräfin hatte noch dieselbe tiefe Schwebbe wie vordem, und nur ihr Haar, das unter der Haube hervorsah, war um ein Weniges weißer und spärlicher geworden.

Und wie die Gräfin oben auf dem Schloß, so Sörgel unten in seiner Pfarre, der nach wie vor zur Lust und Erbauung seiner Emmeroder predigte, trotzdem er nahe an achtzig war. Und wenn er so Sonntags auf seiner Kanzel stand und den Schwindel kommen fühlte, daran er seit Jahren litt, so wußte er rasch ein Ende zu finden und sagte nur: „Der Friede Gottes, der besser ist als alle Vernunft, sei mit euch Allen!“ und gab nach der Orgel hin ein Zeichen. Und ehe eine Minute vorüber war, sang die Gemeinde ihren letzten Vers, und war keiner unter ihnen, der an dem Predigtabbruch einen ernstlichen Anstoß

genommen hätte. Vielmehr schloß ihn Mancher in sein Gebet ein und betete zu Gott, daß er ihnen den alten Sörgel, krank oder gesund, noch lange Zeit erhalten möge. Denn er war ein guter, christlicher Mann, christlich in seinem Gemüthe, wenn auch nicht immer in seinem Bekenntniß, und liebte seine Gemeinde, darin er über fünfzig Jahre getraut und getauft und mit all' seiner Aufklärung keinen nachweisbaren Schaden angerichtet hatte.

Und wie drinnen in Pfarr' und Kirche, so war auch draußen auf dem Kirchhof Alles beim Alten geblieben, und wenn ein Unterschied gegen früher war, so war es der, daß die Stechpalmen etwas höher über die Feldsteinmauer hinausgewachsen und zwei Gräber etwas besser gepflegt waren als seit lange: das von Hilde's Mutter und das von des Haide Reiters erster Frau. Beide standen wieder in Blumen, und während auf dem einen die Gitterknöpfe neu vergoldet waren, waren auf dem anderen die gelben Buchstaben und das Dach über dem Holzkreuz erneuert worden.

In der That, nichts hatte sich verändert, und wer in die Thalschlucht einbog, der hörte wie früher das Klappern und Stampfen von Diegel's Mühle her und sah wie früher die schräg liegende Tanne, die von Ellernklipp herab ihre Nadeln auf den schmalen, an der Felswand hinführenden Fußweg streute. Nichts hatte Wandel oder Abweichung erfahren, auch das Einerlei des Herkommens nicht, und die Tage dreier Jahre, weil sie so gleichmäßig gewesen, waren auch dem Gedächtniß gleichmäßig entschwunden.

Alle, nur einen ausgenommen. Und wenn dieser eine, was nicht selten geschah, unter mancher Zuthat und Ausschmückung in der Spinnstube durchgesprochen wurde, so hieß es von der einen Seite: wie schön sie gewesen sei und wie blaß. Aber Andere lachten bloß und bestritten es und

sagten: sie sei nicht blässer gewesen als sonst. Und warum auch? Es sei doch, trotz seiner fünfzig, ein Glück für sie. Denn was habe sie denn mitgebracht in die Ehe? Natürlich die langen Wimpern. Aber die Wimpern, du mein Gott, die hätten ja von Jugend auf die Mauser gehabt, und neben einer fehlten immer zwei. Und dann das bißchen rothe Haar. I nun, das möchte gehen. Aber woher habe sie's denn? Von der Muthe nicht, die sei schwarz gewesen; und von dem Hochrücken erst recht nicht, der sei pechschwarz gewesen und eigentlich überhaupt bloß ein Zigeuner.

Und so ging das Gerede und Geläch'. Aber an dem Tage, wo die Hochzeit stattgefunden hatte, da war es anders gewesen, und Alles hatte sich herzugebrängt, um das Paar zu sehen. Ueberall, an der Hecke hin, hatten sie schon vom ersten Läuten an gestanden, und in der Kirche hatte kein Apfel mehr zur Erde gekonnt. Und hatte nicht anders sein können, denn auch viele Ilseburger waren herübergekommen, und in dem gräßlichen Chorstuhl hatte nicht bloß die Gräfin gegessen, sondern auch ihr Besuch: Offiziere aus dem Preussischen und Sächsischen her, und darunter ein alter General mit bloß einem Auge und einem schwarzen Seidenfleck auf dem anderen. Und dann war der alte Sörgel von der Sacristei her erschienen und hatte vor dem Altar ein kurzes Gebet gesprochen, ernst und schön; aber eine kleine Weile, da war ihm das Bittern gekommen, an dem er noch mehr litt als an dem Schwindel, und sie hatten ihm einen Stuhl bringen müssen. Und weil er nun so niedrig saß, waren Balzer, Bochoft und Hilde niedergekniet, und so zu den Knieenden hatte der Alte gesprochen und ihnen die Traureden gehalten. Er hatte den Text dazu wohlweislich aus dem Buche Ruth genommen, weil er sich der Vorliebe Hildens für das Weib

des Boas aus früheren Tagen her sehr wohl erinnert hatte. Der Text aber hatte gelautet: „Und Ruth sprach zu Naomi: Laß mich aufs Feld gehen und Aehren lesen, dem nach, vor dem ich Gnade finde.“ So waren die Worte gewesen, über die der Alte geredet, eindringlich, liebevoll und kurz. Und als er zuletzt die Formel gesprochen und sie zusammengegeben, hatte sich Hilde von der Bank erhoben, auf der sie gekniet; aber Balzer Bochoft war noch auf seinen Knien geblieben und hatte sich erst ausgerichtet, als ihm Hilde zugestüstert, es sei Zeit. Und danach hatte Jeder sehen können, wie's ihm um den Mund gezuft, Keiner aber deutlicher als der alte Melcher Harms, der all die Zeit über unterm Chorstuhle der Gräfin gestanden.

Und danach hatte man die Kirche verlassen, und alle Geladenen waren in das Hochzeitshaus hinübergegangen, um an dem Schmaus und der Freude des Tages theilzunehmen; an Melcher Harms aber, der seitens des Haidereiters nicht aufgefordert worden, war einer der gräflichen Diener mit der Weisung herangetreten, daß ihn die Gräfin um die sechste Stunde zu sprechen wünsche.

Da hatte sich der Alte verneigt. Und mit dem sechsten Glockenschlage war er erschienen und durch die große Halle hin auf einen mit einem vergoldeten Gitter eingefassten Balcon geführt worden, auf dem die Gräfin mit ihren Gästen Platz genommen und eben ein angeregtes Gespräch begonnen hatte. Zumeist mit dem alten General, der quer saß und mit seinem zugeklebten Auge — denn die Dinge dieser Welt bedeuteten ihm nichts mehr — in die Landschaft sah. Als aber die Gräfin ihres Schützlings ansichtig geworden, hatte sie sich erhoben und ihn ihren Gästen als ihren „besten Freund“ vorgestellt, was bei den jungen Herren ein Lächeln und eine Verwunderung, bei dem alten

General indessen, der ein Zinzendorf'scher war, eine freudige Zustimmung gefunden hatte.

„Setzt Euch, Melcher Harms. Hierher, bitte. Ich habe den Herren von Euch erzählt. Und der Herr General, der im Bekenntniß steht und an die Wunder und Wege Gottes glaubt, möcht' Euch kennen lernen und ein Wort von Euch vernehmen. Ihr waret in der Kirche heut' und habt den alten Sörgel gehört. Wie schien er Euch?“

„Er hat mir das Herz getroffen. Und das hat er, weil er die Liebe hat. In der steht er und wirket in Segen, obwohl er den Quell des Glaubens vermissen läßt, um die, die wahrhaft dürsten, damit zu tränken. Er hat nur die zweite Liebe, die Menschenliebe. . . Zumeist aber liebt er die Hilde, das liebe Kind, das nun heute seines Pflegevaters ehelich Weib geworden ist. Und Gott gebe seinen Segen und thue das Füllhorn seiner Gnaden auf und woll' Alles zum Guten und Besten wenden.“

„Aber, Vater Melcher, das klingt ja fast, als fürchtetet Ihr ein Gegentheil! Und ich denke doch, Alles liegt gut. Ich habe wohl reden hören von des Haidereiters Sohn und daß sie den geliebt hätt' und nicht den Alten. Aber Ihr wißt, wir haben ihn in unseren Amtsblättern aufrufen lassen und danach in allen Gazetten, ohne daß er gekommen wär' oder ein Zeichen seines Lebens gegeben hätte. Und ist nun todt besunden und erklärt. Oder glaubt Ihr, er werde wiederkommen?“

„Er wird nicht wiederkommen,“ antwortete Melcher, indem er seine Stimme hob. „Und wenn er wiederkommt, so kommt er, woher wir ihn nicht rufen können. Und kommt freiwillig, um noch zu ordnen, was zu ordnen ist. Denn ewig und unwandelbar ist das Gesetz!“

Alle horchten auf.

Die Gräfin aber entgegnete: „Ich weiß, Vater Melcher, daß Ihr an solche Erscheinungen glaubt, und ist nicht Ort und Stunde, dafür oder dawider zu streiten. Und auch nicht darüber“ — und hier verbeugte sich der alte General gegen die Gräfin — „ob nicht die Gnade mächtiger und unwandelbarer ist als das Gesetz. Ueber all' das nicht heute. Heute nur das: Ihr wißt, daß er todt ist?“

Der Alte bejahte.

„Nun denn, so seh' ich nicht, was Euch Furcht oder Sorge schafft. Oder mißtraut Ihr dem Manne? Daß er bei Jahren, ist nicht vom Nebel. Es sind nicht die schlechtesten Ehen, wo der Mann sein Ansehen verdoppelt, weil er zugleich ein Vater und Erzieher ist. Ich hab' umgekehrt mehr Ehen daran scheitern sehen, daß dies Ansehen fehlte. Der Balzer Bochoolt aber hat das Ansehen; er ist ein ehrenhafter Mann und wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben.“

Der Alte schwieg.

„Ihr schweigt. Wenn Ihr es anders wißt, so sagt es. Ich hab' eine Theilnahme für das Kind. Ich meine für die junge Frau.“

„Nein, er wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben,“ wiederholte Melcher Harms die Worte der Gräfin. „Und doch ist es ein Zwang.“

„Ihr müßt deutlicher sprechen, Vater Melcher. Ihr seid zu vorsichtig in Eurer Rede.“

„Nun denn, Gräfin, sie hat nie ver-
gessen, was er an ihr gethan; aber zugleich auch ist sie die Furcht vor ihm nie los geworden. Und aus Furcht und Dankbarkeit ist es gekommen, und aus Furcht und Dankbarkeit hat sie ja gesagt.“

Unter diesem Gespräch hatte sich die Theilnahme des alten Generals, dem in der That ein gut herrnhutisch Herz in der Brust schlug, immer aufrichtiger dem „Erweckten von Emmerode“ zugewandt;

die Gräfin aber antwortete: „Sörgel und Ihr, Melcher Harms, ihr seid ihr Freund. Aber Ihr wißt doch, was die Leute sagen: sie lebe so müd' und matt in den Tag hinein; und stille Wasser seien tief. Und sei Keiner, dem sie's nicht angethan. Und habe doch selber kein Herz und keine Liebe. Ja, lächelt nur! Ihr seht, ich habe meine Zuträgerschaften. Aber ich mißtraue solchem Urtheil, und nun sagt mir das Eure.“

„Wer das Alles von der Hilde gesagt hat, der hat sie gut genug gekannt. Aber er ist auf halbem Wege stehen geblieben. Ja, Gräfin, es ist eine sehnsüchtige Natur, die Liebe will. Und daß ich's sagen muß: auch irdische Liebe. Danach trachtete sie durch Tag und Jahr und wartete darauf und wartet noch. Und ist All' umsonst, wie lang sie warte. Denn ich seh' ihre Zukunft so klar wie die Tanne drüben auf Ellernklipp, und weil sie's auf Erden nicht finden wird, so wird sie's suchen lernen dort oben und wird sich klären und in himmlischer Liebe leben und sterben. Und wird ein Engel sein auf Erden. All' das seh' ich, und sehe nichts mehr von ihrer Schuld und Schwäche. Ja, Gräfin, eine Gebenedeite wird sie sein, sie, die heute nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes ihres Pflegevaters Frau geworden ist. Und wird die Kraft haben, viel Manchen von uns frei zu beten, zumal auch Einen, den ich heute nicht nennen will.“

Er hatte das Alles mit dem ganzen Leuchteblick eines echten Conventiklers gesprochen, der sich seiner Prophetengabe voll bewußt ist, und selbst die jungen Herren, die sich anfangs nur spöttische Bemerkungen über das „Orakel von Emmerode“ zugeflüstert hatten, waren still geworden. Der alte General aber, als Melcher Harms jetzt aufstand, stand mit ihm auf und gab ihm das Geleite durch Saal und Halle hin bis an die Wendeltreppe.

Die jungen Offiziere ihrerseits hatten inzwischen ihren Uebermuth wiedergewonnen und zogen sich, ungestört von der Gräfin, in eine Balconee zurück, die jedem einzelnen einen Blick auf das Thal und das gegenüberliegende Haus des Haidereiters gönnte.

„Sieh, Lothar,“ sagte der eine, „sie stecken jetzt drüben die Lichter an.“

„Aber ohne Hymens Fackel.“

„Es wird so schlimm nicht sein,“ entgegnete der erste wieder. „L'appetit vient... Und nun gar die: blaß und rothblond, und matt und müde. Wir sagen ‚languissant‘, und ich denke, wir wissen, was es meint.“

„Aber languissant ist irdisch. Und du hast doch gehört, mit dem Irdischen ist es für sie vorbei.“

„Nicht doch. Er sprach bloß von der Zukunft. Und wenn wir auf die warten, ich mein' auf die Zukunft, so wachsen wir uns auch noch in die himmlische Liebe hinein. Weiläufig, wie denkst du sie dir?“

„Entbehrlich.“

Und sie lachten und medifirten weiter.

In des Haidereiters Haus aber wuchs der festliche Lärm, und als spät nach Mitternacht Alles heimkehrte, war Keiner, der nicht versichert hätte, daß dies die lustigste Hochzeit seit Menschengedenken gewesen sei.

„Und je lustiger die Hochzeit, desto glücklicher das Paar.“

* *

Ja, das war der Tag, der unvergeßen in Emmerode fortlebte, und nur einer war, der eine beinahe gleiche Theilnahme geweckt hatte, der, an dem es hieß: „Die Störche ziehen, aber in Bochohl's Haus ist einer angekommen.“ Und so war es; Hilde war eines Kindes genesen, eines Knäbleins mit spärlichem rothblondem Haar, und die weiße Frau hatte gesagt:

„Es wird nicht alt. Es ist zu hübsch und zu durchsichtig und sieht aus, als wüßt' es Alles.“

Und nur zu bald zeigte sich's, daß die weiße Frau richtig gesprochen, obschon es anfänglich gedieh und runde rothe Backen hatte. Doch ehe noch ein Vierteljahr um war, konnte Jeder sehen, daß es krank war, denn mit eins wurde es blaß, und seine Wimpern schlossen sich und das Athmen wurde ihm schwer. Und wenn dann der Anfall vorüber war, schlief es ein und nahm keine Nahrung und schlief viele Stunden lang, als wäre es todt. Und dann kniete Hilde vor der Wiege nieder und seufzte leise: „Armes Kind,“ und küßte es, erst still und dann leidenschaftlich; ach! sie durst' es, ohne Furcht und Sorge, es aus dem Schläfe zu wecken. Das müde Kind schlief eben weiter. Und zuletzt kam Griffel, die, seit das Kind da war, wieder zu Hilde hielt, und schickte die junge Frau hinaus, in Feld oder Garten, „daß sie doch mal was Anderes säh' als das arme franke Wurm“, und setzte sich selbst heran, auf einen Schemel oder eine Fußbank, und sang ihr „Bukiken von Halberstadt“ mit solcher Gewalt über die Wiege hin, daß es immer war, als ob sie dem Kinde was von ihrer eigenen Lebenskraft einsingen wollte. Und dabei ging die Wiege wie auf hoher See. Wenn dann aber ein neuer Anfall kam, so holte sie heiße Tücher vom Ofen oder aus der Küche her und legte sie auf den Leib des Kindes; denn sie hatte ganz bestimmte Heilmittel und ging davon aus, daß es ein „Reißen“ sei; „Kinder hätten immer das Reißen, und sei kein Unterschied, ob in Kopf oder Zahn, oder Ohr oder Leib.“ Aber die heißen Tücher machten es nur schlimmer, und die heftigen Anfälle minderten sich erst, als Griffel eines Tages mit dem alten Melcher Harms gesprochen und dieser ihr gesagt hatte: sie solle die heißen Tücher lassen und statt ihrer einen

Doppel-Species oder einen großen Mansfelder Thaler auf die Herzgrube des Kindes legen. Und wenn er da drei Vaterunser lang gelegen, dann solle sie den Species oder den Mansfelder wieder fortnehmen und einen neuen hinlegen. Denn das Kind brauche Kühle, nicht aber Hitze.

Das half denn auch, wenigstens auf Wochen hin, und der alte Melcher Harms würde vielleicht noch weiter geholfen und jedenfalls der Mutter ein Trosteswort gesprochen haben, wenn er nur hätte ins Haus kommen und das Kind sehen dürfen. Aber das litt der Haidereiter nicht, und als Hilde sich ein Herz nahm und es bei sich bietender Gelegenheit in bestimmten Worten von ihm erzwingen wollte, wurde er roth und sah so böse aus wie früher, wenn ihm die Bohnader schwellte. In allem Anderen aber war er stiller geworden und weniger streng und ließ Vieles hingehen, und nur gegen den Melcher Harms, wie Hilde mit jedem Tage mehr erfahren mußte, verblieb ihm ein Groll, der um so tiefer saß, als er sich mit dem mischte, was er sonst nicht kannte: mit Furcht. Er muthmaßte nämlich, daß der Alte damals, als er an seinem Bette gewacht, allerlei von dem, was das Fieber auszuplaudern pflegt, gehört haben müsse. Von diesem Verdacht konnte er nicht los, und eines Tages, bald nach der Hochzeit, wurde es ihm wie zur Gewißheit.

An diesem Tage war Melcher Harms wie gewöhnlich des Weges gekommen, seinen Spitz neben sich und sein Strickzeug in der Hand, und die Kühe des Haidereiters, als sie das Läuten von fern her gehört, waren von selbst aus der offenen Stallthür getreten und hatten sich angeschlossen. Alles wie sonst. Und so war der Alte vorbeigezogen, mit einem Gruß gegen Hilde, die, blässer noch als gewöhnlich, an dem offenen Fenster gestanden

hatte. Hinter dem Gehöft aber war er nicht nach rechts hin auf die Berglehne hinaufgebogen, sondern hatte, weil die Sieben-Morgen schon abgeweidet waren, Alles weiter thalaufwärts, auf Diegel's Mühle zu, getrieben. Ueberall stand Unterholz, und der schmale verwachsene Weg hielt ihm von beiden Seiten her die Heerde zusammen. Und so war er bis dicht an den Fuß von Ellernklipp herangekommen und hatte schon das Elsbruch oder doch die Borläufer davon zu seiner Rechten, als sein Spitz, ein altes abgerissenes Stück Zeug zwischen den Zähnen, aus dem Gebüsch herauskam und es zu Füßen seines Herrn niederlegte. Der bückte sich, und weil er sparsam sein gelernt hatte, nahm er's auf und that es in seine Ledertasche. Und siehe, es traf sich, daß er auf der Stelle fast einen Nutzen daraus ziehen sollte. Denn als sie wenige Minuten später aus dem Bruche wieder heraus waren und eben etwas lehn an einem Plankenzaune vorbei wollten, wurde die vorderste von des Haidereiters Kühen in die Planken hineingedrängt und riß sich an einem rostigen alten Nagel das Fleisch dicht über dem Knöchel auf. Es blutete heftig, und Melcher, als er's sah, legte den Leinenlappen, den ihm sein Spitz aufgestöbert hatte, sorglich um die Wunde herum.

So verging der Tag.

Als aber Zoost am Abend in der Stallthür stand und beim Anblick der rückkehrenden Heerde gewahr wurde, daß die Braune, die die beste Milchkuh war, lahm ging und bei jedem Schritt einknickte, rief er den Haidereiter, daß er käme und sähe, was es sei. Der kam denn auch und wickelte zunächst den Verbandlappen wieder ab. Als er ihn aber in Händen hielt und sah, daß es das Stück Sacktuch war, das er damals abgerissen und um den Spatenstock gewickelt hatte, kam ihm ein Schwindel, und er fiel ohnmächtig an

der Stallthür nieder. Und in der Nacht sprach er wieder irr, und Alle glaubten, daß er einen Rückfall in die schwere Krankheit haben werde. Doch er überwand es, und eine Woche später ging er wieder in den Wald und hatte seinen Muth und seine Farbe wieder; nur dem Melcher Harms wich er aus, weil es bei ihm feststand, er habe es ihm zeigen wollen. Darin aber ging er fehl. Alles war Zufall gewesen (wenn es einen Zufall giebt), und nur in dem Einen traf er's, daß der Alte, so wenig er einen bestimmten Beweis in Händen hatte, vor sich selber fest überzeugt war: der Haidereiter wisse nicht bloß um Martin's Tod, sondern sei schuld daran.

Unter allen Umständen aber war es von dem Tage an, daß Balzer Vocholt erklärt hatte, den Melcher Harms in seinem Hause nicht mehr sehen zu wollen. Ja, sein Groll war weiter gegangen und hatte von Hilde gefordert, daß sie die Freundschaft mit ihm fallen lasse. Das passe sich nicht für sie. Die Gräfin oben, die dürfe das. Aber eines Haider Reiters Frau, die müsse sich in ihrem Stand halten und dürfe nicht Freundschaft haben mit einem Schäfer.

Und Hilde widersprach nicht und unterwarf sich in Allem.

Als aber das Kind kam und kränkelte, da schickte sie doch die Grissel heimlich hinauf und ließ fragen, und als es immer schlimmer ward und auch der Species und der große Mansfelder Thaler auf der Herzgrube nicht mehr helfen wollten, da faßte sie sich ein Herz und stieg selber hinauf auf die Sieben-Morgen und brachte dem Alten oben das Kind, daß er sähe, was es sei. Und er legte sein Ohr an die Brust des Kindes und behorchte den Athem und wie das Herz ging. Und dann gab er es ihr zurück und sagte: „Ja, Hilde, das Kind ist krank.“

„Ach, was ist es? Ihr seid so klug,

Melcher Harms. Macht es mir wieder gesund. Ihr kennt alle Kräuter und habt so viele Mittel und Sprüche. Helft ihm doch. Seht, es ist mein Ein und Alles. Und wenn es stirbt, so habe ich nichts mehr. Denn ich werde kein anderes haben. Und ich will auch kein anderes; nein, nein! Ach, weiß es Gott, ich habe mir auch dieses nicht gewünscht. Aber nun ist es da und sieht mich immer so still und so traurig an, und nun möcht' ich doch, es bliebe mir. Und ist mir mehr werth als die ganze Welt. Und mir ist, als lebt' ich nur noch, daß ich ihm mit Thränen und Küssen den Blick fortschaffe. Ja, das möcht' ich, Melcher Harms. Und daß es mal lächelt und ohne Klage und Vorwurf. Und ist mir gleich, ob Ihr ihm Kräuter gebt oder ob Ihr es besprecht. Ich will nur, daß es lebt und nicht mehr so traurig sieht.“

Er hatte der jungen Frau Hand genommen und sagte: „Was ich wußte, Hilde, das hab' ich gesagt. Und da hilft kein Kraut, von dem ich weiß.“

„Ach, so betet es gesund.“

Er schüttelte den Kopf. „Du bist noch jung. Wer aber alt ist, der weiß, mit dem Beten ist es ein eigen Ding und ist nicht wohlgethan, es eigensinnig von Gott abringen zu wollen. Er willfahrt uns, denn das Gebet ist mächtig mitunter, aber er thut es widerwillig, und ich habe noch keinen Segen davon gesehen. Und darum mag ich's nicht. Und ist was Gewaltthames dabei. Nein, Hilde, laß es. Aber irdisch Wissen und irdische Mittel, die sind erlaubt, und so rath' ich dir, versuch' es mit dem alten Schliephake drüben und fahr' hinüber nach Iseburg. Der ist klug und hat deinen Mann aus der großen Krankheit wieder aufgebracht. Und wenn wer helfen kann, so wird der helfen. Aber du mußt dich eilen und deinem Mann nicht sagen, daß ich dir's gerathen habe, sonst sagt er nein. Denn er

mißtraut mir und glaubt, daß ich Uebles gegen ihn im Schilde führe. Darum nenn' ihm meinen Namen nicht. . . Du bist ja 'ne Frau und wirst dir zu helfen wissen."

Und sie versprach es lächelnd und ging. Und der Alte sah ihr nach. Aber es war die Hilde nicht mehr, die, die Butte auf dem Kopf und die rechte Hand in die Seite gestemmt, auf die Sieben-Morgen hinaufgestiegen war.

Elend war sie, elend und lebensmüde wie das Kind, das sie weinend an ihrem Busen barg.

* * *

Hilde that nach des alten Melchers Rath, und es vergingen nicht drei Tage, so hielt der kleine Jagdwagen vor der Treppe des Hauses, und Hilde stieg auf und ließ sich das Kind reichen, das heute das Köpfchen fast verdrießlich in die Kissen barg. Es war, als ob es wisse, was ihm diese Fahrt bedeute. Zuletzt erschien auch der Haidereiter, schwang sich über das Rad weg auf den Vordersitz hinauf und nahm die Leinen aus Joost's Hand, der schon vorher das Büchsgewehr in den anderen Eckplatz gestellt hatte. Denn in Ilseburg war Freischießen, und Balzer, der seit Jahr und Tag nicht hinübergekommen war, wollte mal wieder mit dabei sein.

Und nun zogen die Pferde an, und Griffel, die dem Fuhrwerke nachsah, sagte zu Joost: „Oll Schliephake. . . Klook is he. . . Avers wat helpt et? He wahrd oof nich veel ut em moaken."

„Worüm fall he nich?"

„Wiel unj' Lütt utgeiht as 'n Licht. . . Un weetst, wat id disse Nacht siehn heww?"

„Nei. Wohier fall id?" antwortete Joost.

„'n Sarch wier et. . . Un stumm upp unsen Floor."

„Un wihr leeg in?"

„Jek künn et nich recht siehn. Een witt Doog leeg dröver, un id glöw', et wihr de Lütt. . . Un denn wihr et oof wedder so grot."

„Se seggen joa, dat bedüt' immer wat Goods."

„Joa, vör twelven."

Und während sie so sprachen, fuhr der Wagen durchs Dorf und alsbald an einer hohen, etwas zurücktretenden Berglehne hin, über deren Tannenwald ein bläulicher Nebel lag. Aber zur anderen Seite der Straße dehnte sich Alles in klarer Luft: Brach- und Stoppelfelder und dazwischen ein paar verspätete Haferstreifen. Und wo das Feld inmitten des Flachlandes leise wieder anstieg, standen ein paar Burgtrümmer und Schindelthürme.

Die Bocholt'schen Eheleute sprachen nicht. Balzer hatte mit den Pferden zu thun, die seit ein paar Tagen nicht herausgekommen waren, und Hilde sah auf das Kind und mühte sich, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Umsonst, es wollte nicht lächeln und wandte sich unwirsch ab, als es merkte, daß es sich durchaus freuen sollte. So ging es unter den schwer tragenden Apfelbäumen hin, die von links und rechts her den Weg einsaßen und Hilden einmal über das andere mit einer Zweigspitze streiften. Einmal griff sie danach, riß einen Apfel ab und hielt ihn dem Kinde hin. Und sieh, es lächelte und streckte die Hand danach. Und nun lächelte auch Hilde.

So ging die Fahrt, und als sie den halben Weg hatten und den Berg hinauf waren, der hinter einem der alten Klosterdörfer ansteigt, sahen sie das schöne Ilseburg mit seinem Thurm und seinem Schlosse vor sich liegen, und an einem ausgestorbenen Kirchhof entlang, über dessen eingefallene Gräber hin eine ganze Wildniß von Hollunder und Hagebuttensträuchern wuchs, fuhren sie durch ein

seitwärts gelegenes Gatter in das Städtchen hinein.

In allen Straßen war Lust und Leben, und Balzer freute sich von Herzen, mal unter Menschen zu sein und etwas Anderes zu sehen als eine weinende Frau. Das mit dem Kinde hielt er für nicht so schlimm und entsann sich mit einem gewissen Behagen, daß ihm in seinen jungen Jahren von seiner Mutter immer wieder und wieder erzählt worden sei, er sei klein und dürrig und überhaupt ein schwaches Kind gewesen. Und so stand ihm denn fest, daß ihm der alte Schliephake, den er von seiner großen Krankheit her schätzte, nicht bloß einen guten Rath, sondern auch einen guten Trost geben werde. Warum sollte es denn auch ein schwaches Kind sein?

An der Eisenbrücke war ein Wirthshaus mit einem an einem Arm hängenden Schilde, darauf ein goldener Ritter mit geschlossenem Visir abgebildet war. Muthmaßlich ein alter Emmeroder Graf. An diesem Wirthshause hielten sie, stiegen ab und gingen nach einer kurzen Zwiesprach mit der Wirthin auf des Doctors Haus zu, das in nächster Nähe gelegen war.

Sie fanden ihn in einer Hinterstube, gerade damit beschäftigt, über den Hof hin einen ganzen Regen von Gerstenkörnern auszustreuen. Denn er war ein leidenschaftlicher Tauben- und Hühnerzüchter, und wenn die zwei jungen Hähne, die den Hof beherrschten, die Glucken und Küken nicht nahe genug heranließen, so griff er in eine neben ihm stehende Schüssel mit Kartoffeln und Mohrrüben und warf die Stücke mit solcher Geschicklichkeit nach den allzu Zudringlichen, daß sie, kollernd und krähend, auf ein paar Augenblicke das Feld räumten. Er nannte das seinen „Schutz der Wittwen und Waisen“ und verschwor sich hoch und theuer, daß die ganze Welt in derselben Weise regiert werden müsse.

Die Bocholt'schen Eheleute hatten nach einer halb herzlichen, halb verlegenen Begrüßung am Sophatische Platz genommen, und Hilde säumte nun nicht länger, unter einem Strome von Thränen Alles vorzutragen, was ihr das Herz bedrückte. Balzer wollte verbessernd dazwischen sprechen, aber der Doctor wies ihn mit einer leisen Handbewegung zurück und sagte: „Nicht doch, Bocholt. Eine Mutter sieht immer am besten. Und jedenfalls besser als ein Vater.“ Und danach nahm er das Kind aus den Kissen und behorchte seinen Athem und den Schlag seines kleinen Herzens, ganz wie Melcher Harms es seinerzeit gethan hatte.

Das waren erwartungsvolle Minuten. Endlich aber gab er das Kind an Hilde zurück und sagte: „Geht ins Freie mit ihm, liebe Frau. Die Luft ist zu schwül und zu drückend hier. Und Luft ist Alles für das Kind. Ich will aber doch etwas aufschreiben, zur Erleichterung, und es Eurem Manne geben. . . Er kommt Euch dann nach.“

All das klang ihr nicht gut und trostreich, und sie sah wohl, daß er allerlei Dinge zu sagen hatte, die sie nicht hören sollte. Sie ging aber, und als Schliephake, der ihr mit dem Ohre gefolgt war, die Hausthür ins Schloß fallen hörte, schob er seinen Stuhl näher an Balzer heran und sagte: „Ich wollt' erst Eure Frau fort haben; Ihr aber, Bocholt, Ihr müßt es hören können. . . Es muß sterben.“

Balzer Bocholt fuhr zusammen und sagte dann, indem seine Stimme stotterte: „Warum sterben?“

„Weil es kein Leben hat. Es ist weß, so weß, daß jede Stunde Leben ein Wunder ist.“

Aber das gefiel dem Haidereiter nicht, der ein dünkeltoller Mann war und in seinem Dünkel auch auf seine Kraft und Kernigkeit große Stücke hielt. Und er antwortete mit sichtlich Verstimmung:

„Ich bin ein gesunder Mann, Doctor, und hab' eine junge Frau.“

Schliephake lächelte vor sich hin und sagte, während er seine Hand vertraulich auf des Haidereiters Knie legte: „Wohl, ich seh' schon, es mißfällt Euch, und Ihr hört nicht gern von dem welken Kind. Aber daß ich's Euch sage, Balzer Bocholt, mit unserer Kraft ist nichts gethan, und ist nicht besser damit als mit unserem Wissen. Alles ist Stückwerk und nichts weiter.“

Er schwieg eine Weile. Als er aber wahrnahm, daß ihn der Haidereiter immer noch verwundert ansah, nahm er wieder das Wort und sagte: „Ja, Balzer Bocholt, Ihr starrt mich an. Aber seht, unsere Stunden sind nicht gleich, und an der Stunde hängt Alles. Und oft auch am Augenblick. Ihr seid ein rüstiger Mann, und Eure fünfzig haben Euch noch nicht viel gethan. Es stimmt noch in Brust und Rückgrat, und von dem bißchen Grau sprech' ich nicht, das kleidet Euch. Aber wie steht es hier?“ und dabei stieß er leise mit dem Finger auf Balzer Bocholt's Herz.

Der verfärbte sich.

„Und,“ fuhr Schliephake fort, „wie steht es mit Eures Weibes Herz? Ihr sollt mir die Frage nicht beantworten, und vielleicht auch könntet Ihr's nicht. Denn wer liest in anderer Leute Herzen und nun gar in eines Weibes Herz! Aber das will ich Euch sagen: auf das Herz kommt es an; das Herz entscheidet. Und wo Freude wohnt, da giebt es Leben, und wo Leid wohnt, da giebt es Tod. Und das Leid hat eine große Gevatterchaft: Angst und Noth und Kummer und Reu. Und wenn Ihr so feste Rippen hättet wie der Halberstädter Roland, und es zehrte was hier, so wäre es nichts mit Eurer Kraft. Und an Jedem zehrt es mal, mal so mal so, und wandelt ihm die Kraft in Unkraft. Im Letzten freilich ist

Alles Geheimniß, es heiße nun Leben oder Tod. Aber das ist gewiß, Eures Kindes Herz ist krank, und es muß sterben.“

Ein Verdacht, ähnlich dem, den er gegen Melcher Harms hegte, schoß einen Augenblick in des Haidereiters Herzen auf. Aber er bezwang sich rasch wieder und dankte dem Alten für seinen Rath, so schmerzlich ihm derselbe gewesen. Und danach bat er ihn noch, ihm, wie er's vorgehabt, etwas für das Kind aufschreiben zu wollen, wenn auch nur zum Schein und um der Frau willen. Und als er den Zettel in Händen hatte, ging er murmelmünd und kopfschüttelnd aus dem Hause, um Hilden aufzusuchen.

Er war fest entschlossen, ihr von dem angeblich hoffnungslosen Zustande des Kindes nichts zu sagen, und fand sich um so leichter in diese Rolle hinein, als des alten Schliephake Wort ihn noch viel mehr verdrossen als betrübt hatte. Wohl, er liebte das Kind; aber wenn es doch nicht leben konnte, so war es am besten todt.

Er blieb nicht lange mit Hilde, ging vielmehr bald auf die Wiese hinaus, wo das Freischießen schon im Gange war, und freute sich, als er von der angeheiterten Gesellschaft mit einem Hoch empfangen wurde. Hart am Scheibenstande plätscherte die Kugel vorüber; am anderen Ufer aber stieg der Unterbau des alten Schlosses auf, und von allen Seiten her schmetterte Musik und Klang aus den Bergen wieder.

„Nun, Haidereiter,“ rief ihm einer von den Hseburgern zu, „schießt für mich. Ich bin an der Reihe, so habt Ihr den ersten Schuß.“ Und er nahm es an. Aber die Kugel traf nur den Rand, und allerlei Stichelreden wurden laut, die den Alten in seiner Eitelkeit und Standesehre verdrossen, so wenig böse sie gemeint waren. Und als auch ein zweiter Schuß wieder ein Fehlschuß war oder doch nicht viel besser, verließ er auf Augenblicke

den Schießstand, um in der Budenreihe, die den Schützenplatz einfaßte, sein Glück zu versuchen. Er wollte dem Kinde ein Spielzeug gewinnen, oder vielleicht war auch ein Aberglaube dabei, und so warf er denn dreimal und zuletzt so heftig, daß der eine der drei Würfel über die Bande sprang. Aber er blieb jedesmal unter zehn, und weil er nicht mit leeren Händen heimkehren wollte, wie wenn er des Kindes gar nicht gedacht habe, so sah er sich gezwungen, Einiges von dem Spielzeug zu kaufen.

Und danach ging er auf einem Umwege wieder an den Schießstand zurück.

Auf diesem aber stellte man eben das Schießen ein, und er kam nur noch zu rechter Zeit, um sich einem abziehenden Trupp Osteroder, deren Wiesen und Acker mit Emmerode grenzten, zu gemeinschaftlicher Rückfahrt anzuschließen, allerdings erst nachdem man vorher noch in dem großen und langgebauten Erfrischungszelt, an dessen Flaggenstange das braunschweigische Roß flatterte, gevespert und natürlich auch einen guten Trunk genommen haben würde. Und nicht lange, so saßen sie, Jung und Alt, um die langen, aufgenagelten Tische her und sprachen dem Einbecker Biere zu, das in diesem Zelt am besten und frischesten zu haben und eben deshalb auch eines besonderen Zuspruchs sicher war. Auch ein paar Ilseburger, die mit dem Haidereiter Freundschaft oder Gevatterschaft hielten, hatten sich eingefunden, und weil das gute Bier Allen die Zunge löste, so gab es bald ein Erzählen von Krieg und Frieden und am meisten von den hannoverschen Rothröcken, die mit übers Wasser müßten, ohne Recht und Ordnung. Und sei 'ne Schand'. Aber zuletzt kamen Alle wieder auf das Nächstliegende zurück und sprachen von Diegel's Mühle, die ja nun verkauft werden solle, nächsten Freitag schon, und auf siebentaufend Gulden werde

sie wohl kommen, oder noch höher, weil ja das ganze Elsbruch zugehöre, mitammt dem Kamp oben und Ellernklipp.

Alldas hatte sich bald an diesen und bald an jenen gerichtet, als aber das Wort Ellernklipp fiel, beugte sich einer von den Osterodern vor und rief über den Tisch hin: „Is et denn woahr, Haidereiter, wat se seggen?“

„Was?“ fragte dieser.

„I, se seggen joa, et spökt upp Ellernklipp. Un schreegt und röppt.“

„Unsinn,“ preßte Balzer heraus. „Und was rußt's denn?“

„Bader, röppt et. Uemmer man dat een.“

Und der Haidereiter, der eben den Krug erhoben hatte, setzte wieder ab.

„Ich denke, wir machen uns auf den Weg.“

Alle waren einverstanden.

Und nachdem man noch verabredet hatte, sich bei der oberen Schloßbrücke treffen und, weil Mondschein sei, den Weg durch die Berge nehmen zu wollen, trennte man sich in Scherz und guter Laune.

Der Haidereiter aber ging erregt in die Stadt zurück, um Hilden und das Kind aus dem Wirthshause abzuholen.

* * *

Eine halbe Stunde später hielt Alles an verabredeter Stelle. Es waren Wagen und Fußgänger bunt durch einander, was aber ihre Kameradschaft und ihr Zusammenbleiben nicht störte, da die Wege so schlecht und so steil waren, daß auch die Fuhrwerke nur im Schritt fahren konnten.

Ein Trupp Emmeroder, blutjunges Volk, auch einige Mädchen, eröffnete den Zug, und sie sangen, als sie zwischen den Bäumen hin die Schlucht hinaufzogen:

Ich kann und mag nicht jagen,
Mag auch nicht lustig sein,
Mein Herz ist mir betrübet,
Heinslieb von wegen Dein . . .

Und Hilde mußte des Abends gedenken, wo sie mit Martin das letzte Mal das Lied gesungen hatte. Das waren nun erst drei Jahre; aber ihr war, als läge ein Leben dazwischen.

Am Isenstein bog ihr Weg links ab, und man bewegte sich immer langsamer, weil es immer mehr und mehr zu dunkeln begann und überall die Baumwurzeln über den Weg gewachsen waren. An vielen Stellen lagen auch Steine quer über, auf die dann die Vorderen aufmerksam machten, wenn es nicht glücken wollte, sie bei Seite zu schaffen. Und dann gab es freilich immer noch einen tüchtigen Stoß; aber die Wagen waren doch so fest gebaut — Achsen und Rad aus gutem Harzer Holze —, daß Alles glücklich aus der Schlucht heraus und bis an das Hohensteiner Gasthaus kam, wo der Weg, von alter Zeit her, in zwei Richtungen ging und alles Osterodesche nach rechts und alles Emmerodesche nach links mußte.

Balker hielt hier und stieg ab, um einen Trunk zu nehmen; als er aber wahrnahm, daß Hilde bang und unruhig wurde und Gesellschaft haben wollte, fuhr er, ehe er noch sein Krügel geleert, auf der großen Straße den Emmerodern nach, die schon an tausend Schritte voraus waren. Er sah denn auch bald das Blitzen ihrer Windlichter wieder, die sie von dem Hohensteiner Gasthaus her mitgenommen hatten, und war — indem er auf dem etwas besser gewordenen Wege die Pferde scharf antraben ließ — eben schon bis dicht an sie heran, als es einen heftigen Ruck gab und Hilde von der einen Seite des Wagens auf die andere geschleudert wurde. Das Rad war gebrochen, und nur mit Anstrengung hatte sie sich, ihr Kind im Arm, an der Lehne des Vorderstuhles festgehalten.

Anfangs dachte man, ohne sonderliche Mühe Rath und Hülfe schaffen zu können;

waren doch Hände genug am Platze und auch bereit; als sich aber herausstellte, daß kein Schraubenzieher da war und überhaupt nicht mehr und nicht weniger als Alles fehlte, so kam man zu dem Entschlusse, daß der Haidereiter mit Frau und Kind den Rest des Weges zu Fuß machen, ein paar von den Emmeroder Burschen aber einen Baum und einen Strick aus einem abwärts gelegenen Kohlenmeiler herbeischaffen und über lang oder kurz mit dem nothdürftig wieder in Stand gesetzten Gefährt auf der großen Straße nachkommen sollten.

Und so geschah's; und nicht lange, so brach man wieder auf und setzte fröhlich und guter Dinge den Heimweg weiter fort, Hilde mit unter den Vordersten, Bocholt aber im Nachtrab und in allerlei Gespräch mit dem Sägemüller.

Es war ein Gespräch, das ihn mehr als gewöhnlich in Anspruch nahm, und so kam es, daß er einer starken Biegung nicht achtete, die die Vordersten des Zuges inzwischen gemacht hatten. Aber nun endlich sah er's und fuhr zusammen und sagte: „Was soll das? Wohin gehen wir?“

„Upp Ellernklipp to. Is joa dat Nächst'. Un groad' för Ji, Haidereiter.“

Dem aber war es, als drehe sich ihm Alles im Kopf herum, und nur mit Mühe hielt er sich an dem Gebüsch fest, das neben dem Wege hinlief. „Ist das ein Tag!“ Und dann fing er an zu lachen und waffnete sich mit Troß, vielleicht in einem Vorgefühl, daß er ihn brauchen werde.

Das Gespräch war inzwischen wieder aufgenommen worden, aber er hörte nicht mehr; er starrte nur noch vorwärts in die zerklüftete Wald- und Bergesmasse hinein, und mitunter, wenn eine offene Stelle kam, war es ihm, als sähe er hoch oben den Schattenriß der schrägliegenden Tanne. Ja, die Vordersten mußten schon daran vorüber sein, und er tappte sich

langsam und vorsichtig ihnen nach. Und nun waren es keine zehn Schritte mehr, und er blieb stehen und horchte nach der Tiefe hin und sagte zu dem dicht neben ihm gehenden Alten: „Ich glaub', es ruft. . . Habt Ihr nichts gehört, Sägemüller?“

„Nei. . .“

Balzer lächelte vor sich hin und wußte nun, was er wissen wollte, daß es eine Sinnestäuschung gewesen und daß es nicht unten in dem Eisbruch, sondern in ihm selber gerufen habe. Dennoch erschraf er bis in seine tiefste Seele hinein, als der Alte, der wieder hinabgehört hatte, mit einem Male sagte: „Wers nu, Haidereiter. Joa. Nu hör' id't. . . Et röppt.“

Und wirklich, es war, als riefte was. Und als der Haidereiter in eben diesem Augenblicke sich umsah, sah er, daß der Bollmond hinter dem Tannenwald aufstieg. Und er schrie laut auf und sagte, während er seine letzte Kraft zusammenraffte: „Geht nur. Geht immer vorauf. Ich muß sehen, was es giebt. Und sagt meiner Frau, daß ich nachkomme. Geht.“

Und der Sägemüller, dem es unheimlich geworden war, ließ ihn allein und ging in raschem Schritte den Anderen nach, die schon, am Außenrande von Amerts-Kamp hin, wieder abwärts stiegen.

Und an eben diesem Gelände hin zog auch der Vortrupp, die Burschen und Mädchen, die dicht hinter Ellernklipp ihre frühere Weise wieder aufgenommen hatten:

Er nahm aus seiner Tasche
Ein Messer scharf und spitz . . .

Und nun schwieg das Lied und brach ab, denn ein Schuß fiel und hallte durch die Berge wider. Aber es war ja Jagdzeit und Besuch auf dem Schloß, und in einem weinerlichen Tone sangen sie gleichgültig danach weiter:

Ach, reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter ist mein Tod.

* * *

Auch Hilde hatte den Schuß gehört, ohne sich viel darum zu kümmern, und sang nur leise mit und freute sich; denn das Kind auf ihrem Arme war eingeschlafen und athmete so still und ruhig, als ob es der erste Tag seiner Gesundheit wäre. „Ach, wenn es leben bliebe!“

Und so stiegen sie gemeinschaftlich die Berglehne hinunter, und Hilde horchte noch dem Gesange nach, als sie sich vor des Haidereiters Hause von ihrer Begleitung getrennt hatte. Gleich danach aber kam Griffel und nahm das Kind und ließ sich erzählen, und war wie gewöhnlich voll guter Lehren und wußte ganz genau, wie's hätte gemacht werden müssen. Auch das mit dem Jagdwagen. Aber mit dem Alten, da sei nichts mehr. Er sei zu eigensinnig und wolle immer mit dem Kopf durch die Wand.

Eine ganze Weile ging so das Geplauder, und Beide waren eigentlich froh, den Haidereiter nicht mit dabei zu haben. Endlich aber wurde Hilde doch stutzig und wunderte sich, daß der Vater noch nicht da sei. Denn sie nannte ihn noch immer so. Griffel aber wollte von Angst und Sorge nichts wissen und sagte nur: „Er hat den Schuß gehört, und da versteht er keinen Spaß und sieht, was es ist. Es fängt ohnedies das Wildern wieder an, weil er's eine Weile hat gehen lassen. Und das verdrießt ihn. Und gieb Acht, er macht's ein Ende.“

Hilde ließ es gelten. Als aber wieder eine Zeit um war, sagte sie: „Wir müssen ihn suchen gehen. Und sage nicht nein. Und wenn Niemand geht, so geh' ich selber. So furchtsam ich bin.“

Und all' das sagte sie so bestimmt, daß der Griffel auch der Gedanke kam, es könne was passiert sein. Und so ging sie zu Noost in den Stall, um ihn fortzuschicken.

Der machte sich auch auf den Weg, und der jungen Frau wurde wieder freier

ums Herz, als sie sah, daß wenigstens etwas geschah. Aber sie hatte doch keine Ruhe und ging hin und her und sah den Weg und das Gebüsch hinauf, von wo der Vater jeden Augenblick kommen mußte. Und wenn nicht er, so doch Zoost.

Und so war sie schon viele Male auf die Treppe hinausgetreten. Immer vergeblich. Aber jetzt klang es ihr wie Stimmen und war ihr, als ob sie dicht an der Stelle, wo die zwei Silberpappeln standen, einen Schatten und eine Bewegung sähe. Und wirklich, es war so, und über eine lichte Stelle weg, auf die gerade das Mondlicht fiel, erkannte sie vier oder fünf Gestalten. Und es war ihr, als trügen sie was. Und auf einen Schlag stand wieder der Tag vor ihrer Seele, wo sie den Maus-Bugisch auf eben diesem Wege herangeschleppt hatten, und eine furchtbare Angst befiel sie, daß sich ihr das Grauen jenes Tages erneuern könne.

Sie wollte Gewißheit haben, je früher, je besser, und schritt rasch und entschlossen die Stufen hinunter und dem Zug entgegen. Als aber Zoost ihrer ansichtig wurde, ließ er halten und winkte, daß sie von der Straße weggehe und wieder ins Haus zurücktrete.

Vergebens! Sie blieb angewurzelt stehen und wartete, bis Alles heran war.

Und nun nahm sie die Tannenzweige fort, die die Träger über das Antlitz des Todten gedeckt hatten.

Es war Balzer Bocholt, der ihr — ein paar Blutstropfen in seinem grauen Bart — ernst und beinahe finster entgegenstarrte.

* *

Wochen waren vergangen.

Ein heller Octobertag lag über dem Thal, die Sonne blickte hoch im Blauen, und wer ins Thal kam und sein Auge nicht bloß auf den Weg richtete, der freute sich der Vergleichen, die jetzt ganz in Roth

standen, und der breiten Wiesenstreifen dazwischen, die nach dem Nebel, der über Nacht gefallen, überall jetzt von Thau glitzerten.

Alles war hell und still, am stillsten aber des Haidereiters Haus, das man bei seinen weit offen stehenden Thüren und Fenstern für unbewohnt hätte halten können, wenn nicht das Aufspringen der Tauben und das Gackern der Hühner und dazwischen ein tactmäßiges Schlagen und Klopfen das Gegentheil verrathen hätte. Das Schlagen und Klopfen aber rührte von Zoost und Griffel her, die die Kissen des hochlehnigen Sophas aus der guten Stube von ihrem Sommerstaube zu reinigen trachteten. Und daneben lagen Leinwandkappen, die für den langen Winter darüber gezogen werden sollten, — für den langen Winter und vielleicht für länger noch.

Ja, es waren unsere plauderhaften alten Freunde, die sich übrigens heute, so lange sie bei dem lauten und lärmenden Theil ihrer Arbeit waren, eines vollkommenen Schweigens befleißigten. Immer aber, wenn wieder eine der Kappen übergezogen wurde, benutzte Griffel den stillen Moment, um das vorher unterbrochene Gespräch an bestimmter Stelle wieder aufzunehmen, ein Gespräch, das sich selbstverständlich um die letzten drei Wochen: um den Tod des Haidereiters und seines noch in derselben Nacht ihm nachgestorbenen Kindes drehte. Wohl auch um das Gerede der Leute darüber, ja darüber zumieft, und wer von dem Garten oder dem Heckenzaune her ihrem Gespräch hätte folgen können, der hätte bald heraus hören müssen, daß es vorzugsweise „die getrennten Grabstellen“ waren, was alle Welt in Verwunderung gesetzt hatte. Dem alten Haidereiter nämlich, von dem es in Sörgel's Leichenrede geheißen hatte, daß er im Kampf erschossen worden sei, hatte man sein Grab an einer neuen, etwas bergan gelegenen Stelle gegeben, während

das Kind innerhalb des Bocholt'schen Grabgitters mit den neuvergoldeten Kugelnöpfen, an der Seite der ersten Frau begraben worden war. Ueber diese Bewunderlichkeit hatte man im Dorfe, wie sich denken läßt, nicht weggekonnt, und Joost, der immer mit der Mehrheit ging, meinte denn auch genau das, was die Leute meinten, und versicherte: Hilde habe ihn, den Alten, seiner ersten nicht gegönnt, und wenn sie nun stürbe, dann käme sie neben ihn. . . Und das Kind, das kleine, franke Wurm, na, du mein Gott, das hätte sie so hingelegt, wo's sei, da oder da, und hätte doch auch so thun müssen, als ob Alles in Richtigkeit und ein Herz und eine Seele wäre. Bersteht sich. Und nichts von Eifersucht oder so.

Dies war unzweifelhaft eine von Joost's längsten Auseinandersetzungen, und als er fertig war und sich selber anstaunte, so lange gesprochen zu haben, stieß ihn Grissel mit dem Ausklopfen vor die Brust und sagte: „Bist un bliewst en Schoap un redst allens nah. 't is joa dumm Tüg. Geih doch hen un kuck di dat Gitter an. Doa wihr joa keen Platz mihr in — för'n utwaff'nen Minschen 'wiß nich, un sülwst un' lütt Worm hebbens oof man eben noch intwängt.“

„Joa, awers worüm? Doa wihr joa Platz noog bien Ollen. He is joa de ihrst, de doa liggen deiht. Un worüm liggen se nich tosoam, de Oll un de Lütt?“

Grissel schüttelte den Kopf, um auszudrücken, daß er noch dümmere wäre, als sie gedacht, und sagte dann: „Ik weet nich, Joost, bist nu so lang all int Huus un weest nich, dat se immer 'n Grul för em hett. Ik will nich groadto seggen, se freugt sich, dat he dod is. Ne, so wat will ik nich seggen. Un ik weet et oof nich. Awers dat weet ik, et past ehr, dat he so'n beten aff liggt un dat se nich immer an em vorbi möt, wenn se dat Lütt bespoken will. Gott, lütt wihr et joa man

un immer Wehdoag. Awers et wihr doch Allens, wat se hett. Un is oof hüt noch allens, wat se hett. Un jeden Dag sitt se joa doa un kuckt un weent.“

„Joa, joa, dat deiht se,“ bekräftigte Joost, der schon wieder anfing, umgestimmt zu werden.

„Un sien ihrste Fru,“ fuhr Grissel fort, die der Unterbrechung nicht achtete, „dat weet se woll, de deiht ehr nich veel. Un dorüm hebben se dat lütte Worm in dat smoale Gitter mit intwengt. Awers wenn dat lütte Graff mit Oll-Balchern sien in eens wihr o'r oof man dichte bi, dem hett se joa den Olschen immer mit vor Dogen hett. Un dat wull se nich.“

Und nun begann das Klopfen wieder. Aber Joost wollte noch mehr hören und hielt nach ein paar Schlägen wieder an und sagte: „Un wat meenste, Grissel? Ob se woll wedder friegt?“

„Friegt? Bersteiht sich, friegt se. Wat wöhrd se nich wedder friegen? Hett joa nich Kinn un nich Raaks. Un keen Anhang nich. Un dat hübsche Huus dato. Un kann oof nich immer sitten un ween'n. Dat is nu man so förührst. Awers dat giwt sich. Un denn moakt se wedder de Dogen upp un to, groad as ne Klapp, un wutsch is wedder Gen in.“

Joost sah Grissel dummstüpf an und sagte: „Joa, joa, dat sall woll sinn. Awers se seggen joa: de Tweete leewt nich lang un hett immer siene Root.“

„De Tweet? Joa, dat's recht:

De Tweet hett immer siene Root,
Is hüte rot un morgen doot,
Awers de Dritt' is wedder goot!“

„De Dritt'? Ihrst kümmt doch de Tweet. Se hett doch ihrst Gen', un un' Oll-Balcher wihr doch de Ihrst.“

„Na, na,“ lachte Grissel, „ik weet nich. Tweet o'r Dritt. Un ik denk, et is de Dritt, de nu kümmt.“

* * *

Es kam Niemand des Weges, und noch weniger horchte wer vom Gatter oder Heckenzaun her, und doch hätte gerade sie, von der die Rede war, aus dem öfteren Hinüberzeigen nach dem Kirchhof und aus allerhand anderen Handbewegungen einen Theil des Gespräches unschwer errathen können, denn sie kam eben vom Schloß her und passirte die Lichtung, von der aus man, wie das ganze Thal, so vor Allem auch das Haidereiterhaus überjah. Aber Hilde, trotzdem sie Joost und Griffel in aller Deutlichkeit erkannte, war in ihrem Gemüth weit ab von der Frage: „Wovon sprechen sie?“ und viel mehr noch von der ängstlichen Erwägung: „Sprechen sie vielleicht von dir?“ In ihr klangen noch die Trostesworte nach, die, seitens der alten Gräfin oben, eben an sie gerichtet worden waren, und dem Eindruck davon mit ganzer Seele hingegen, ja sie zwar Alles um sich her, aber ohne sich irgend etwas davon zum Bewußtsein zu bringen. Am Kirchhofs vorüber, über den sie nur einen Augenblick lang ihr Auge gleiten ließ, eilte sie — trotzdem ihr Eile nicht frommte; denn ihre Tage waren lang — auf das Haus zu, darin sie verwaißt vor Jahren eingetreten und darin sie nun wieder eine Waise war. Auch eine Wittwe. Aber das empfand sie nicht. Sie war in ihrem Gemüth nur eine Waise. Nichts erfreute sie mehr, und in stillem Lebensüberdruß hing sie Bildern nach, die nicht mehr, wie früher, in vor ihr ausgebreiteter Ferne, sondern nur noch rückwärts in ihrer Vergangenheit lagen. Ihr Leben war ein Simmen und Brüten, eine krankhafte Pflege der Einsamkeit geworden, und selbst ihre Freunde, sowohl der drüben in der Pfarre wie der oben auf den Sieben-Morgen, mißfielen ihr oder versagten ihr doch in der Erfassung und freudigen Umklammerung dessen, was ihre Seele mit immer größerer Lust ersehnte: Friede, Schauen und Versöhnung.

An immer erneuten Versuchen, im Gespräche mit ihnen wie ehemals Trost und Erhebung zu finden, hatte sie's anfänglich nicht fehlen lassen, aber aller Wohlmeinendheit ihrer beiden Alten ungeachtet war sie mit diesen Versuchen an jedem Tage mehr gescheitert: bei Sörgel, weil er für Alles ein und dasselbe Wort zu haben anfing, bei Melcher Harms, weil er seiner Conventiklernatur nach am liebsten in Andeutungen und räthselvollen Sätzen sprach und in Momenten, wo sie dringender, fordernder und leidenschaftlicher wurde, mal auf mal nur von Demuth und Unterwerfung predigte. Denn er war strenger geworden und wiederholte mit Vorliebe seinen Spruch von der Ewigkeit und Unwandelbarkeit des Gesetzes. Ach, sie demüthigte sich und unterwarf sich auch, aber eben deshalb, weil sie Demuth und Unterwerfung übte, wußte sie von sich selbst, daß es nicht die Staffeln zur Himmelsleiter waren. Oder wenigstens nicht für sie. Das Kreuztragen — und nur das und immer wieder — drückte sie dem Staube zu; was ihr helfen konnte, war allein der Blick nach oben und der Hinweis auf Freiheit, Weite, Licht.

* *

In dieser Noth und Armuth hätte sie verkommen müssen, wenn nicht die Gräfin gewesen wäre. Die hatte seit dem Tage, wo Hilde das erste Mal oben auf dem Schlosse gewesen, eine Liebe für sie gefaßt, und allwöchentlich schickte sie nach ihr, um eine Plauderstunde mit ihr zu haben. Und da wußte sie so vertraulich zu sprechen und so liebevoll zu fragen, daß Hilde jede Schen vor ihr verlor und ihr Alles sagte, was in ihrem Herzen war: Gutes und Schlechtes, Furcht und Hoffnung. Und die Aufrichtigkeit dieser Beichte rührte der Gräfin Herz, und wenn Hilde sie verlassen hatte, ja sie der langsam in

den Thalweg Niedersteigenden nach und sagte: „So sind die Wege Gottes. Eine Trübsal brachte dies Kind in unser Haus. Und nun ist es mein Glück und meiner Tage Licht.“

Unter solchen Besuchen kam Weihnachten heran, und auf dem Schlosse war Bescherung, zu der auch Hilde geladen war. Und siehe da, noch ehe es dunkelte, stieg sie den Schlängelweg zwischen den kahlen, aber dicht bereiften Bäumen hinauf und trat in die kleine gothijche Vorhalle, darin alle Gäste, während die Gräfin den Aufbau leitete, bereits versammelt waren. Und nicht lange, so wurde das Zeichen gegeben, die Thüren öffneten sich und in langem Zuge ging es in den hohen und auf granitnen Pfeilern ruhenden Saal, der einen wundervollen Anblick bot. Inmitten desselben erhob sich ein mächtiger, aber dunkler und nur mit goldenen und silbernen Nüssen überdeckter Weihnachtsbaum, eine mehr als zehn Fuß hohe Tanne, während alles Licht, das den Saal füllte, von einer Krippe herkam, die mitsammt dem weißgedeckten Bescherungstisch, auf dem sie stand, in die Front der hohen Balconthür gerückt worden war. Unmittelbar darüber aber sah man in halbem Dämmer die Wolken ziehen.

Unter den Gästen waren wieder einige der jungen Offiziere, die damals auf dem Balcon gegessen und die Melcher Harmsschen Bemerkungen über Hilde mit allerlei kleinen und großen Bosheiten begleitet hatten. Auch heute versäumten sie nicht, an einem so dankbaren Thema sich neu zu divertiren, und musterten aus einer verdeckten Aufstellung her, die sie genommen, die junge Frau, die sich ihrerseits anspruchslos zurückhielt, aber keine Spur von Verlegenheit zeigte.

„Die Trauer kleidet ihr,“ sagte der eine.

„Trauer kleidet immer. Und die hübs-

cheste Braut verblaßt vor einer hübschen Wittve. Woran es nur liegt?“

„Eben an der Trauer. Es ist das doppelte Verbotene. . . „Himmelsche Liebe“, prophezeite der alte Schäfer damals. Ob er wohl Recht behält?“

„Ich glaube fast. Sie sähe sonst verlegener aus.“

Unter Scherzen und Wendungen wie diese ging das Gespräch, eine halbe Stunde später aber war Alles still geworden. In dem Kamin fielen die Scheite zusammen, und Hilde, die wohl wußte, daß die Gräfin ihr gern zuhörte, plauderte von ihrem ersten Weihnachtsabend in des Haide Reiters Haus und von der Krippe, die Martin ihr damals aufgebaut habe. Und wie glücklich und wie benommen sie gewesen sei, denn sie habe den Lobgesang der Engel mit leibhaftigem Ohre zu hören geglaubt.

Und als sie so sprach, loschen die Lichter aus, und es dunkelte durch den Saal.

Aber in demselben Augenblicke fast zerstreute sich draußen das Gewölk, das in endlos langem Zuge vorübergezogen war, und im tiefen Blau des Himmels erschien ein Stern und sandte fein friedlich Licht auf die Stelle, wo die Beiden standen.

„Unser Stern,“ sagte die Gräfin und wies hinauf.

* * *

Und von Stund an wandelte sich Hildens Herz; alle Schwermuth fiel von ihr ab, und die Freude, so viel sie davon jemals besessen hatte, blühte wieder in ihr auf. Eine Sehnsucht freilich blieb ihr; aber diese Sehnsucht beschwerte nicht mehr ihren Sinn, sondern hob ihn empor, und sie, die müde und matt gewesen war ihr Leben lang, sie wurde jetzt stark und frisch und froh, und ein tiefes Verlangen erfaßte sie, zu thun und zu schaffen, zu helfen und zu heilen. Und in werththätiger Liebe begründete sie zum zweiten Mal ihr Haus.

Al' das erlebte Sörgel noch. Aber die rechte Schaffenslust erwuchs ihr doch erst, als der Alte zu seinen Vätern versammelt und statt seiner ein „Frommer“ in die Pfarre gekommen war, der, trotzdem er Vorsteher hieß und zu den Strenggläubigsten zählte, doch zugleich in solcher Freundigkeit und Milde des Glaubens stand, daß er selbst Griffel entwaffnet und zu der Anerkennung hingerissen hatte: „Hür', Joost, de versteiht et. De is Sörgel und Welcher all in een.“

An ihn schloß sie sich in einer mit jedem Tage wachsenden Hingebung und Begeisterung an, und von ihm auch war es, daß sie den Zusammenhang alles Geschehenen in Erfahrung brachte: wie der Haide-reiter gestorben und vielleicht auch um was. Und als er geschlossen hatte, war sie wohl erschüttert gewesen, aber doch nicht niedergeworfen, denn ihr ahnendes Genüth hatte längst davon gewußt, auch ohne Gewißheit zu haben.

Und so war es auch nicht infolge dieser Aufschlüsse, daß sie noch in demselben Frühommer starb. Ihr neues Leben, das nur Arbeit und Opfer und eine schließlich bis zur Leidenschaft gesteigerte Wonne der Entfagung gekannt, hatte sie wohl auf kurze Zeit hin in anscheinender Frische wieder aufblühen lassen, aber diese Frische war eine Täuschung gewesen. Ein Fieber kam, das ihre Kräfte rasch wegkehrte, rascher noch, als irgendwer geglaubt, sie selber ausgenommen; und als Griffel auch den letzten Tag noch mit einem versteckten „Reißen“ zu trösten suchte, lächelte sie nur und sagte: „Daß. Ich weiß Alles... Und ich sterbe gern.“

Das war ihr Abschiedswort gewesen.

Ueber ihr Begräbniß aber hatte sie längst vorher Festsetzungen getroffen, und sie begruben sie neben der ersten Frau, deren Grabstelle schon vorher erweitert worden war, so daß das Kind jetzt zwischen ihnen lag. Und gaben ihr einen Stein, darauf stand, wie sie's dem neuen Geistlichen ans Herz gelegt hatte, kein Name, „weil sie von Geburt an keinen gehabt und den ‚anderen‘ nicht wolle.“ Statt dessen aber wurde der Spruch eingegraben: „Ewig und unwandelbar ist das Gesetz!“ Umsonst, daß sie gebeten worden war, einen hoffnungsreicheren und christlicheren Spruch, einen Spruch von der Gnade und Liebe Gottes wählen zu wollen — mit einem Eigensinne, der ihr sonst fremd war, hatte sie darauf bestanden, unter immer erneuter Betonung, daß sie persönlich die Liebe Gottes erfahren und seiner Gnade sicher sei, der Spruch auf ihrem Grabe aber zu den Ueberlebenden sprechen und diesen eine Mahnung sein solle. Hinzukommen mochte, daß sie damit eine Schuld an den alten Welcher Harms abzutragen gedachte, dem sie zuletzt völlig entfremdet worden war und dem sie sich nichtsdestoweniger und all' seiner Selbstgerechtigkeit ungeachtet, für dieses und jenes Leben verpflichtet fühlte.

Ihr Begräbniß war ein großes Ereigniß, wie's einst ihre Hochzeit gewesen war, und am selben Tage noch trug der Geistliche die Daten ihres Lebens und Sterbens in das Kirchenbuch ein.

Da stehen sie, mahnend wie der Spruch auf ihrem Grabe.

Aber Beides überdauernd, ragt über Diegel's Mühle die weiße Felswand auf und auf ihrer Höhe die weit vorgebeugte Tanne von Ellernklipp.



L u d w i g B ö r n e.

Von

Prof. Dr. H. Steinthal.

Wie das Wachsthum der Pflanze durch die Beschaffenheit der Erdkrume, aus der sie empor sproßt, bedingt ist, so der Entwicklungsgang des Individuums durch die geistige Atmosphäre des Ortes, wo es geboren worden und aufgewachsen. Börne ist nicht zu begreifen, wenn man nicht daran denkt, daß er in Frankfurt a. M. geboren wurde und gelebt hat. Es wäre freilich Thorheit, zu bestimmen, was aus Börne geworden, wenn er 1786 nicht in Frankfurt, sondern in Hamburg oder in Berlin das Licht der Welt erblickt hätte; es liegt aber genügender Grund zu der Behauptung vor, daß er sich dann anders entwickelt haben würde; und wenn man auch das zu behaupten nicht wagen will, so steht doch dies fest: seine Vaterstadt mit ihren ganz eigenen Verhältnissen hat bedeutenden Einfluß auf ihn geübt.

Die Mißstimmung, welche Börne gegen die Juden hegte, obwohl er öfter für ihre bürgerliche Gleichstellung mit vollster Wärme eingetreten, hängt eng zusammen mit seiner Ansicht vom Handel: denn die Juden Frankfurts waren Kaufleute. Wie spricht er nun von ihnen? Er schreibt seiner Freundin 1821 (Nachg. Schr. I, 304 f.): „Jede Leidenschaft, jeder Wind ist mir willkommen, daß ich nur fortgetrieben werde. Doch ein Gebiet giebt es im menschlichen Leben, wo ich zur Eiszolle erstarre, die kein Frühling schmilzt — der Handel. An Herrn N. N. ist mir das so

klar geworden. Das ist ein verständiger, gebildeter, ja geistreicher Geschäftsmann. Nun sollten Sie ihn reden hören über Rothschild, über Oesterreichische Anleihe u. dergl. Mit Entsetzen höre ich ihn an: diese Leidenschaftlichkeit, diese Gluth, diese Lebendigkeit, dieses Mienenspiel, diese Begeisterung. Es ist nicht die Habucht, von der er mir ganz frei scheint; die würde ich bedauerungswürdig, aber erklärlich finden. Er spricht von solchen Dingen wie ein Kunstfreund von einem Rafael'schen Gemälde, das er mit Entzücken anschaut, ohne daß der leiseste Wunsch, das Kunstwerk eigenthümlich zu besitzen, seine Empfindung störte. Ist das nicht fürchterlich? Und so sind sie Alle in Frankfurt.“ Und einige Monate später, 1822 schreibt er aus Stuttgart (das. II, S. 132): „Der Widerwille gegen Handelsleute und gegen Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben genießen.“

Hören wir nun dagegen, was er sechs Jahre später, 1828, aus Hamburg (Nachg. Schr. IV, 36) schreibt: „Hätte ich mir Zeit, das großartige Handelswesen zu studiren. Davon hatte ich gar keine Vorstellung. Die Börse zu sehen, verlohnte der Mühe, eine Reise von hundert Meilen zu machen. Es ist Alles hier echt republikanisch.“ Dann weiter (das. S. 110): „Was der Handel Großes, Schönes schafft, die Hufen, schwachen Menschen göttlicher

Muth, Erfindungsgeist, Chevereine zwischen Völkern —

Danach ist die Sache klar. Der Handel in Frankfurt bestand vorzugsweise in Geldgeschäften, und so waren ihm die Juden, Rothschild an ihrer Spitze, Wechsler und Papierer, deren Interesse mit der Erhaltung der deutschen Zerrissenheit und der österreichisch-russischen Beruhigung der Welt zusammenhing, also mit Allem, was ihm das Verhaßteste war. (Fragen und Aphorismen 235, Bd. VII, 93. Pariser Briefe, 1. Jan. 1831 u. 16. Febr. 1831.) Die Juden schienen ihm im Bunde mit Metternich zu stehen.

Dazu kommt aber nun das noch mehr ins Innerste greifende Verhältniß zu seinem elterlichen Hause; denn die Geburtsstätte ist die Lehrstätte der Religion. Er nennt seinen Vater „weltflug“ und einen „Hofmann“ (Nachg. Schr. II, 64. 68), von dem er nicht verstanden werde. Daher (1825) seine bittere Klage (das. III, 46): „Frankfurt ist mir verhaßt, und ich bin ungern in meinem elterlichen Hause. Es ist da so schwül.“ — Wo ihm aber in den Mannesjahren so schwül war, da war ihm im Knabenalter so kühl, so kalt. Der Vater war meist auf Reisen; die Mutter, schwach, stand wie das ganze Haus unter der Herrschaft einer alten Köchin, welche den Knaben Böb nicht leiden konnte und ihn bei jeder Gelegenheit gegen seine Geschwister zurücksetzte. Dadurch ward gewiß die freie Entfaltung des Gemüths gehemmt. Wichtiger aber ist der Geist des Vaters, der auch in dessen Abwesenheit im Hause waltete. Börne's Erzieher war von ihm die Vorschrift ertheilt: Ueberstreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! So war der Knabe angehalten, die Ceremonien genau zu beobachten. Wer nun solches altjüdische Leben kennen gelernt hat, der wird mir Recht geben, wenn ich meine: das jüdische Haus konnte ebensowohl das Gemüth aufs feinste pflegen wie auch im Gegentheil völlig ersticken; es kommt darauf an, wie die Ceremonie geübt wird: jenes Waschen und Beten, die Feier des Sabbath und der Festtage, das Essen und Trinken und das Fasten, der täglich zweimalige Besuch der Synagoge. Wenn z. B. der jüdische Vater sein Kind Freitag Abends segnete, legte er die Hand auf dessen Haupt und

murmelte einige Worte. Wenn dabei aus der Hand und aus dem Munde des Vaters ein geistiges Fluidum ins Herz des Kindes dringt, so ist die Wirkung von Heil, und das Kind bleibt in Rapport mit Vater und Großvater und den Ahnen und seinem Volke; wenn aber der Vater nichts mitzutheilen vermag, so ist sein Wort und seine Berührung profan, und der Knabe lacht. Und so ist alle Uebung religiöser Ceremonien mit dem echten Geiste ebenso erhebend und erquickend, tröstend und stärkend für das ganze Leben, wie ohne den Geist thöricht und das Gemüth ausleerend. — Auch der jüdische Lehrer Börne's, selbst höchst mangelhaft gebildet, hat es nicht verstanden, ihm die Last der religiösen Ceremonie durch Vergeistigung derselben zu einer inneren Gottesverehrung zu gestalten. Seine Unterweisungen und Anleitungen, ungeschickt und kalt, ohne innerliche Erregung, ja mit Ueberdruß ertheilt, wurden vom Knaben nur mechanisch aufgenommen. Und was dieser so bis zu seinem vierzehnten Jahre rein gedächtnißmäßig und in äußerlicher Uebung an Kenntniß der Bibel und des Judenthums ohne jede Gemüthswärme aufgenommen hatte, ward, da es ferner nicht geübt, nicht erinnert worden, bald vergessen, „so daß er in späteren Jahren nicht die kleinste Stelle des alten Testaments im Urtexte mehr verstehen konnte und er sich von den jüdischen Gebräuchen wie von ihm ganz fremden Dingen mußte wiedererzählen lassen“ (Gutzkow S. 61). In seinen Schriften finden sich wohl Anspielungen auf biblische Erzählungen, und einmal macht er eine Anwendung vom ersten Verse des ersten Psalms, aber Alles kalt. Selbst eine Stelle, von der man meinen könnte, sie müsse ihm ganz vorzüglich zugefagt haben, die republikanische Warnung Samuel's vor dem Königthum, wird citirt etwa wie eine äsopische Fabel; eine Hinweisung auf die Propheten würde man in allen seinen Schriften vergeblich suchen. Er hatte den Widerwillen gegen die Juden seiner Umgebung auf das gesammte Judenthum und alles Jüdische, auch auf die Bibel übertragen. Daher findet sich bei ihm nirgends etwas wie jene Aeußerungen Heinrich Heine's, welche mit so hinreißender Gewalt die biblischen Schriften würdigen.

Dies bringt uns auf sein Verhältniß zum Christenthum. Börne hat sich, zwei- unddreißig Jahre alt, 1818 taufen lassen. Wie er zum Judenthum stand, konnte ihm das Aufgeben desselben nicht schwer werden, und er hat die Taufe niemals benutzt, um dadurch etwas zu erlangen, was er als Jude nicht hätte erreichen können. So lange es möglich war, hielt er sie geheim. Als er sich zur Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft meldete, ward er abgewiesen, „weil die Gesetze der Anstalt Israeliten ausschlossen“. Nun war er doch Christ und konnte sich als solcher geltend machen! Dies verschmähte er. Erst einige Jahre später, als er, vor die Polizei gefordert, seine Religion angeben mußte, erklärte er, daß er Christ sei.

War er denn nun auch wirklich Christ? Wenn Börne sich taufen ließ, so kann gar kein Zweifel darüber erhoben werden, daß er glaubte, Christ zu sein. Es liegen auch einige Aeußerungen vor, welche uns seine Ansicht vom Christenthum im Allgemeinen ziemlich klar erkennen lassen. Er schied wohl zwei Seiten an demselben: nach der einen mochte er darin die Erfüllung des Judenthums sehen, nämlich die von jeder Aeußerlichkeit befreite, rein innerliche Erfassung der Gottheit und die ohne Schranke anerkannte Humanität; andererseits freilich spricht er sich sehr hart aus über die Entwicklung, welche das Christenthum genommen hat. Er tadelt dessen „Mythologie“, wie er es nennt; und während er den Zauber des gothischen Domes und des katholischen Cultus völlig versteht, tadelt er eine Münchener Procession aufs bitterste (Nachg. Schr. I, 288. 322), und so meint er auch (das. I, 292), „freie Staaten auf das Christenthum gründen wollen, ist ein Wahnsinn, der noch viele Jahrhunderte des blutigen Jammers über die Welt bringen wird.“

So weist er denn schließlich den Juden sogar noch eine hohe Mission zu (Briefe aus Paris, 2. Febr. 1833): „Die Nationalität der Juden ist auf eine schöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; sie ist zur Universalität geworden. . . Die Juden sind die Lehrer des Kosmopolitismus. Und weil sie die Lehrer des Kosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit.“ Keine Freiheit, meinte er, sei möglich, so lange sich die

Nationen einander hassen und befehlen. „Was die Völker trennt,“ sagt er, „vereinigt die Despoten; der wechselseitige Haß, der jene trennt und schwach macht, verbindet diese und macht sie stark.“ Nur eins hätte ich hier hinzuzufügen, nämlich daß der jüdische Kosmopolitismus schon von den Propheten gelehrt worden ist. Ein sehr alter Prophet, wir wissen nicht einmal, wie er hieß — aber Jesaias und Micha, Beide überliefern uns seine Worte —, er sagt: „Und die Völker schmieden ihre Schwerter um zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Winzermessern; nicht wird heben Volk gegen Volk ein Schwert, und nicht lernen fürder sie den Krieg.“ Und der Prophet Micha glaubt ebenso wenig wie Börne, daß alle Völker eine Religion haben müssen. Er sagt: „Mag ein jedes Volk im Namen seines Gottes wandeln, wir aber wandeln im Namen unseres Gottes auf ewig und immer.“

Sehen wir nun, wie der Börne'sche Kosmopolitismus beschaffen ist.

Börne, so wirft man ihm vor, hatte keine Vaterlandsliebe, er fühlte nicht als Deutscher. Und warum nicht? Weil er nicht mit dem vollen Brustton in die deutsche Ruhmestrompete stieß! Seit wann aber ist es denn deutsch, die Tugend und den Ruhm des deutschen Volkes auszuposaunen? Das war niemals deutsch, das hat niemals als deutsch gegolten, und Gott bewahre das deutsche Volk vor diesem zerstörenden Eindringling.

Wie Börne für das deutsche Volk fühlte, wie sehr er es liebte, das hat er vielfach unzweideutig ausgesprochen. Statt vieler Stellen nur eine. In seinen „Schilderungen aus Paris“ (XII) sagt er: „Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige Unser Vaterland still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt, und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnstüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen.“ Diese Denk-

freiheit, die ehemals in Deutschland bestanden hat trotz der Censur, trotz der Heimlichkeit des Gerichts, trotz despotischer Minister, bildet so sehr den eigenthümlichen Kern des deutschen Nationalgeistes, daß man doch wahrlich nicht befürchten sollte, sie könne verloren gehen bei Pressfreiheit, Versammlungsfreiheit, öffentlicher Gerichtsverhandlung und öffentlicher Sitzung der Volksvertreter. Nur ist zu beachten, daß unter den Gütern des Menschen, welche alle gefährdet sein können, keins so sehr und so andauernd in Gefahr ist wie die Denk- und Gefühlsfreiheit. — Damit man aber nicht glaube, daß Börne seine Ansicht über die Deutschen und sein Gefühl für sie, wie er sie 1823 ausgesprochen, später geändert habe, so genügt es, seinen französischen Lobredner zu hören. Dieser sagte nach Börne's Tode: „Er liebte Frankreich im Interesse Deutschlands.“ Und so schreibt er selbst (am 22. November 1832), daß ihm „eigentlich nur an Deutschland liege.“ Endlich aber (am 11. März 1833) schreibt er: „Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten niedergeschrieben: die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das alles dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde, dem Volke, das unter allen Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden: allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst, von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — da mußte ich weinen.“

Und wenn er nun dennoch häufig so bitter gegen die Deutschen sprach, wie leicht mußte es sein, aus dieser Bitterkeit, aus dieser übermäßigen Heftigkeit seine übermäßige Liebe herauszuhören. Er wollte, sagt er (VI, 215), „das deutsche Volk aufwecken; denn es schläft.“ „Man muß nicht aufhören,“ schrieb er im Mai 1830, „die Deutschen zu ärgern; das allein kann helfen . . . man muß sie zum Nationalarger stacheln. . . Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation.“ Es hätte leicht sein müssen, dies zu verstehen — man hat es nicht verstanden.

Allerdings steht für Börne Wahrheit und Recht höher als Patriotismus. Er

sagt (VI, 192): „Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf, eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht.“

— (Das. 195): „Für jeden rechtlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen. . . Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet?“

— (Das. 203): „Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend, so lange sie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Jemand sagt, für das Vaterland handle man immer schön, so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will.“

Und nun muß ich endlich, um diesen Punkt abzuschließen, noch folgende Stelle anführen, gerade weil sie die bekannteste ist (7. Febr. 1832): „Daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblindet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe

ich die Freiheit besser als ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als ihr.“

* *

Der mir zu Gebote stehende Raum würde nicht ausreichen, wollte ich nun sehr ausführlich darlegen, welche Grundsätze und Maßstäbe Börne in seiner ästhetischen Kritik zur Anwendung brachte, wie er die Aesthetik mit der Politik in Zusammenhang setzte und warum er einen Haß gegen Goethe hegte; wie er über Preußen und dessen Stellung in Deutschland urtheilte; wie er über die verschiedenen Regierungsformen und über den Zweck des Staates dachte; wie er die Geschichte, den Fortschritt und die Revolution ansah; wie er oft verzweifelte und sich immer wieder aufraffte; wie er sich über Socialismus, Communismus und Religion, über Wissen und Leben, über Glauben und Wissen, über Freiheit und Sittlichkeit äußerte. Wichtiger ist es, von dem, worüber und was Börne geschrieben, uns zu der Weise zu wenden, wie er geschrieben. Hier dringen wir wirklich in den Kern des Mannes und werden erkennen, daß der Kern Börne's, seine geistige Natur, so jüdisch war, daß Börne wohl als ein jüdischer Typus gelten kann.

Er gehört in die geringe Anzahl humoristischer Schriftsteller. Humor bezeichnet nicht eine literarische Gattung, wie Lyrik, Epik, Drama; er kann in jeder dieser Formen auftreten und selbst in Prosa, die er sogar der poetischen Form vorzieht. Er kann komisch oder tragisch wirken: denn eigentlich ist er immer Beides zugleich. Es ist auch nicht eine Eigenschaft irgend eines Nationalgeistes, sondern ist immer persönliches Erzeugniß einer hohen Bildung; nur die Elemente und Voraussetzungen zum Humor liefert der Nationalgeist, und allerdings finden sich diese Bedingungen bei dem einen Volke mehr oder häufiger als beim anderen. Was der jüdische, überhaupt der semitische Geist dem Humor entgegenbringt, das sind die Elemente des Humors: Witz, Phantasie und Gemüth, diese einander so entgegengesetzten Thätigkeiten des Geistes, die sich in hervorstechender Weise selten neben einander finden. Nun sind zwar

gerade witzige Dichter mit Gemüth unter Arabern und Juden nicht selten; indessen fordert doch eben der Humor noch die gegenseitige Durchdringung dieser drei Formen zu einer wirklichen Einheit, und in einer eigenthümlichen Form, welche überall das Seltenste ist.

Statt einer langen theoretischen Auseinandersetzung werden einige Beispiele aus Börne selbst das Wesen des Humors am deutlichsten machen.

Börne's Witz ist von der Art, wie er im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in den Berliner jüdischen Kreisen herrschend war. Wer von uns das Glück gehabt hat, noch einige Greise und Greisinnen aus jener Zeit zu kennen und zu lieben — ja noch heute lebt hier und da solch ein geliebter Alter —, der wird wissen, was ich meine. Wenn ich höre, wie Börne, als er sich schon im Frühjahr nach dem Bade Soden begeben hatte und dort der erste Gurgast war, von sich rühmte, er sei der Curfürst von Soden, so ist mir, als hörte ich den greisen Leopold Zunz. Das war ein Scherz, ein Wortspiel. Sarkasmus war es, als er die Arretirung politisch Verdächtiger bei Nacht daraus erklärte, daß die Regierung der Antipode des Volkes ist, und sie daher Tag hat, während jenes Nacht. (Gef. Schr. IX, 132.) Wenn aber Börne, da er selbst bei Nacht plötzlich ins Gefängniß gebracht war, dort die Bemerkung niederschreibt (Nachg. Schr. II, 271 ff.), daß man ihm einen Stiefelknecht versagt habe, gewiß nur, um ihm das Bild knechtischer Dienstbarkeit fern zu halten, so hat dieser Witz durch die Situation einen Hintergrund, durch welchen er eine ganz andere Bedeutung gewinnt. Börne geht nun weiter und zeigt, wie liebevoll es von der Polizei geschieht, daß sie die Menschen des Nachts einsteckt. Nämlich: „Der Gefangene vermißt dann nicht gleich anfänglich seine Freiheit, da ohnedies bei Nacht Jedermann in seinem Zimmer eingesperrt ist; im Schlaf vergißt er seine Leiden.“ Dieser Witz greift schon tief in unser Gemüth. Ist die Wohnung das unverletzliche Heiligthum des Mannes, so ist die Schlafkammer das Allerheiligste; und nicht stärker kann die Härte des Gefängnisses gezeigt werden als durch den Contrast mit dem Bett zu Hause. —

Börne aber hat noch einen dritten Grund, die Milde zu rühmen, welche den Beschuldigten des Nachts verhaftet: „Der Anblick des bestirnten Himmels flößt ihm wie jedem Unglücklichen Trost ein; er denkt: über den Sternen sitzt ein Cassationsgericht.“ Wie ist in diesem Wort Witz und Phantasie gemischt, und wie ist hier die Bitterkeit der Anklage durch den Trost verstärkt und der Trost aus der Grausamkeit selbst gewonnen! Das, meine ich, ist Humor.

Noch ein Beispiel. Wenn man ihm Mangel an Liebe zum Vaterlande vorgeworfen hat, so hat man weder die vielen unzweideutigen Aeußerungen des mächtigsten Patriotismus noch auch die vielen Ausbrüche seines Heimwehs beachtet. So bemerkt er einmal (VI, 62. Kritiken XXXIII): „Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Uebel auszuweichen, giebt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurtheilen zu lassen.“ Wie wehe muß dem sein, der so etwas schreibt; und doch wie erhaben ist er über solches Elend! Das ist der Humor.

Doch ist mit dem Humor das Innerste Börne's noch nicht getroffen. Es muß der Punkt in ihm aufgewiesen werden, wo der Humor entspringt, und der auch erst die Eigenthümlichkeit des Börne'schen Humors wie seines ganzen Wesens enthält.

Börne war eine ganz und gar sensitive Natur, er war von einer allmähig bis zur Krankhaftigkeit gesteigerten Reizbarkeit. Was auch immer seinen Geist berührte, das ward auch Object seines Gefühls. Er dachte mit dem Herzen und fühlte mit dem Verstand. Der Gedanke that ihm wohl oder wehe. Wenn es nun aber meist geschieht, daß bei der höchsten Empfänglichkeit für gewisse Reize sich eine gewisse Gleichgültigkeit oder Stumpfheit gegen andere zeigt, so muß man von Börne sagen, daß dies bei ihm nicht der Fall war. Ich wüßte nicht, welches Gebiet der Bildung, welcher Kreis wissenschaftlicher Forschung, welche Form künstlerischen Schaffens ihm fremd geblieben wäre; er ist an nichts kalt vorüber gegangen; und obwohl ihm der Mensch

seiner Zeit vor Allem am Herzen lag, so ward er doch auch von der Naturschönheit ergriffen. Also nicht irgend welche Einseitigkeit betreffs der Gegenstände des Interesses, nicht die überwuchernde Entwicklung eines Organs hat jene Reizbarkeit bewirkt, sondern die absolute Herrschaft eines Grundtriebes in seinem Wesen, vermöge welcher er alles Einzelne, das sich ihm darbietet, nur in Beziehung zu jenem Grunde und Mittelpunkte seiner inneren Welt erfasste. Dieser Punkt war die Freiheit und in derselben Recht und Sittlichkeit. Von hier aus erhielt jedes Einzelne seine Beleuchtung, und damit gewann jedes eine Gefühlsmacht, wie sie diesem an sich selbst nicht zukam, sondern nur dadurch zu Theil ward, daß es zugleich alle Fäden des Bewußtseins in Mitleidenschaft versetzte. Daher ging sein Urtheil nicht den langsamen Weg der Logik, sondern flog als Witz mit der Schnelligkeit des Blitzes, und seine Funken, umherprühend, zündeten. Er sieht eine unendliche Fülle von Einzelheiten, aber er bringt sie sämmtlich unter denselben Brennpunkt. Darum ist er ganz und gar subjectiv, sieht Alles aus sich heraus und ist immer extrem, die Enden mit dem Anfang zusammenfassend. Die Mitte ist für ihn eine Hemmung der Bewegung zur Wahrheit; und die Objectivität, ach, sagt er (I, 5), „die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken.“ Von den objectiven Künstlern und Kunstkennern sagte er (das.): „Nicht was die Kunst darstelle, es kümmere sie nur, wie sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alle gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei; und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt.“

Da es ihm indessen nicht um die Wahrheit in der bloßen Erkenntniß zu thun war, sondern um die Verwirklichung der Wahrheit, nicht um den Forscher und den Künstler, sondern um den Menschen,

so konnte er nicht in der freien Schöpfung von Phantasiegebilden seine Befriedigung finden; nur die Wirklichkeit mit ihren harten Objecten drängte sich ihm auf und nahm seinen Kopf und damit sein Herz, oder sein Herz und damit seinen Kopf, in Anspruch.

Nun war er aber, obwohl auf das Gegenständliche hingewiesen, doch nicht objectiv, und so war auch sein Denken nicht systematisch. Er bezog wohl jede Einzelheit, die ihm begegnete, auf den Mittelpunkt seines eigenen Wesens, aber er verband nicht die vielen Einzelheiten mit einander. Im Centrum seines Geistes trafen unzählige Strahlen zusammen, nur daß dieselben durch keine Peripherie verbunden waren. Darum vermochte er es nicht, ein umfassendes literarisches Werk, weder ein poetisches noch ein historisches, zu Stande zu bringen, er konnte kein großes Ganzes schaffen. Nur einzelne Blätter konnte er schreiben. „Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen,“ sagt Börne, „hatte ich Lust und Muth.“ So war er ganz eigentlich Feuilletonist, aber einer, wie Deutschland keinen zweiten hat.

Indem er auf diese Weise die am weitesten von einander liegenden Gegensätze vereinigte, blieb er ungeachtet aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände und trotz der größten Beweglichkeit seines Witzes unentwegt bei dem Einen, der Idee, Gott. Dies waren die Contraste, welche sein Humor zusammenband; und in dieser Nebeneinanderstellung des kleinen Menschlichen gegen das Unendliche ist er ein wahrhafter Prophet. Er sagt (VI, 189): „Ich strebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftstellers, ich wollte nie für einen Schreibkünstler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte, so gut ich kann.“

Ja, ein heiliges Amt und ein schweres, sehr schweres. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß Börne in der Zeit lebte, welche zwar nicht die unglücklichste, wohl aber die schmachvollste der deutschen Geschichte war, wo Deutschland in weiter nichts Einigkeit zeigte als in der rücksichtslosesten Unterdrückung jeder freien Regung. Börne aber nach seiner dargelegten Eigenthümlichkeit fühlte nicht bloß den Gesamtdruck als eine niederbeugende,

jedes schöne Wachsthum hemmende Macht, sondern ihn erregte auch jede kleinliche Rache eines Polizeimannes oder partiischen Gerichtshofes an irgend einem Orte, jedes böswillige Verbot und jede thörichte Verordnung einer Behörde im weiten deutschen Reich, jeder Censurstrich eines vorsichtigen Censors; jeder Abfall eines ursprünglich frei denkenden Mannes und sein Uebertritt in das Lager des hohnlächelnden Gegners, jede Verdüsterung eines früher hellen Geistes; und noch mehr „das bescheidene Rechten, mäßige Fordern, sanfte Tadeln“ jener Gemäßigten und ihr Bitten und Danken und Rühmen, wo sie selbstbewußt auftreten und nicht Viertelsgeschenke für das berechtigte Ganze annehmen sollten; jede Eröffnungsrede eines Landtages, jede Antwortadresse und jeder Landtagsabschied; und zu allermeist jede grausam niedergeschlagene Hoffnung einer hier oder da in Europa angestrebten Erhebung — alles das kostete er tropfenweise durch wie bittersten Vermuth, alles das stichelte ihn täglich mit tausend Nadeln, und jeder Stich erregte sein ganzes Nervensystem. Darum meinen wir oft einen wahrhaft jeremianischen Ton von ihm zu vernehmen. (VI, 163): „Ach,“ klagt er, „sie glauben, ich schreibe wie die Anderen mit Tinte, mit Worten; aber ich schreibe nicht wie die Anderen, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Saft meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Dual anzuthun, und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.“ Das haben selbst vortreffliche Männer jener Zeit nicht verstanden. Die Einen meinten, seine Bitterkeit gegen Deutschland sei Haß wegen der Unterdrückung der Juden, unter der er auch selbst als Knabe so arg gelitten. „Man macht,“ sagt er (S. 166), „einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen.“ Als er dies schrieb, fiel ihm wohl ein Begegniß aus seinem frühesten Leben ein. Es begegneten ihm eines Tages zwei bettelnde Knaben, ein jüdischer und ein christlicher. Da gab er sein Almosen dem Christenknaben. Gefragt, warum er diesen bevorzuge, antwortete er: Weil es in den Sprüchen Salomonis heißt: Du sollst

glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln. Sein Erzieher aber bedeutete ihm, die Christen seien nicht die Feinde der Juden.

Nicht Haß leitete seine Feder, noch weniger, wie Andere meinten, eine Leberkrankheit. „Nein,“ sagt Börne (das. 166), „ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei, und ich gesunde.“ Er schrieb seiner Freundin schon 1825 (am 2. März, Nachg. Schr. III, 88): „Ich ertrage es, ich ertrage es in Deutschland nicht... Das Herz möchte mir brechen über diese Wölfe von deutschen Ministern, die Alles unbarmherzig zerreißen, und über diese Schafe von deutschen Bürgern, die sich so geduldig zerreißen lassen. Es glaubt es Keiner, und Sie selbst wissen es nicht, wie mich das bewegt.“ Solche Aeußerung hatte er schon einmal öffentlich gethan (Ges. Schr. V, 111): „Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theaterabenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe.“ Nicht etwa die schlechten Schauspieler, sondern die Dramen hatten ihn so gequält, und zwar nicht bloß und nicht so sehr die aufgeführten, sondern noch mehr der Umstand, daß man andere Dramen, die echten großen, nicht zu sehen bekam. Nun nannte er freilich das Schauspiel an sich eine „Lumperei“ (Nachg. Schr. II, 45); aber eben schon dies, daß doch alle Anderen ein so großes Gewicht auf das Theater legten und von nichts Anderem redeten, das verdroß ihn; und dann: er „sah im Schauspiel das Spiegelbild des Lebens“ (Ges. Schr. IV, 6), und, sagte er, „wie ein Volk, so seine Schauspiele.“ So sah er denn im Theater nur das Elend des deutschen Volkes jener Zeit und fühlte in Frankfurt jeden Abend die von Oesterreich dictirte Sklaverei.

Wie nun Börne's Geist einmal angelegt war, so hätten wir ihm a priori die Briefform als die seinem Wesen geeignetste empfehlen müssen. Da kam das Geschick zu Hülfe. Der einzige warme Sonnenstrahl, der in Börne's Leben fiel, ist sein liebevolles, höchst inniges Ver-

hältniß zu seiner Freundin. Ihr schrieb er, und seine Briefe an sie sind nicht erdichtete, sondern wirkliche Briefe und — Kunstwerke. In diesen seufzte und klagte er, jubelte, hoffte und verzweifelte er, fluchte und segnete er; vor der Freundin ergoß er, was er dachte, urtheilte, wünschte, glaubte. So ist auch seine schriftstellerische Thätigkeit als solche an die Wirklichkeit gebunden. Er hatte gar nicht den Trieb, sein Inneres vor dem Volke zu offenbaren, zumal ihm dies so schmerzhaft war; nur der Drang, zur Freundin zu reden, drückte ihm die Feder in die Hand.

Wer nun objectiv darstellt, wie Goethe, der stellt seine Gemüthsregung, seinen Schmerz in seinem Kunstwerk aus sich heraus und befreit sein Inneres. Wer aber seinen Schmerz in sich hineinschaut, wie Börne, dem thut die Darstellung weh, und obenein schüttet er nichts aus und schüttelt nichts ab, sondern er betrachtet und prüft nur seine Wunde und macht sie um so schmerzhafter.

Ein Mensch, dem es in allen Nerven ohne Unterbrechung prickelt, der muß wohl bald merken, daß es ihm an Geduld fehle. Schon 1825 (2. März) klagte er scherzend: „Wo kaufe ich Geduld?“ Wie ernst ihm aber diese Klage war, zeigte er 1830 (Ges. Schr. VIII, 10), als er sein Gebet an die Geduld nieder schrieb:

„Geduld, sanfte Tochter des grausamsten Vaters; schmerzzeugte, milchherzige, weichlispelnde Göttin, Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlandes, die du es wartest und lehrest warten.

„Die du hörst mit hundert Ohren, und siehest mit hundert Augen, und blutest an hundert Wunden und nicht klagest.

„Die du Felsen kochst und Wasser in Steine verwandelst.

„Sieh, mich plagt die böse Ungeduld ... mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen wie ein Windelkind, das gewaschen wird; ich renne toll wie ein Secundenzeiger um die schleichende Stunde ... ich verzweifelte, ich verzweifelte, o rette mich!

„... berühre mit kühlen Fingern meine heiße Brust. Hänge Blei an meine

Hoffnungen, tauche meine Wünsche in den tiefsten Sumpf, daß sie aufzischen und dann ewig schweigen. Deutsche mich, gute Göttin, von der Ferse bis zur Spitze meiner Haare und lasse mich dann friedlich ruhen in einem Naturaliencabinet unter den seltensten Versteinerungen" u. s. w.

Dieses Gebet konnte die Göttin freilich

Gegnern, den Gegnern des Menschenwohls, aus: Wenn sie nur klüger wären! So berichtet Gutzkow (S. 54). Aber Gutzkow hat diesen Ausruf wohl nicht völlig verstanden. Denn ich zweifle nicht, daß Börne mit jenem Ausrufe hat eine Uebersetzung des hebräischen *lā hākēmū* geben wollen. Darum versteht nur der-



Ludwig Börne.

nicht erfüllen, aber sie erhörte es doch und bot Börne ein Mittel, mit dem er bis in das zweiundfünfzigste Lebensjahr gelangen konnte. Dieses Mittel war folgende Lebensanschauung, mit deren kurzer Betrachtung ich schließen will.

Von Kindheit an nannte er das, was ihm mißfiel, nicht schlecht, sondern dumm; an die Schlechtigkeit der Menschen wollte er nicht glauben; nur ihre Albernheit empörte ihn. Oft rief er von seinen

jenige den ganzen Sinn jenes Börne'schen Wortes: „Wenn sie nur klüger wären!“ dem der Sinn dieses biblischen Wortes aus dem Riegelied Moses (5. M. 32, 29) vorschwebt.

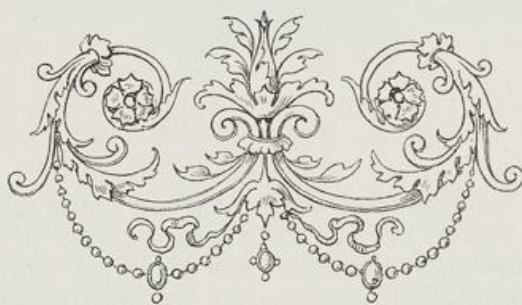
Was aber sollten denn die Menschen einsehen? 1817 schrieb er in sein Tagebuch (Nachg. Schr. II, 262): „Warum begreift der Mensch nicht, daß Freiheit nirgends oder überall, daß jedes Kunstwerk als Kind des Menschen ein Enkel

der Natur sei; daß ein gleicher Drang die Spinne zur Vereitung ihres Netzes und die Menschen zum Bau der Häuser führt, und daß der nämliche Bildungstrieb dem Bären den Pelz und uns einen Mantel umhängt?“ Börne meinte also: überall entweder starre Nothwendigkeit und Zufall oder aber überall Freiheit und Gott!

Die Menschen aber verstehen das nicht. In allen ihren Urtheilen und in allen Handlungen, in ihren Anklagen und in ihren Entschuldigungen vermischen sie Schicksal und Freiheit, Natur und Gott, wie es ihnen gerade paßt, schmeichelt. Wenn Börne dies gewahrte, dann fiel ihm ein Liedlein ein, das irgend eine Klapperoper in sein Gedächtniß abgesetzt hatte. Er sagt (Ges. Schr. II, 213): „Wenn ich sehe der Menschen ruchloses Treiben und will ihnen nicht fluchen, ihr tolles Beginnen und möchte sie nicht gewaltsam bändigen, ihren Weisheitsdünkel und ihr lächerliches Machtgepränge und will ihrer nicht spotten; will ich die Menschen tadeln, ohne ihnen wehe zu thun, sie lieben, ohne ihnen zu schmeicheln, sie kennen und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröstet, schmerzt und heilt, mißbilligt und versöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leise: O närrische Leute, o komische Welt!“

Man würde den Sinn, den dieses Wort in Börne's Munde hatte, völlig verkennen, wenn man meinte, damit werde den Menschen Narrheit vorgeworfen, und als fühlte sich Börne in seiner Weisheit erhaben über sie alle. Börne schließt sich vielmehr mit ein und spricht damit vorzugsweise zu sich selbst: ich Thor, der ich in meiner Ungeduld allen kranken Völkern helfen, der ich mich vor den Wagen der Geschichte spannen möchte, um ihn fortzubewegen; besteht denn nicht eine Alles beherrschende Nothwendigkeit? lebt denn nicht ein Alles leitender Gott? Wenn die Hoffnung des Propheten in ihm verzweifelte, dann erwachte in ihm die Gottergebenheit Hiob's.

Man hat mir gesagt, Börne habe nur noch eine kleine Gemeinde. Das glaube ich und das wundert mich nicht. Hatte er denn jemals mehr als eine kleine Gemeinde? Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten; d. h. objectiv durch das, was er geleistet und was in die Substanz des Nationalgeistes eingegangen, hat er zum Besten aller nachfolgenden Geschlechter gelebt, ohne daß sie von ihm wissen und ohne ihm zu danken; mit Bewußtsein aber wird derjenige, der nur den Besten seiner Zeit genügt hat, auch in den Folgezeiten immer nur für die Besten leben.





Die Macht der Vererbung.

Von

Ludwig Büchner.

I.

Unter den vielen und großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen der hinter uns liegenden Jahrzehnte mag es kaum eine geben, welche sich an Wichtigkeit und wissenschaftlicher Tragweite mit derjenigen von der Macht der Vererbung oder Erbllichkeit zu messen vermöchte. Sie hängt mit den tiefsten philosophischen Fragen zusammen, welche den Menscheng Geist zu beschäftigen im Stande sind, und hat uns die überraschendsten Aufschlüsse über wissenschaftliche und philosophische Probleme geliefert, welche bisher ganz unlöslich schienen, namentlich über die Frage, wie und auf welche Weise unser menschliches Geschlecht zu den vielen hohen Vorzügen und Vollkommenheiten gekommen ist, welche ihm ein so unermessliches Uebergewicht über die gesammte übrige Lebewelt verleihen. Denn höchst wahrscheinlich bildet die Vererbung die eigentliche oder Hauptursache für den gesammten

Fortschritt des menschlichen Geschlechts in leiblicher wie in geistiger Beziehung; ja für Diejenigen, welche an die Wahrheit oder Richtigkeit der Entwicklungstheorie glauben, muß dieser Satz als über jeden Zweifel erhaben gelten. Denn ohne Vererbung müßte jedes Geschlecht, ja jeder einzelne Mensch seine ganze leibliche, geistige und moralische Erziehung jedes Mal wieder vollständig von vorn anfangen, wobei ein bleibender Fortschritt kaum denkbar oder wenigstens in die engsten Grenzen eingeschlossen sein würde. Daher stimmen auch alle Gelehrten, welche sich mit den Thatfachen der Vererbung näher bekannt gemacht haben, fast ausnahmslos in ihrem Urtheil über die große und gar nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung der Vererbungsgesetze überein, welche letztere einen großen Theil der Schuld daran tragen, daß es dem Menschen möglich gewesen, nach und nach im Laufe zahlloser Generationen aus dem Zu-

stande eines rohen, thierähnlichen Wilden sich bis zur Stufe des civilisirten Menschen emporzuarbeiten. Dr. Locher-Wild in seinem übrigens ziemlich phantastisch gehaltenen Buche „Ueber Familienanlage und Erbllichkeit“ nimmt sogar keinen Anstand, die Erbllichkeit — vielleicht mit einiger Uebertreibung — „die großartigste aller Naturerscheinungen“ zu nennen.

Allerdings ist die Kenntniß des Gesetzes oder der Gesetze der Vererbung an sich uralte und zeigt sich sehr deutlich in der Thierzüchtung der ältesten Völker, sowie der Wilden, welche zur sogenannten Nachzucht immer nur die stärksten, schönsten oder sonst durch vorzügliche Eigenschaften ausgezeichneten Thiere zu verwenden suchen, in der sicheren Erwartung, daß die guten Eigenschaften der Eltern in den Nachkommen mehr oder weniger wiederkehren werden, mochten diese guten Eigenschaften nun von den Eltern erworben oder ihnen angeboren, mochten sie zufällig auftretende oder absichtlich angebildete sein. Aber das rechte Licht fiel auf die Vorgänge der Vererbung erst durch Darwin und den Einfluß seiner berühmten Theorie, welche eine so große Umwälzung in den organischen Naturwissenschaften hervorgerufen hat. Es ist bekannt und braucht nicht näher auseinandergelegt zu werden, daß unter den vier Momenten, aus denen Darwin seine Theorie zusammengesetzt, nämlich: Kampf um das Dasein — Abänderung — Vererbung der Abänderung — und natürliche Auswahl — die Vererbung eine Hauptrolle spielt. Aber es würde ein Irrthum sein, zu glauben, daß die hervorragendsten der Thatfachen, auf welche Darwin seine Erbllichkeitstheorie stützt, nicht schon lange vor ihm bekannt gewesen seien; vielmehr war dieses in ziemlich ausgedehntem Maße der Fall. Abgesehen von der sogleich noch näher zu erwähnenden Medicin oder Heilkunde, hatten sich namentlich in Frankreich einzelne Gelehrte lange vor Darwin mit Beobachtung und Zusammenstellung dieser Thatfachen beschäftigt und dicke Bücher damit angefüllt. Wir brauchen nur das bekannte Buch von Girou de Buzaraingues: „Traité de la génération“ (1828), und das noch bekanntere von Prosper Lucas: „Traité physiologique et philosophique de l'hérédité naturelle“ (Paris 1837),

zu nennen, welchen beiden Werken, insbesondere dem letzteren, alle Schriftsteller über Vererbung, namentlich Darwin selbst, zahlreiche Beispiele entnommen haben. Aber lange vor diesen Beiden hatte schon Georg Veroy, der ausgezeichnete Thierpsychologe, dessen berühmte Briefe über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere 1764 erschienen, einen deutlichen Begriff von der Macht und Bedeutung der Vererbung der während des Lebens erlangten Fertigkeiten und hatte den wichtigen und fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, daß Alles, was wir bei den Thieren bloß für blind mechanisch halten, vielleicht die Folge schon vor langer Zeit angenommener Gewohnheiten sei, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt hätten. Auch Buffon und Cuvier wiesen bereits darauf hin, daß es in der Macht des Menschen liege, durch Beobachtung der Vererbungsgesetze neue Thier-racen zu erzeugen.

In Deutschland wäre vor Allem der berühmte Physiologe Burdach zu nennen, welcher in dem ersten Bande seiner „Physiologie als Erfahrungswissenschaft“ (1826) nicht weniger als dreißig Seiten der Besprechung der Vererbungsgesetze widmete und seine Aufmerksamkeit namentlich der Vererbung zufälliger und angebildeter leiblicher wie geistiger Eigenschaften widmete. Er glaubt daraus mit Ruß, Girou, Spurzheim und Anderen folgern zu dürfen, daß sich die erworbene geistige Bildung der Menschen ebenso vererbe wie die leibliche.

Aber trotz alledem verstand man es doch nicht (vielleicht mit einziger Ausnahme Veroy's), aus diesen Thatfachen den richtigen Schluß zu ziehen oder die richtige Anwendung davon zur Erklärung der allgemeinen Fortschrittsgesetze zu machen. Man behandelte dieselben mehr als physiologische Curiosa, obgleich hier und da, auch schon vor Darwin, eine Ahnung des richtigen Sachverhaltes aus einzelnen Aeußerungen hervorragender Schriftsteller durchblickt. So hatten unter Anderem Nott und Gliddon in ihrem berühmten Werke „Ueber die Typen der Menschheit“ bereits den fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, daß die gesammte culturhistorische Entwicklung der Völker nicht, wie man bisher annahm, auf der

Verfolgung bewußter Zwecke und ebenso wenig auf der eigenthümlichen Verkettung äußerer Umstände, sondern wesentlich nur auf der Vererbung oder Uebertragung theils angeborener, theils erworbener Instincte oder unbewußter Antriebe oder geistiger Gewohnheiten von Generation zu Generation durch die Geburt beruhen möge!

Weitaus am meisten Aufmerksamkeit wurde übrigens den Vererbungsgesetzen und der Macht der Vererbung innerhalb der Wissenschaft der Medicin oder Heilkunde geschenkt — und zwar wegen ihrer praktischen Bedeutung für die Uebertragung von Krankheiten und Krankheitsanlagen von einer Generation auf die andere.

Schon lange, ehe man es verstand, die allgemeine Bedeutung der Vererbung zu würdigen, kannten die Aerzte eine ganze lange Reihe von Krankheiten, Krankheitsanlagen oder angeborenen Naturfehlern, welche die Fähigkeit zeigten, von Eltern oder Großeltern auf Kinder oder Kindesfinder überzugehen und sich oft mit großer Fähigkeit durch ganze Generationen hindurch fortzupflanzen. Es bildet diese traurige Erfahrung in der That eines der düstersten Capitel der Menschheitsgeschichte — ein Capitel, welches lebhaft an die alte und schreckliche Theorie von der Erbsünde erinnert. Denn auch hier ruht auf einzelnen Menschen oder Familien eine Art fürchterlichen Fluches, welcher die Betroffenen mit unausweichlicher Gewalt in Krankheit, Schmerz oder Leiden jeder Art und oft in einen frühzeitigen Tod treibt — und zwar so, daß der Einzelne schon vom ersten Tage seiner Geburt an und ohne jedes eigene Verschulden seinem meist unvermeidlichen Schicksale verfallen erscheint. Es würde zu weit führen, wollten wir die lange Reihe verschiedener Krankheiten oder Krankheitsanlagen aufzählen, von denen die Aerzte annehmen oder erfahren haben, daß sie durch Erbschaft übertragbar sind; nur einige der hervorstechendsten, wie Tuberculose, Scrophulose, Gicht, Syphilis, Krebs, Hämophilie oder Bluter-Krankheit, Epilepsie, Hysterie, Geisteskrankheit, periodisches Kopfschmerz, Neigung zu Apoplexie oder Schlagfluß, zu Fettleibigkeit oder Magerkeit, zu chronischen Haut- oder

Leberkrankheiten, Verderbniß der Zähne, Cretinismus und Blödsinn, Taubstummheit, Albinismus, alle möglichen Arten von Augenkrankheiten wie grauer und schwarzer Staar, Schielen, Daltonismus oder Farbenblindheit, Nachtblindheit, Kurzsichtigkeit u. s. w., aber auch angeborene Deformitäten wie Hasenscharte, Klumpfuß und dergleichen, mögen hier genannt werden.

Unter den vererbungsfähigen körperlichen Neigungen dürfte eine besondere Erwähnung noch die bekannte Neigung zu Langlebigkeit oder Kurzlebigkeit verdienen, eine Neigung, welche so auffallend erblich ist, daß es überall einzelne Familien giebt, welche man geradezu als langlebige oder kurzlebige bezeichnen kann, und daß die Lebensversicherungs-Gesellschaften ohne Ausnahme großes Gewicht auf die Erkundung dieser Verhältnisse und des Lebensalters der Eltern und Geschwister einer zu versichernden Person legen.

Auch waren die Aerzte bereits sehr gut mit dem wichtigen Umstande bekannt, daß es nicht bloß eine leibliche oder körperliche, sondern auch eine geistige Vererbung giebt, und daß Geisteskrankheiten oder Wahnsinn und in Verbindung damit krankhafte Neigung zu Melancholie oder Hypochondrie, zu Selbstmord, zur Begehung von Verbrechen, zum Trunk, zum Spiel u. s. w. in hohem Grade erblich sind. Ja, neuere Erfahrungen und Beobachtungen haben gezeigt, daß diese furchtbare Anlage zu geistiger Störung in einem ganz besonders hohen und wahrscheinlich höheren Grade als alle anderen Krankheiten oder Krankheitsanlagen die Neigung zeigt, sich von den Eltern oder Großeltern auf die Kinder fortzupflanzen, und daß dieselbe sich mit einer wahrhaft dämonischen Gewalt in manchen, diesem schrecklichen Lose verfallenen Familien geltend macht. Genaue Erhebungen in den Irrenanstalten haben gezeigt, daß unter allen Insassen solcher Anstalten die Hälfte oder mindestens ein Drittel von geisteskranken Eltern oder Großeltern abstammen. Aus einem der französischen Regierung erstatteten Berichte ergiebt sich, daß von eintausend in Heilanstalten aufgenommenen Kranken jedes Geschlechts die Krankheit bei 264 Männern und 266 Frauen

ererbt war! (Ribot: Die Erbllichkeit, S. 155.)

In den Irrenanstalten des Großherzogthums Hessen befanden sich anfangs 1878 zusammen 713 Kranke, von denen bei nicht weniger als 259 Personen die Erbllichkeit nachzuweisen war! Unter drei- und siebenzig von Trélat beobachteten Fällen von Geisteskrankheit jezt er dreiundvierzig auf Rechnung der Erbllichkeit, während Maudsley unter fünfzig von ihm untersuchten Fällen dasselbe bei 16 Personen thut. (Beide Citate bei Ribot, a. a. O., S. 155.) Dr. Merten sagt in einem vor-
trefflichen Schriftchen über die „Vererbung von Krankheiten“, daß wir die Vererbung für mindestens ein Drittel aller Fälle von Geisteskrankheit als sicher annehmen dürfen, und daß sich das Irresein öfter von der Mutter als vom Vater, und zwar von dieser besonders gern auf die Töchter, fortpflanze. Nach dem bekannten Irrenarzt Moreau de Tours sollen sogar (was indessen sehr übertrieben erscheint) neun Zehnthelle aller Geisteskrankheiten auf Erbllichkeit beruhen.

Die dämonische Gewalt dieser furchtbaren Art von Vererbung zeigt sich recht deutlich in einem von Gintrac beobachteten Falle, wo ein geisteskranker Vater lauter geistig gesunde und sogar talentvolle Söhne zeugte, welche mit Auszeichnung öffentliche Aemter bekleideten; aber alle Kinder dieser Söhne wurden mit Erreichung des zwanzigsten Lebensjahres in größerem oder geringerem Grade wahnsinnig. (Bei Ribot, a. a. O., S. 144.) Aehnliche Fälle haben Lubanel und Thoré beobachtet (ebenda S. 144) und citirt Darwin (Das Variiren der Pflanzen und Thiere II, S. 1 ff.). Für die ärztliche Wissenschaft konnte freilich, nachdem die Vererbung leiblicher Krankheit bekannt war, die Vererbung geistiger Krankheiten nichts Auffallendes haben, da vom ärztlichen Standpunkte aus alle Geisteskrankheiten mehr oder weniger als Gehirnerkrankungen angesehen werden und daher jede seelische Vererbung nothwendig eine leibliche Vererbung voraussetzt, wie dieses selbst Ribot (a. a. O.) trotz seiner mehr oder weniger spiritualistischen Ueberzeugungen ausdrücklich anerkennt oder zugesteht. Auch die beson-

ders große Neigung solcher Gehirnerkrankungen zu erblicher Fortpflanzung konnte den Aerzten nicht auffallend erscheinen, da gerade die Gehirnmasse wegen ihres feinen Baues, ihres großen Bluthalthums und ihres labilen Eindringen und krankhaften Einwirkungen besonders leicht zugänglichen Zustandes zur Aufnahme und Uebertragung erblicher Störungen als besonders geeignet erscheinen muß.

Auch über die Gesetze der Erbllichkeit und Vererbung hatten die Aerzte, obgleich diese Gesetze bis auf den heutigen Tag noch sehr wenig gekannt sind, schon bestimmte Vorstellungen. So kannten sie vor Allem bereits die sogenannte latente oder rückfällige Vererbung, wobei ganze Generationen, bald in directer, bald in seitlicher Verschiebung, übersprungen werden, wie in dem soeben angeführten Falle von Gintrac, wo sich die Geisteskrankheit des ersten Erzeugers nicht auf die Söhne, wohl aber auf die Enkel forterbte. Hier pflanzen sich also die ererbten Fehler oder Eigenthümlichkeiten nicht bloß von Eltern auf Kinder, sondern auch von Großeltern oder Urgroßeltern oder gar von Seitenlinien aus auf einzelne der Nachkommen fort. Und zwar gilt dies nicht bloß für alle Arten von erblichen Krankheiten, sondern auch für den ganzen Habitus oder einzelne Theile desselben, namentlich für die Farbe der Augen, der Haare, für die Art der Stimme u. s. w. Wie oft kommt es vor, daß Kinder in ihrem ganzen Sein und Wesen, wie auch in der äußeren Erscheinung mehr den Großeltern oder selbst den Urgroßeltern gleichen als den Eltern! Oder daß der Typus alter Familienbilder in dem einen oder anderen der Nachkommen wiederkehrt! Dr. Specht kannte eine vierundneunzigjährige Frau, eine Mutter von sieben Kindern, von denen keines die Eigenthümlichkeiten der Mutter (blonde Haare, Muttermal und Anstoßen mit der Zunge beim Aussprechen des Buchstabens S) hatte; sie kamen, wie man zu sagen pflegt, alle mehr auf den Typus des Vaters, eines schwarzhaarigen Mannes mit reiner Aussprache, heraus. Auch die zahlreichen Enkel zeigten keine Spur einer Aehnlichkeit mit der Großmutter. Aber in der dritten Generation wurde ein Urenkel oder ein Mädchen geboren, wel-

ches wiederum die Eigenthümlichkeiten der Urgroßmutter wahrnehmen ließ, d. h. es hatte blonde Haare, ein Muttermal unterhalb des linken Auges, wie die Urgroßmutter, und stieß beim Aussprechen des Buchstabens S mit der Zunge an. Oder es ist eine ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß eine Frau männliche Eigenschaften ihres Vaters, die sie selbst nicht besitzen kann (z. B. in einem uns bekannten Falle rothen Bart und schöne Bassstimme) auf ihren Sohn oder auf ihre Enkel vererbt. Ganz neuerdings hat Professor Horner in Zürich einen Fall veröffentlicht, wo er den sogenannten Daltonismus oder Farbenblindheit durch sieben Generationen hindurch zu verfolgen im Stande war, wobei aber immer nur die Söhne diese Eigenthümlichkeit zeigten und wobei jedesmal eine Generation übersprungen wurde. Ähnliche Beobachtungen hat Dr. H. Pagenstecher in Wiesbaden bezüglich der Nachtblindheit gemacht. Er konnte diesen eigenthümlichen Zustand, wobei die Betroffenen wegen einer herabgesetzten Empfindlichkeit der Netzhaut und des Sehnerven in der Dämmerung nichts sehen, durch fünf Generationen verfolgen, wobei ebenfalls immer nur die männlichen Nachkommen ergriffen waren und jedesmal eine Generation übersprungen wurde, so daß sich der Zustand immer nur vom Großvater auf den Enkel vererbte.

Auch bei der sogenannten Hämophilie oder Bluter-Anlage, wobei die Betroffenen bei jeder kleinen Verletzung fast nicht zu stillenden Blutungen ausgesetzt sind, kommt Uberspringen einzelner Generationen sehr häufig vor. Auch hat man beobachtet, daß sich dieser krankhafte Zustand leichter auf die Söhne als auf die Töchter forterbt und daß die letzteren, ohne selbst krank zu sein, die Anlage auf ihre Kinder fortpflanzen, selbst wenn sie mit ganz gesunden Männern verheirathet sind. Dabei pflegen die Hämophilen mit einer großen Fruchtbarkeit ausgestattet zu sein. (Näheres bei Asmann: Die Hämophilie. Berlin 1860.) Ähnliche Fälle oder Beispiele von rückfälliger Vererbung erzählt die Krankheitslehre in großer Menge.

Der höchste Grad der latenten oder rückfälligen Vererbung ist übrigens der sogenannte Atavismus (von *atavus*, Vor-

fahr) oder Rückschlag, wobei nicht bloß einige, sondern Tausende von Generationen und ungeheure Zeiträume übersprungen werden, und welcher offenbar eine der wunderbarsten und bis jetzt unerklärlichsten Naturerscheinungen bildet. Allerdings kennt man bis jetzt von ihm keine pathologischen oder Krankheitsbeispiele, wenigstens nicht mit Sicherheit, obgleich wohl anzunehmen ist, daß solche existiren; dagegen um so auffallendere von physiologischer Seite. So stammen z. B. alle Racen der Haustaube in letzter Linie von der wilden Felsentaube (*Columba livia*) ab, welche als auszeichnenden Charakter blaue Flügel mit schwarzen Querstreifen besitzt, und merkwürdiger Weise werden unter allen Hausauben der verschiedensten Färbungen bisweilen einzelne Individuen geboren, welche blaue Flügel mit schwarzen Querstreifen besitzen und so den Charakter der Stammform wiederholen. Oder wenn hier und da einzelne Individuen des Esels gestreifte Beine zeigen, so ist dieses ein gleicher Fall rückfälliger Vererbung in den Typus des wilden abyssinischen Esels oder jenes zebraartigen Ur- oder Stammvaters, von welchem unser einheimischer Esel abstammt. Ebenso ist die Neigung der Hauskatze zu streifenartiger Färbung atavistisch. Noch auffälliger ist das bekannte Beispiel, daß von Zeit zu Zeit Pferdefüllen geboren werden, welche statt eines Hufs drei huftragende Beine oder einen Mittelhuf mit zwei kleineren, getrennten Nebenhufen mit auf die Welt bringen und damit einen Charakter zeigen, welcher dem längst ausgestorbenen Vorfahr oder Stammvater des Pferdes aus der Tertiärzeit, dem Hipparion, eigen war. In ganz ähnlicher Weise finden sich nicht selten bei Embryonen oder Keimlingen von Vögeln Zähne oder Zahnrudimente als atavistische Erinnerung an ihre uralten Vorfahren oder an die gezahnten Vögel aus der Jurazeit. Die bekannte Erfahrung, daß unser veredeltes Obst oder Gemüse trotz der langen über seiner Veredlung hingegangenen Zeit bei schlechter Pflege stets die Neigung zeigt, wieder in den Typus des ursprünglichen Wildlings zurückzufallen, ist auch eine Folge atavistischen Einflusses. Auch unserem eigenen Geschlecht oder dem Menschen

selbst fehlt es nicht an einer ganzen Anzahl körperlicher Eigenthümlichkeiten, welche Folge atavistischer Uebertragung aus einer in grauer Dämmerung hinter uns liegenden Vergangenheit oder Urzeit sind, wie die Muskeln des äußeren Ohres, die sogenannte Nickhaut des Auges, der sogenannte Zwischenkieferknochen, die thierähnliche Form des menschlichen Milchgebisses, der sogenannte Wurmfortsatz, die Neigung zur Bildung eines überzähligen Fingers u. s. w. — Alles dieses und vieles Aehnliche, dessen Erwähnung hier zu weit führen würde, zeigt die ungeheure und fast unglaublich erscheinende Macht der Vererbung, welche, während sie auf der einen Seite bestrebt ist, die ursprünglichen Formen oder Charaktere mit wunderbarer Zähigkeit festzuhalten, gleicherweise auf der anderen Seite dahin strebt, jede äußere Einwirkung auf Individuum oder Art, jede zufällige Umänderung zu einer bleibenden zu machen. Häckel unterscheidet daher sehr passend eine conservative oder erhaltende und eine progressive oder fortschrittliche Vererbung, wobei die erstere stets nach Erhaltung, die zweite stets nach Umänderung des Bestehenden drängt.

Die Erscheinung des Atavismus oder auch nur der einfachen rückfälligen Vererbung ist übrigens, wie schon angedeutet, eine so wunderbare, daß alle Gelehrten oder Schriftsteller, welche Gelegenheit fanden, sich damit zu beschäftigen, sich nicht enthalten konnten, ihr höchstes Erstaunen darüber zu äußern.

Darwin selbst sagt am Schlusse eines Capitels über Vererbung und Rückschlag: „Der befruchtete Keim eines der höheren Thiere, der doch einer so ungeheuren Reihe von Veränderungen vom Zustand der Keimzelle bis zum höheren Alter ausgesetzt ist, ist vielleicht das wunderbarste Object in der Natur. Es ist wahrscheinlich, daß kaum eine Veränderung irgend einer Art eines der beiden Eltern afficirt, ohne daß ein Zeichen (oder eine Spur) hiervon im Keim gelassen wurde. Aber nach der Theorie des Rückschlags, wie sie in diesem Capitel erörtert wurde, wird der Keim ein noch viel wunderbarer Gegenstand; denn außer den sichtbaren Veränderungen, denen er unterworfen wird, müssen wir annehmen, daß noch

unsichtbare Charaktere in ihm gehäuft sind, die einer langen Reihe männlicher und weiblicher Vorfahren eigen waren, welche durch Hunderte und selbst Tausende von Generationen von der Jetztwelt getrennt sind. Und alle diese Charaktere liegen wie mit unsichtbarer Tinte auf Papier geschriebene Buchstaben da, bereit, sich unter gewissen bekannten oder unbekannten Bedingungen zu entwickeln.“

Mit noch mehr Enthusiasmus, aber nicht geringerer Wahrheit drückt sich Häckel über den Gegenstand aus, wobei er übrigens nicht einmal an die von Darwin besprochene genealogische, sondern nur an die elterliche Vererbung denkt.

Aber nicht bloß mit den Gesetzen der latenten oder rückfälligen Vererbung waren die Aerzte bekannt, sie kannten auch weiter die sogenannte gleichzeitliche oder homochrome Vererbung oder die Vererbung im correspondirenden Lebensalter oder zu entsprechenden Lebensperioden, wobei die Folgen oder Erscheinungen der Vererbung nicht sofort, sondern erst mit Beginn eines bestimmten Lebensalters eintreten, wie z. B. die ererbte Tuberculose oder Lungenschwindsucht in der Regel erst im Jünglingsalter oder im frühen Mittelalter des Lebens einzutreten pflegt, während z. B. der Weistanz sich auf die frühe Jugend oder Kindheit, oder die Anlage zu Schlagfluß auf das höhere Alter, oder die Neigung zu frühzeitigem Haarschwund und frühem Grauverden der Haare auf die Zeit zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre forterbt. Die Anlage ist also vorhanden, bleibt aber „latent“ oder schlummernd so lange, bis gewisse äußere oder innere Einflüsse oder bestimmte, im Laufe der Jahre eintretende Körperzustände sie zur Entfaltung bringen, und zwar in der Regel in derselben Lebensperiode, in welcher sie auch bei den Eltern oder Vorfahren sich bemerkbar gemacht hatte. Die Krankheitslehre wimmelt von Beispielen dieser Art; es mögen hier nur einige der hervorragendsten eine Stelle finden.

Dr. Stewart kannte vier Brüder, welche alle vom zwölften Lebensjahre an an einem periodischen, fast jede Woche wiederkehrenden Kopfschmerz litten. Ganz dasselbe Leiden hatten der Vater, der Onkel, der Großvater und der Großonkel

gehabt, und bei Allen hatte es zwischen dem fünfundvierzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahre aufgehört. Die weiblichen Glieder der Familie blieben verschont. (Bei Sedgwick, Med. Chir. Review, April 1863.) Dr. Sedgwick selbst beschreibt ebenda (Jahrgang 1861) einen Fall, wo zwei Brüder, deren Vater und mütterlicher Großvater sämtlich im vierzigsten Lebensjahre taub wurden. Die Blindheit liefert noch auffallendere Beispiele. In einer Familie, welche ebenfalls bei Sedgwick (a. a. O., 1861) erwähnt wird, war dieselbe drei Geschlechter hindurch erblich, und nicht weniger als siebenunddreißig Kinder und Enkel wurden sämtlich zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahre blind. In einem anderen von Lucas (a. a. O.) erwähnten Falle trat die Blindheit bei einem Vater und seinen vier Kindern mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre ein; in noch einem anderen (ebenfalls bei Lucas) wurden eine Großmutter mit fünfunddreißig, ihre Tochter mit neunzehn und drei Enkel mit dreizehn und elf Jahren blind.

Besonders deutlich zeigt sich die gleichzeitliche Vererbung beim Wahnsinn, der ja, wie schon erwähnt, durch seine große Vererbungsneigung ausgezeichnet ist. Der berühmte Irrenarzt Esquirol führt davon mehrere schlagende Beispiele an; unter anderen den Fall eines Großvaters, Vaters und Sohnes, welche alle Drei um ihr fünfzigstes Lebensjahr einen Selbstmord begingen. — Piorry (*L'hérédité dans les maladies*, 1840) beschreibt den Fall einer ganzen Familie, deren sämtliche Glieder mit vierzig Jahren wahnsinnig wurden. Daß nach Guirac die sämtlichen Enkel eines geisteskranken Großvaters mit zwanzig Jahren verrückt wurden, ist schon erwähnt worden. — In der Familie der berühmten Stachelschweimmenschen, von denen sogleich des Näheren die Rede sein wird, trat die merkwürdige Deformität bei Vater und Söhnen in demselben Lebensalter, nämlich ungefähr neun Wochen nach der Geburt, auf. Auch die bekannte Erfahrung, daß der Eintritt der Pubertät oder Geschlechtsreife erst mit Erreichung eines gewissen Lebensalters stattfindet, kann hierher bezogen werden; dergleichen die Vererbung der Langlebigkeit. Eine Reihe weiterer Beispiele von Ver-

erbung zu entsprechenden Lebensperioden bei Pflanzen, Thieren und Menschen hat Darwin (*Das Variiren der Thiere und Pflanzen II*, S. 99 und folgende) zusammengestellt und Lucas (a. a. O.) gesammelt.

Noch weiter hatten die Aerzte reiche Gelegenheit, zu beobachten, daß nicht bloß den Eltern oder Voreltern angeborene Krankheiten fortgeerbt wurden, sondern daß auch solche Krankheiten die Neigung zur Vererbung zeigten, welche von Jenen erst während des Lebens erworben worden waren, wie z. B. Tuberculose, Gicht, Leberleiden, Geisteskrankheit u. s. w. Aber da diese wichtige Art der Vererbung mehr physiologische als pathologische Bedeutung hat, so mag dieselbe hier vorerst nur andeutungsweise erwähnt sein.

Endlich und zuletzt hatten die Aerzte Gelegenheit, die Erblichkeit gewisser Eigenthümlichkeiten, Deformitäten oder Abweichungen von der regelmäßigen Bildung des Körpers von oft sehr auffälliger Art (z. B. Hasenscharte, Klumpfuß, entstellende Hautkrankheit, Albinismus, Uebersahl der Finger u. s. w.) zu beobachten und nicht selten durch ganze Reihen von Generationen hindurch zu verfolgen. Das berühmteste Beispiel dieser Art bildet die schon erwähnte Familie der sogenannten Stachelschweimmenschen. Im Jahre 1717 wurde in London ein Mann, Namens Edward Lambert, geboren, dessen ganzer Körper sich mit einer Kruste harter, stachelartiger, bis über einen Zoll langer Auswüchse oder Fortsätze der hornartigen Oberhaut bedeckte, welche Fortsätze mit Geräusch an einander stießen und ihm den Namen des Stachelschweimmenschen eintrugen. Diese monströse und auffällige Bildung vererbte nun Lambert auf sechs Knaben, welche alle vom sechsten bis neunten Lebensmonat ab dieselbe Bildung zeigten. Der einzige von diesen Knaben, der zu Jahren kam, vererbte die Eigenthümlichkeit auf seine Söhne, von denen aus sich dieselbe noch weiter durch fünf Generationen fortsetzte, wobei aber immer wiederum nur die Söhne ergriffen wurden, während die Töchter frei blieben. (Philos. Transact., 1755 und Prichard, *History of Mankind*, 1851.)

Noch auffälliger sind die zahlreichen Beispiele von Mangel oder Uebersahl der

Finger oder Fußzehen, welcher letztere Zustand unter dem Namen der Polydaktylie oder Vielfingerigkeit bekannt ist. Es werden also mitunter Menschen geboren, welche entweder sechs oder drei Finger an jeder Hand oder an jedem Fuß haben und welche nun diese Eigenthümlichkeit durch ganze Reihen von Generationen hindurch fortpflanzen oder forterben. Die Literatur ist sehr reich an gut beobachteten Fällen dieser Art. Darwin hat nicht weniger als sechsundvierzig Fälle von erblicher Polydaktylie gesammelt (a. a. O. II, S. 16 und folgende), und Burdach (a. a. O.) führt nach Carlisle und Kalleja zwei Stammbäume solcher mit dieser Eigenthümlichkeit behafteten Familien auf.* Selbstverständlich kann sich diese merkwürdige Eigenthümlichkeit nicht auf unbestimmt lange Zeit hinaus in einzelnen Familien erhalten, sondern muß sich im Laufe einer gewissen Reihe von Generationen infolge fortwährender Abschwächung durch Kreuzung wieder verlieren — obgleich mitunter eine auffallende Zähigkeit dieser Art von Vererbung in einzelnen Fällen beobachtet wurde und obgleich vom physiologischen Standpunkte aus die Möglichkeit der Erzeugung einer neuen Race oder Abart auf diesem Wege nicht vollständig abgeleugnet werden kann. So ist ganz neuerdings in der Zeitschrift „Kosmos“ (Band I, S. 358) ein auf einem französischen Pachthof beobachteter Fall veröffentlicht worden, in welchem ein mit fünf (statt vier) Zehen geborener Haushahn eine zahlreiche Nachkommenschaft fünfzehiger Hühner auf seinem und mehreren benachbarten Höfen hinterlassen hat.

Darwin erzählt auch nach Dr. Hodgkin von einer englischen Familie, in welcher sich eine verschieden von dem übrigen Haar gefärbte Haarlocke durch viele Generationen hindurch fortpflanzte. Er selbst kannte einen Herrn in Irland, der mitten in seinem dunklen Haupthaar auf der rechten Seite des Kopfes eine kleine weiße Locke hatte und der ihn versicherte, daß seine Mutter und Großmutter dieselbe Eigenthümlichkeit gehabt hätten, nur mit dem

Unterschiede, daß bei der Mutter die Locke auf der linken Seite sich befand.

Noch auffälliger und wichtiger für die Erkenntniß der Vererbungsgeetze, wenn auch seltener, ist die Vererbung solcher Deformitäten oder Krankheitsanlagen, welche nachweisbar während des Lebens der Erzeuger selbst von diesen zufällig erworben oder ihnen künstlich angebildet wurden. Auch hier fehlt es nicht an zahlreichen Beispielen aus der Menschen- und Thierwelt, von denen hier nur einige der hervorstechendsten eine Erwähnung finden mögen. — So führt Bronn (Geschichte der Natur II, S. 132) den Fall einer Kuh an, welche durch Eiterung ein Horn verlor und nun drei Kälber warf, welche an derselben Seite des Kopfes statt des Hornes nur einen kleinen, an der Haut hängenden Knochenkern trugen; und Blumenbach erzählt von einem Manne, dem der kleine Finger der rechten Hand nach einem unglücklichen Schnitt krumm geheilt worden war, und der nun eine ähnliche Verbildung an dem entsprechenden Finger auf seine Söhne forterbte. Hunde oder Pferde mit gestutzten Schwänzen oder Ohren vererben mitunter eine unnatürliche Kürze dieser Organe auf ihre Nachkommen, und Williamson sah nach Baish (Anthropologie der Naturvölker) in Carolina Hunde, denen drei bis vier Generationen hindurch die Schwänze fehlten, da eines der Stammeltern diesen Körpertheil zufällig verloren hatte. Herr W. Besler in Emmerich am Rhein schreibt dem Verfasser am 17. November 1874, daß er in Döbeln in Sachsen in Eichler's Hotel daselbst einen jungen Hund mit vollständig gestutzten Ohren und Schwanz gesehen habe. Als er die Bemerkung fallen ließ, daß man das Thier zu sehr beschnitten habe, wurde ihm mitgetheilt, daß dieses nicht der Fall sei, sondern daß das Thier nebst einem Bruder unter vier Jungen eines Wurfs die Eigenthümlichkeit von seinem Vater, einem Affenpinscher mit gestutzten Ohren und Schwanz, geerbt habe, sowie daß ein Junges eines früheren Wurfs dieselbe Eigenthümlichkeit gezeigt habe. Die Mutter ist ein gewöhnliches, nicht verstümmeltes Thier. Noch merkwürdiger ist ein von Herrn Bauunternehmer K. in Westfalen mitgetheilte Fall einer im Herbst 1873 von demselben ge-

* Das Nähere darüber findet sich in einem Aufsatze des Verfassers über „Physiologische Erbschaften“ in dessen Schrift: „Aus Natur und Wissenschaft“, 3. Auflage, Seite 376 ff.

kaufen Ente, deren rechter Flügelknochen zerbrochen und schräg wieder angeheilt war und welche im Frühling 1874 acht Junge hervorbrachte, von denen zwei nach und nach am rechten Flügel und zwei an beiden Flügeln befiederte Auswüchse bekamen, welche in einem Winkel von 45 Grad abstanden und gewissermaßen ein zweites Flügelpaar bildeten. Die auf diese Weise doppelt besügelten Thiere bieten einen sonderbaren, nicht unschönen Anblick dar; die abnormen Flügel sind vier bis fünf Zoll lang und stehen über den unteren normalen unbeweglich und für sich empor, sind auch mit Flugfedern besetzt.

Ein sehr instructives Beispiel dieser Art liefern auch die von Brown-Sequard und Westphal bekanntlich durch eine besondere Art von Operation künstlich epileptisch oder fallüchtig gemachten Meerschweinchen, von denen die Operateure Gelegenheit hatten, zu beobachten, daß die von diesen Thieren während ihrer Krankheit erzeugten Jungen die Neigung zu epileptischen Krämpfen mit auf die Welt brachten, ja dieselbe sogar auf ihre Nachkommen vererbten, obgleich bei Meerschweinchen sonst nie Epilepsie beobachtet worden ist.

Auch von Menschen kennt man Fälle, außer dem bereits von Blumenbach erwähnten, in denen erworbene Mißbildungen, z. B. die gekrümmte, nach vorn gebeugte Haltung des Oberkörpers bei Schreimern oder Zimmerleuten, auf die Kinder, namentlich die Söhne, vererbt wurden. Allerdings müssen alle diese Beispiele, denen sich übrigens noch viele weitere anreihen ließen (Prosper Lucas z. B. a. a. O. hat eine lange Liste vererbter Verletzungen mitgetheilt), mehr oder weniger als Ausnahmen von der Regel betrachtet werden, da es ja bekannt ist, daß künstliche Verletzungen oder Entstellungen des Körpers, wenn sie auch noch so lange fortgesetzt werden, z. B. die Circumcision der Juden oder Orientalen, die Schädelcompression der Indianer, die Fuß einschnürung der Chinesen und dergleichen, nicht fortgeerbt werden. Aber immerhin dürfte und mußte auf die oben verzeichneten Thatfachen hingewiesen werden, um daran die große und in einzelnen Fällen selbst die wohlbegründeten Regeln normaler physiologischer Fortpflanzung umstoßende Macht der Ver-

erbung erkennen zu lassen. Uebrigens mag uns an dieser Stelle, ehe wir in dem regelmäßigen Gange der Beweisführung weiter fortfahren, ein kurzer Hinweis auf die Anwendung gestattet sein, welche Darwin von diesen merkwürdigen Thatfachen und von dem Gesetz der Vererbung für seine Theorie und deren Begründung macht. Der weitere Verfolg dieses Gedankenganges wird uns dann ganz wie von selbst und gleichsam auf einem blumenreichen Umwege auf unser eigentliches Thema — oder auf den Nachweis des Einflusses der Vererbungsgesetze auf den leiblichen und geistigen Fortschritt des Menschen und der Menschheit — wieder zurückführen.

„Wenn,“ sagt Darwin, „es nachgewiesen ist, daß so auffällige, ungewöhnliche, sogar der Idee der Gattung widerstrebende Abänderungen, wie Stachelhaut, Polydactylie, Albinismus, zufällige Verstümmelungen u. s. w., sich mit so großer Zähigkeit von Generation zu Generation forterben, wie viel mehr muß dieses der Fall sein bei den gewöhnlichen Charakteren oder Abänderungen, bei denen offenbar die Erblichkeit jedes individuellen Charakters als eine allgemeine Regel, während das Gegentheil davon als Ausnahme erscheint. In der That lehrt uns die alltäglichste Erfahrung, daß dieses so ist und daß Gleiches in der Regel immer nur Gleiches hervorbringt. Eine Bohne oder Eichel, in die Erde gebracht, bringt eine Bohnenstaude oder einen Eichbaum hervor; ein Hund kann nur von einem Hunde abstammen; die Nachkommen eines Menschenpaares können nur Menschen sein. Dieses ist so klar und bekannt, daß wahrscheinlich kein Laie Anstand nehmen wird, die Regel dahin zu formuliren, daß Gleiches immer nur Gleiches hervorbringt!“

Dennoch ist die Regel, in dieser Allgemeinheit formulirt oder ausgedrückt, unrichtig, da die Erblichkeit niemals eine vollkommene ist und da die Erfahrung zeigt, daß es ebenso wenig zwei vollkommen gleiche Lebewesen giebt, wie es möglich ist, zwei vollkommen gleiche Pflanzenblätter trotz deren zahlloser Menge ausfindig zu machen. Jedes organische Wesen bringt außer den allgemeinen Charakteren seiner Art oder Gattung noch eine Anzahl besonderer, sowohl leiblicher wie

geistiger Bestimmungen oder Eigenthümlichkeiten mit zur Welt, welche ihm ein bestimmtes individuelles Gepräge verleihen und es dadurch von den übrigen Individuen seiner Art unterscheiden. Allerdings sind diese individuellen Unterschiede oft so schwach oder unmerkbar, daß sie der gewöhnlichen Betrachtung völlig entgehen und daß nur ein sehr geübtes Auge dieselben zu erkennen vermag. So wird der gewöhnliche Beobachter unter einer Herde von Schafen einen Unterschied zwischen den einzelnen Thieren der Herde kaum zu machen im Stande sein; eins wird ihm erscheinen wie das andere. Dennoch weiß man, daß der Schäfer, welcher tagtäglich mit seinen Thieren umgeht, in der Regel jedes einzelne Stück seiner Herde genau kennt und von den anderen zu unterscheiden versteht — was nur dadurch möglich ist, daß dasselbe einige kleine, kaum bemerkbare Eigenthümlichkeiten besitzt, welche ihm ein besonderes individuelles und von dem Schäfer erkennbares Gepräge verleihen. Oder es giebt coloniennweise lebende Vögel, welche zu Hunderten und Tausenden in eng an einander stoßenden Nestern beisammen leben und sich fortwährend unter einander zu mischen genöthigt sind. Kein menschliches Auge wird im Stande sein, einen Unterschied zwischen den einzelnen Vögeln zu entdecken, außer bei minutösester Untersuchung; dennoch weiß sich jedes einzelne Vogelpaar jeden Augenblick mit absoluter Sicherheit zusammenzufinden oder versteht es, sein ihm zugehöriges Nest unter den Tausenden ähnlicher oder gleicher Nester sofort herauszufinden. Auch hier muß jedes Nest oder jeder einzelne Vogel ein besonderes individuelles Gepräge in Bau, Haltung, Art oder Stimme besitzen, welches Vogel oder Nest von so vielen seines Gleichen unterscheidbar macht. So kennt auch eine Vogelmutter unter einem ganzen Nest voll Jungen jedes einzelne ihrer Kinder ganz genau und behandelt jedes auf besondere Weise, während der gewöhnliche Beobachter absolut keinen Unterschied zwischen den einzelnen Thierchen zu entdecken vermag. So lehrt auch die tägliche Erfahrung, daß es zwischen Gegenständen oder Individuen eine Menge kleiner und oft sehr feiner Unterschiede giebt, welche der

gewöhnlichen Beobachtung vollständig entgehen und welche erst bei genauerer Vergleichung, sorgfältigerer Betrachtung oder Untersuchung sichtbar werden. So ist es ja auch eine bekannte und von Jedermann beobachtete Thatsache, daß Kinder ihren Eltern niemals vollkommen gleichen, sondern daß, so groß auch die Ähnlichkeit in einzelnen Fällen sein mag, doch jedes Kind wieder sein besonderes Gepräge hat, welches dasselbe sowohl von Eltern wie Geschwistern und Großeltern u. s. w. ganz bestimmt unterscheidet. Offenbar erleidet das Gesetz der Erblichkeit insofern eine wesentliche Einschränkung, als durch sogenannte Anbildung und durch die Einwirkung einer großen Menge von Zufälligkeiten oder besonderen Umständen, unter denen jedes Einzelwesen entsteht und aufwächst, mögen die Unterschiede dieser Umstände auch noch so gering sein, diesem Einzelwesen eine Anzahl besonderer und eigenthümlicher Bestimmungen auf- oder eingeprägt werden.

Daraus folgt, daß die oben aufgestellte Formulirung des in Rede stehenden Gesetzes: „Gleiches erzeugt immer nur Gleiches“ — offenbar als falsch oder mindestens als zu eingeschränkt erscheint, und daß eine andere Formulirung an ihre Stelle gesetzt werden muß, welche lautet: „Ähnliches erzeugt Ähnliches.“

Aber auch in dieser Formulirung erscheint das Gesetz bei genauerer Betrachtung nicht ganz richtig, da es, in dieser Allgemeinheit ausgedrückt, bald zu viel, bald zu wenig besagt, und da nicht immer nur kleine oder wenig bemerkbare Abweichungen des Individuums auftreten, sondern da diese Abweichungen mitunter oder in einzelnen Fällen oft sehr bedeutender und auffallender Art sind und sich nichtsdestoweniger, nachdem sie aus unbekannten Ursachen da oder dort entstanden sind, mit derselben Kraft wie kleine Eigenthümlichkeiten forterben, ja nicht selten bis zu einem solchen Grade forterben, daß dadurch ganz neue Arten oder Racen zu entstehen im Stande sind. So stammen bekanntlich alle sogenannten Blutbuchen, jene prachtvollen Bäume, welchen man hier und da in Biergärten begegnet, von einigen solchen Bäumen ab, bei welchen die rothe Färbung des Blattgrüns sich aus unerklärten Ursachen von selbst

eingestellt hatte; und die gefüllten Roßkastanien, welche man seit 1814 kennt, sind alle Abkömmlinge eines einzigen Zweiges, welcher zufällig mit gefüllten Blüthen erschienen war. Die sogenannten Trauerbäume, welche ihren Namen der Neigung ihrer Zweige zu einem niederhängenden Habitus verdanken und welche sich nicht bloß unter Weiden, sondern auch unter Eichen, Eiben, Birken, Eschen, Pfirsichen, Weißdornen u. s. w. vorfinden, stammen alle ab von einzelnen Exemplaren dieser Baumarten, welche da oder dort ohne bestimmte Ursache den hängenden Habitus zeigten.

Eines der bekanntesten und auffallendsten Beispiele dieser Art ist dasjenige der sogenannten Otterschafe in Massachusetts in Nordamerika. Im Jahre 1791 lebte dort ein Landwirth, Namens Set Wight, in dessen Schafherde auf einmal ein Lamm geboren wurde, welches einen auffallend langen Leib und dabei kurze und krumme Beine hatte, wie ein Dachshund. Da dieses Thier die für die dortigen Farmer vortheilhafte Eigenschaft hatte, daß es infolge seiner Körperbildung nicht über die Fenzen oder Zäune springen konnte, wie dieses seine Kameraden zu thun pflegten, so trug man für dessen Nachzucht Sorge und erzeugte auf solche Weise eine ganze Race von Schafen, welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit in ganz Massachusetts bald sehr beliebt und verbreitet wurde. (Philos. Transact., 1813.) Die Race bestand während einer Zeitdauer von fünfzig Jahren fort, bis sie durch die bezüglich der Wolle vortheilhaftere Zucht der sogenannten Merinoschafe wieder verdrängt wurde. Auch die Merinoschafe der Gegenwart selbst stammen nach Seidlitz (Die Darwin'sche Theorie, S. 98) von einem 1828 geborenen Merinowidder ab, welcher sich durch lange, seidenartige, glatte Wolle auszeichnete und für dessen Nachzucht Sorge getragen wurde.

In ganz ähnlicher Weise ist, wie Rolfe und Azara berichten, der ganze Rindviehstand in Paraguay in Südamerika nach und nach umgehört worden, da man dafür Sorge trug, daß ein im Jahre 1770 geborener Stier mit vollkommenem Mangel an Hörnern hinreichende Gelegenheit fand, diese den Züchtern oder Heerdenbesitzern vortheilhaft erscheinende Eigen-

schaft auf seine Nachkommenschaft fortzuerben. Darwin berichtet (nach Anderson) von einem einohrig geborenen Kaninchen, welches eine Race einohriger Nachkommen hinterließ, und von einigen ähnlichen Fällen. Auch ältere Schriftsteller, wie Jarrol, Foissac, Knight u. s. w., haben verwandte Fälle gesammelt.

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß so auffällige Resultate wie in dem Beispiel der Otterschafe oder der ungehörnten Rinder nur dort erreicht werden, wo der Mensch der Natur zu Hülfe kommt und einzelne beobachtete Abweichungen durch absichtliche Auswahl und Nachzucht bleibend macht, während sich solche Abweichungen sonst in der Regel im Laufe folgender Generationen wohl bald wieder verlieren würden. Gewiß darf man hierbei mit Recht und zum Beweise dessen, was der Mensch in dieser Hinsicht zu leisten im Stande ist, an die großartigen Resultate der Blumistik und Obst- wie Gemüsezücht erinnern, welche bloß durch sorgfältige Auswahl, Nachzucht, gute Pflege u. s. w. aus der wilden Rose die zahllosen und herrlichen Varietäten der gefüllten Rose oder aus der dünnen, trockenen Pfahlwurzel der wilden gelben Rübe die wohlschmeckende Gelbrübe oder aus den ungenießbaren Früchten wildwachsender Obstbäume unsere köstlichen Obstsorten erzogen hat. So stammen die zwölfhundert Apfelsorten, welche man jetzt in Deutschland kennt, alle von dem gemeinen Holzapfel (*pirus malus*) oder die zahllosen Spielarten der Birne von der gemeinen Holzbirne (*pirus communis*) ab. — Ganz gleiche Resultate wie bei Pflanzen erreicht der Mensch auf dieselbe Weise auch bei Thieren, wobei nur an die bekannten und merkwürdigen Resultate der Thierzüchterei in England erinnert zu werden braucht, wo besonders geartete Thiere für alle denkbaren Zwecke, so z. B. Pferde für Zug oder Rennen, Ochsen oder Schweine für Mästung, Tauben für Schönheit oder zu Briefboten, Hühner für Kampf u. s. w. gezüchtet werden, ja wo selbst bei den Menschen eigene Individuen als Boxer, Läufer, Fockers u. s. w. erzogen oder „trainirt“ werden.

Freilich kommt hier überall, wie schon gesagt, das Zuthun des Menschen mit in das Spiel, durch welches Zuthun in ver-

hältnißmäßig kurzer Zeit ein bedeutendes Resultat erreicht wird. Aber die Natur macht es ja im Grunde durchaus nicht anders als der Mensch, nur mit dem Unterschiede, daß sie weit langsamer, nicht so methodisch und ihres Zieles unbewußt arbeitet, d. h. auswählt oder züchtet wie der Mensch. Dafür ersetzt sie diesen Nachtheil reichlich und mit Leichtigkeit dadurch, daß sie über eine unbegrenzt lange Zeit verfügt und daß sie das, was sie vielleicht in Hunderten oder Tausenden von Jahren nicht fertig bringt, in Millionen Jahren erreicht. Wenn schon, so deducirt Darwin in überzeugender Weise, der Mensch in so kurzer Zeit durch geschickte Auswahl so Vieles und Großes leisten kann, wie viel mehr muß es die Natur können, welche nicht zum eigenen Nutzen wie der Mensch, sondern nur zum Nutzen oder Vortheil des Einzelwesens selbst züchtet oder auswählt und dabei endlose Zeiten, sowie zahllose Reihen von Generationen zur Verfügung hat.

Damit sind wir bei der berühmten natürlichen Zuchtwahl Darwin's angelangt, welche die eigentliche Grundlage seiner Theorie bildet und welche ununterbrochen bestrebt ist, jede individuelle, einem Lebewesen nützliche Abweichung gewissermaßen hervorzulocken und durch Erbchaft bleibend zu machen, während sie gleicherweise die schädlichen Abweichungen zurückwirft, die indifferenten oder gleichgültigen aber je nach Umständen bestehen oder verschwinden läßt. So und auf diese Weise sind nach Darwin entstanden die vortheilhaften Farben mancher Thiere, welche sie entweder vor Verfolgung und Entdeckung schützen oder zur Verfolgung geeignet machen — so die vorzügliche Bewaffnung und Ausrüstung des Raubthieres zum Erkennen und Bewältigen seiner Beute — so die ausgezeichnete Befähigung des Spechts durch Farbe, Krallen, Schnabel, Schwanz und Zunge, an Bäumen emporzulaufen und Insecten unter der Rinde derselben hervorzuholen — so die schnellen Füße des Rehbock oder der Antilope — so die Hörner und Geweihe der Bullen oder Hirsche, oder der Sporn des Haushahns, mit deren Hilfe diese Thiere ihre Nebenbuhler besiegen — so der lange Hals der Giraffe, welcher sie befähigt, das Laub

hoher Bäume abzuweiden und ihr Leben dadurch selbst in Zeiten großer Dürre zu erhalten — so die langen Beine und Hälse der Flamingos, welche ihre Nahrung im seichten Wasser suchen und wobei die einzelnen Individuen sich um so besser zu erhalten und ihre vortheilhafte Eigenschaft auf die Nachkommen zu vererben im Stande sind, je besser diese Organe oder Körpertheile ihrem Zweck angepaßt sind u. s. w. Freilich geht eine solche Umänderung, wie in dem letztgenannten Beispiel, und kann auch nur bis zu einer gewissen Grenze gehen — bis zu jener Grenze nämlich, wo die Stabilität des Körpers und damit die Möglichkeit der Existenz eines Individuums ein Ende nimmt, so daß dadurch jeder Art von erblicher Umänderung auf dem beschriebenen Wege von vornherein ein gewisses natürliches Ziel gesteckt ist.

Zu dieser natürlichen Zuchtwahl oder Auswahl im Kampfe um das Dasein gesellt sich nun noch eine ganze Reihe weiterer Ursachen, welche alle nach demselben Ziele streben oder im Verein mit der natürlichen Zuchtwahl auf eine allmähliche Umänderung der Lebewesen hinwirken, so vor Allem der von Darwin viel zu gering geschätzte Einfluß der sogenannten Medien oder der äußeren Lebensumstände und Lebensbedingungen, geographische und klimatische Veränderungen, Wechsel der Nahrung, des Bodens oder des Wohnorts, Wanderungen, die Einflüsse von Gewohnheit, Übung, Bedürfnis, Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, die sogenannte Wechselbeziehung der Entwicklung, endlich zufällige oder nothwendige Einwirkungen auf die Keime u. s. w. — lauter Einflüsse, welche ohne Zweifel bei der Umänderung der Lebewesen in hohem Grade thätig und wirksam waren und sind, obgleich ihnen Darwin selbst, offenbar aus Vorliebe zu seiner Theorie der natürlichen Zuchtwahl, eine im Vergleich hierzu verhältnißmäßig untergeordnete Rolle zugestehen möchte.

Mag er darin Recht haben oder nicht, jedenfalls dürfen wir so viel als gewiß und bewiesen ansehen, daß die uns umgebende Welt nichts Starres, Unveränderliches, stets sich gleich Bleibendes ist, sondern daß sie sich, wie Alles in der Natur, in einer steten Umänderung und

Umbildung, in einem unaufhörlichen Wechsel und Fluß befindet. Allerdings geht dieser Wechsel zumeist mit einer solchen Langsamkeit oder in einem so gedehnten Zeitmaße vor sich, daß er dem ungeübten Auge als ein wirklicher Stillstand erscheint, gerade so wie auch an dem Fixsternhimmel seiner ungeheuren Entfernung wegen Alles zu ruhen oder für ewige Zeiten fixirt zu sein scheint, während doch in Wirklichkeit Alles in steter Bewegung gegen und aus einander rückt. Gerade so nun, wie hier in jedem gegebenen Augenblick die Bewegung zu ruhen scheint, so scheint sie auch in der organischen Welt zu ruhen, wenn wir dieselbe in einem bestimmten Zeitraum und an dem kurzen Maße unseres eigenen Lebens gemessen betrachten. Aber in der That befindet sich hier wie dort Alles in einer steten und unaufhörlichen Bewegung und Aenderung, und das große Mittel der Uebertragung und Fortpflanzung dieser Bewegung heißt in der organischen Welt Vererbung, indem durch dieselbe jede, auch die kleinste Einwirkung auf ein Lebewesen während dessen Daseins irgend einen Eindruck im Keim zurückläßt, der sich nun von da unbegrenzt weiter zu verpflanzen im Stande ist.

Seine eigentliche und höchste oder philosophische Bedeutung gewinnt aber der merkwürdige Vorgang der Vererbung, nachdem Darwin dieselbe für die Thier- und Pflanzenwelt nachgewiesen hat, erst durch seine Anwendung auf unser eigenes Geschlecht oder auf den Menschen und auf dessen leiblichen wie geistigen Fortschritt. Darüber aber, daß diese Anwendung gemacht werden kann und muß, kann unter unterrichteten Personen wohl kein Zweifel bestehen, da ja die Bedingungen, unter welchen der Vorgang der Vererbung sich manifestirt, bei dem Menschen ganz in derselben Weise und, wie wir sehen werden, in einer gewissen Richtung in noch weit höherem Grade vorhanden sind wie in der übrigen Lebewelt, und da nach dem beinahe übereinstimmenden Urtheil der gelehrten Welt der Mensch keine Ausnahmestellung in der großen Gesamtnatur einnimmt, sondern den Gesetzen derselben, namentlich dem großen Gesetz der Umwandlung und Entwicklung, gerade so unterworfen ist

wie seine Mitgeschöpfe. Ja, wenn wir uns die bereits im Eingang unseres Aufsatzes angeregte Frage vorlegen, wodurch und auf welche Weise der Mensch sein enormes Uebergewicht über diese Mitgeschöpfe erlangt hat, so können wir keine andere Antwort darauf geben als die, daß dieses Folge einer allmäligen, durch Vererbung vermittelten Entwicklung seiner ursprünglichen Anlagen und Fähigkeiten gewesen sein müsse. Namentlich ist es in erster Reihe die hochgesteigerte Entwicklung seines Denkforgans oder des Gehirns, welches dieses Resultat hervor gebracht hat; in zweiter Reihe die Entwicklung und gesteigerte Ausbildung seiner Sprachorgane und damit die Entstehung der articulirten oder gegliederten Wortsprache; in dritter und letzter Reihe die Differenzirung seiner vier Gliedmaßen in obere und untere und damit der gesonderte Gebrauch der Hände. Die beiden letztgenannten Momente charakterisiren mehr den leiblichen oder körperlichen, das erstgenannte mehr den geistigen oder seelischen Fortschritt, in welchem letzteren sich nunmehr die ganze Zukunft des Menschengeschlechtes als solchen gewissermaßen concentrirt. Denn eine weitere leibliche Umänderung des Menschen in seiner gegenwärtigen Gestalt ist wohl kaum mehr denkbar oder anzunehmen, außer vielleicht durch eine noch gesteigerte Entwicklung des Gehirns, namentlich in seiner inneren Bildung und Zusammenfassung, während dagegen der geistige oder seelische Fortschritt eine bis jetzt noch unbegrenzte Perspective eröffnet. Denn es steht außer Zweifel, daß sowohl angeborene wie erworbene geistige oder seelische Anlagen und Fähigkeiten von den Eltern auf die Kinder und Nachkommen ebenso forterben wie körperliche Eigenschaften, und daß somit nothwendig unter gewissen Umständen ein geistig mehr und mehr befähigtes Geschlecht herangebildet werden muß. Ja, es muß sogar, wenn wir alle vorliegenden Erfahrungen und Thatfachen zusammenfassen, gefolgert oder geschlossen werden, daß die Macht der Vererbung auf geistigem Gebiet noch viel bedeutender ist als auf leiblichem, und daß somit gerade der Mensch als ein vorzugsweise geistiges Wesen von dieser Macht noch in weit höherem Grade be-

einflusst wird als alle seine Mitgeschöpfe. Es konnte dieses schon geschlossen werden aus der bereits im Laufe dieses Aufsatzes genugsam hervorgehobenen Thatsache, daß unter allen menschlichen Krankheiten gerade die Geisteskrankheiten die stärkste und entschiedenste Neigung zur Vererbung zeigen, sowie aus der Beobachtung physiologischer Experimentatoren, daß eine verhältnißmäßig geringe Verletzung des Seelenorgans oder des Gehirns bei gewissen Thieren eine erbliche Neigung zu einer von diesem Organ ausgehenden Nervenkrankheit erzeugt. Wir dürfen daraus zum mindesten schließen, daß gerade das Gehirn ein überaus impressibles oder zufälligen Eindrücken oder Einwirkungen besonders zugängliches Organ ist und daß es die Fähigkeit besitzt, die Folgen dieser Eindrücke nicht bloß zu behalten, sondern auch durch Erbschaft weiter fortzupflanzen. In der That zeigt denn auch die Erfahrung auf das evidenteste, daß es kaum eine psychologische Anlage oder Bestimmung oder Seite unseres psychischen Wesens (oder auch des psychischen Wesens der Thiere) giebt, welche nicht der Vererbung oder Weitererbung fähig wäre, und zwar oft in einem solchen Grade, daß unser höchstes Erstaunen darüber rege werden muß. Gewohnheiten, Neigungen, Triebe, Anlagen, Talente, Instincte und Kunsttriebe sind ebenso durch Vererbung übertragbar wie Gefühle und Leidenschaften, Temperament und Charakter, Intellect und moralischer Sinn. Ja selbst die Neigung zu allen möglichen Tugenden oder Lastern, zu Verbrechen oder zu einer Unzahl besonderer Charaktereigenthümlichkeiten, zu einer besonderen Art zu denken oder zu fühlen ist unzweifelhaft erblich oder kann es sein. Die Ursache für diese große Leichtigkeit psychischer Vererbung kann wiederum nur in der schon erwähnten eigenthümlichen feinen und leicht beweglichen Bildung des Seelenorgans gesucht werden, welches Eindrücke jeder Art, wie weiches Wachs, leicht annimmt, leicht zurückbehält und leicht weitergiebt.

Aus der Unsumme hierher gehöriger Beispiele (in Wirklichkeit ist die ganze Psychologie oder Seelenlehre ein einziges Beispiel) mögen hier wiederum nur zur Illustration einige der auffallendsten her-

vorgehoben werden. Uebrigens mag auch hier wieder ein kurzer Hinweis auf die tägliche Erfahrung erlaubt sein und darauf, daß uns das Leben selbst ununterbrochen mit Beispielen dieser Art bekannt macht. Daß insbesondere Talente, Anlagen, Temperament und Charakter von Eltern auf Kinder übergehen, ist so bekannt und liegt daher so sehr im allgemeinen Volksbewußtsein, daß man tagtäglich gewisse Charakterfehler mit diesem Umstand entschuldigen hören oder Aeußerungen vernehmen kann wie: Das oder Jenes hat er oder hat sie vom Vater oder von der Mutter geerbt. Ganz dasselbe gilt ja auch für den ganzen körperlichen Habitus, oder für Gestalt, Haltung, Geberden, Stimme, Manieren u. s. w., welches Alles sich oft so sehr von Eltern auf Kinder und Kindeskinde überträgt, daß man häufig Kinder, welche man vorher nicht gesehen hatte, deren Eltern man aber gekannt hat, sofort mit Leichtigkeit als solche zu erkennen im Stande ist und daß es Jedermann auffallend sein würde, wenn es nicht so wäre. Darwin (a. a. D., II, S. 7) erzählt, daß sein Vater einen Freund gehabt habe, der während der ersten Kindheit seines Sohnes starb. Als er diesen Sohn, der inzwischen erwachsen war, zum ersten Mal erblickte, war es ihm, als ob sein alter Freund mit allen seinen eigenthümlichen Gewohnheiten und Manieren aus dem Grabe hervorgestiegen sei. Eigenthümliche Manieren gehen aber nach und nach in feste Gewohnheiten über, für deren Vererbungsfähigkeit eine Menge beweisender Beispiele vorliegen. Eines der bekanntesten und auffälligsten ist das von Girou (a. a. D., S. 282) mitgetheilte. Er erzählt von einem Manne, welcher die eigenthümliche Gewohnheit hatte, stets auf dem Rücken liegend und das rechte Bein über das linke gekreuzt zu schlafen. Eine seiner Töchter zeigte dieselbe Gewohnheit schon beinahe von der Geburt an und behielt sie bei, trotz dem Versuche gemacht wurden, sie davon zu curiren. Darwin (a. a. D., II, S. 8) kannte einen Mann, welcher schon als Knabe die eigenthümliche Gewohnheit besaß, wenn er recht befriedigt oder vergnüglich erregt war, seine Finger einander parallel sehr schnell zu bewegen und, wenn die Aufregung stieg, beide Hände unter

Fortsetzung der Fingerbewegung an den Seiten seines Gesichts bis zur Höhe der Augen zu erheben. Als älterer Mann suchte er die Bewegung ihrer Absurdität wegen möglichst zu verbergen. Aber unter seinen acht Kindern befand sich eine Tochter, welche schon im Alter von vier bis fünf Jahren dieselbe eigenthümliche Gewohnheit zeigte und dieselbe sogar ausübte, wenn sie ganz allein war. G. H. Schneider (Der thierische Wille. Leipzig 1880) theilt ein interessantes Beispiel dieser Art aus seiner eigenen Familie mit. Sein Vater machte bei Bemerkungen, welche irgend ein Bedenken ausdrückten, eine eigenthümliche, auffallende Geste, indem er den Kopf zurückwarf, einen oder beide Arme hob und dann mit den Händen an die Oberschenkel schlug. Obgleich die Brüder alle frühzeitig aus dem Hause kamen, hat sich doch bei allen dieselbe Gewohnheit in auffallender Weise entwickelt, und zwar vom vierundzwanzigsten Lebensjahre an. In einem anderen, dem Autor von zuverlässiger Seite bekannt gewordenen Falle hatte eine Frau die Gewohnheit, mit der rechten Hand beständig an einer Haarlocke zu spielen. Obgleich sie im Wochenbette starb, erbte ihr Söhnchen aus diesem Wochenbette diese Angewohnheit und zeigte sie vom siebenten Lebensjahre an. In noch einem anderen, von Darwin in seiner Schrift über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen (deutsch von Carus, S. 14) mitgetheilten Falle vererbte sich eine eigenthümliche Armbewegung während des Schlafes vom Vater auf Sohn und Enkelin. Auch die bekannte Erbllichkeit der Handschrift gehört hierher. Ein großer Handschriftensammler versicherte Darwin, daß in seiner Sammlung mehrere Signaturen von Vater und Sohn enthalten seien, die, ausgenommen durch das Datum, kaum von einander zu unterscheiden seien. Auch die sogenannte Linkshändigkeit hat man öfter von Eltern auf Kinder übergehen sehen.

Auch die Thierwelt giebt reichliche Beispiele dieser Art. So erzählt Lewes (Physiologie des täglichen Lebens, Band II), daß er ein junges Hündchen besessen habe, das in einem Alter von sechs Wochen von seiner Mutter, der man das sogenannte Bitten gelehrt hatte, und ehe es also von ihr zu bitten hatte lernen können, genom-

men worden war, und das nun unaufgefordert für Alles, was es bedurfte, zu bitten anfang. Eines Tages fand es Lewes vor einem Kaninchenstall bittend, wie es schien, um die Kaninchen zum Spielen einzuladen. Koll (Die Erscheinungen des sogenannten Instincts, S. 23) sah, wie ein junger Pudel, der als ganz junges Thier seinen Eltern genommen und in ein Städtchen am Rhein gebracht worden war, ohne daß er irgend eine Anleitung oder Dressur erhalten hätte, seiner Herrin ganz schulgerecht einen ihr entfallenen Fingerhut aus eigenem Antrieb apportirte. In ähnlicher Weise holt der Neufundländer Hund von selbst Dinge, die ins Wasser gefallen sind; der Vorsteherhund stellt Hühner aus angeborener Neigung oder Gewohnheit; die sogenannte Purzeltaupe in England hat die erbliche Gewohnheit, sich in dichten Massen zu erheben und dann eine Strecke durch die Luft sich herunterpurzeln zu lassen; der Kuckuck erbt die Neigung, seine Eier in fremde Nester zu legen, von seinen Eltern, ebenso wie der junge Vogel die Gewohnheit, bei voranschreitender Ausbildung der Eierstockseier ein ähnliches Nest zu bauen wie seine Eltern, von diesen erblich überkommt; das Pferd des spanischen Amerika vererbt die ihm künstlich anerzogene Gewohnheit des sogenannten Paßganges auf seine Nachkommen u. s. w. — Weitere zahlreiche Beispiele von Vererbung künstlich anerzogener Gewohnheiten bei dressirten oder Hausthieren werden später noch Erwähnung finden. — Sogar der Urtavis macht sich bei einzelnen dieser Gewohnheiten in auffallender Weise bemerkbar, so z. B. wenn Hunde, welche sich niederlegen wollen, vorher einige Zeit im Kreise herumgehen, auch wenn sie sich in der Stube und nicht wie ihre wilden Verwandten oder Stammeltern in der Wildniß befinden, wo dieses Herumgehen den Zweck hat, durch Niedertreten des Grases eine bequeme Lagerstätte zu bereiten.

Ganz nahe verwandt mit der Vererbung der Gewohnheiten ist die Erbllichkeit der Triebe und Neigungen, für welche zahllose Beispiele aus Thier- und Menschenwelt geltend gemacht werden können. Ribot in seinem bereits öfter angezogenen Buche über die Erbllichkeit in psychologischer Hinsicht hat Unmassen von Bei-

spielen gesammelt, aus welchen unzweifelhaft hervorgeht, daß die Neigung zu allen denkbaren Tugenden oder Untugenden in ebenso hohem Grade den Gesetzen der Erblichkeit unterworfen ist, wie es Gefühle und Leidenschaften, Temperament, Charakter und Wille sind. So die Neigung zu Geiz oder Sparsamkeit oder zu Verschwendung, zu Leichtsinn oder Heiterkeit oder zu Trübsinn und Melancholie, zu Mitleid oder Grausamkeit, zu Spiel, Wollust, Trunksucht oder Begehung von Verbrechen, zu Willens- oder Thatkraft oder zu Charakterchwäche, zu Festigkeit oder Nachgiebigkeit, zu Ernst oder Flatterhaftigkeit, zu Häuslichkeit, zu Verliebtheit, zu Frömmigkeit, zu Wahnsinn, zu Selbstmord, zu Zorn oder Sanftmuth, Liebe zur Jagd, zur Freiheit, zu Krieg oder Blutvergießen u. s. w. Ja selbst die Neigung zu Schweigsamkeit oder Schwachhaftigkeit ist erblich. Lucas erzählt von einem sonst braven Dienstmädchen, welches so schwachhaft war, daß es, wenn es keine Menschen fand, die ihr zuhörten, mit Thieren, todtten Gegenständen oder mit sich selbst sprach. Es wurde wegen der Unerträglichkeit dieser Gewohnheit entlassen und rief mit Thränen in den Augen: „Aber ich kann ja nichts dafür! Mein Vater brachte meine Mutter durch seine Schwachhaftigkeit zur Verzweiflung, und ich hatte einen Onkel, der es gerade so machte!“ Ueber die Erblichkeit der verhängnißvollen Neigung zum Trunk kann nicht der mindeste Zweifel bestehen. So zählte Dodge (nach den Angaben von A. Baer: Der Alkoholismus) unter 379 im Asyl von Binghampton im Staat New-York befindlichen Säufern nicht weniger als 180, welche die Neigung zum Trunk von ihren Eltern geerbt hatten. Nach demselben Autor sind die Sträflinge in Gefangenanstalten zum großen Theil (41 Procent) dem Trunk ergeben und stammen von trunksüchtigen Eltern. Nach statistischen Ermittlungen in verschiedenen Ländern waren die Eltern der Gefangenen trunksüchtig: in Sachsen in 10,5 Procent aller Fälle, in Baden in 19,6 Procent, in Württem-

berg in 19,8 Procent, in Elsaß-Lothringen in 22,0 Procent, in Preußen in 22,5 Procent, in Bayern in 34,6 Procent. Auch haben nach Baer die meisten Nachkommen von trunksüchtigen Eltern Anlage zu allerhand Krankheiten, wie Blödsinn, Irrsinn, Geistesstörung, Epilepsie, Nervenleiden, Fehlgeburten, Kurzlebigkeit u. s. w. — In England sollen sechs Zehntel aller Fälle von Geistesstörung durch Trunksucht veranlaßt sein! Nach Howe hatten von dreihundert Idioten (angeborener Blödsinn) im Staate Massachusetts mehr als die Hälfte Gewohnheitsstrinker zu Erzeugern. Brierre de Boismont behauptet, daß Kinder von Säufern meist schwachsinzig oder arm an moralischem Gefühl oder Arbeitskraft seien, dagegen Neigung zu allen möglichen Lastern zeigten.

Daß unter solchen Umständen auch die Neigung zur Begehung von Verbrechen oft auf erblicher Anlage beruht oder beruhen muß, erscheint selbstverständlich und wird durch häufige Erfahrung bestätigt. In Freetown in Massachusetts stand, wie amerikanische Zeitungen vom 8. October 1879 berichteten, ein gewisser Elias Philipps in einem Diebstahlsproceß als Staatszeuge vor Gericht. Es erwies sich, daß Philipps einer Familie angehörte, in welcher das Verbrechen erblich ist. Sein Großvater, Malhorne Briggs, ein notorischer Verbrecher, befand sich zu einer Zeit gleichzeitig mit sieben seiner Söhne im Gefängniß, und seit einem Jahrhundert lieferte die Familie nachweislich in jeder Generation Verbrecher. Der Urahne war ein berühmter Pirat. Ribot (a. a. O., S. 106 und flgd.) führt eine ganze Anzahl von sogenannten „Verbrecher-Familien“ auf, in denen Neigung zu Diebstahl, Mord, Brandstiftung u. s. w. sich durch eine Reihe von Generationen hindurch fortpflanzte. — Schon der als psychiatrischer Schriftsteller bekannte Arzt Dr. Friedreich stellte vor längerer Zeit die Behauptung auf, daß die Söhne von Verbrechern vor Gericht milder zu beurtheilen seien als solche, bei denen Erblichkeit nicht nachzuweisen sei.

(Schluß folgt.)



Das Porträt

in seiner kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung.

Von

Josef G. Wessely.

I.



Es ist eine sinnige Sage der griechischen Vorzeit, die uns Plinius mittheilt, nach welcher die Liebe es war, die das erste Bildniß entwarf. Als nämlich von Korinthia, der Tochter des Dibutades, ihr Geliebter Abschied nahm und sie den Profilschatten desselben an der Wand sah, in dem sie den Scheidenden erkannte, zeichnete sie den Umriss des Schattens an die Wand und erhielt so eine dauernde Erinnerung an den Abwesenden.

Freilich war von diesem ersten Schattenrisse zum vollkommenen Porträt noch ein weiter Weg durchzumachen; auch hat die darstellende Kunst, als solche, keineswegs mit dem Bildniß einer bestimmten Persönlichkeit angefangen. Wie es bekannt ist, daß bei dem geistig bevorzugten griechischen Volke die Poesie der Prosa voranging, so hat sich der Forschergeist auch zuerst mit den idealen Sphären beschäftigt und diese geistig und künstlerisch ausgebildet, bevor er auch die concrete,

profaische Lebensform in sein Bereich zog. Ein weiterer Fortschritt in der geistigen Entwicklung bestand darin, daß der Mensch von der ihn umgebenden Außenwelt abstrahirte, um sich selbst zu finden. Es ist dies ein Naturgesetz, für den Einzelnen wie für ganze Völker. Auch das Kind ist sich seiner nicht bewußt; es spricht von sich wie von einer dritten Person, und es dauert eine Zeit, bis es sein Ich findet, um es als Centrum für seine Umgebung zu setzen.

Dasselbe gilt auch auf dem Gebiete der Kunst. Nach dem Zeugnisse der Geschichte bestanden Bildsäulen der Götter früher als der Heroen, und erst als die Kunst auf allen diesen idealen Gebieten reiche Vorbeeren geerntet hatte, suchte sie auch die äußere Erscheinung lebender Personen zu fixiren. Wäre es verkehrt zugegangen, so besäßen wir ganz sicher ein authentisches Bildniß Homer's! Denn wer war dem griechischen Volke mehr ans Herz gewachsen wie der Altvater der

Dichtkunst? Zwar giebt es Büsten, welche Homer darstellen sollen; aber die Kunst schuf hier Idealköpfe, keine wirklichen Bildnisse; dem Künstler war es genug, wenn er seinem Homerkopfe den Charakter desselben verlieh, so daß, wenn man mit der Ilias in der Hand die Büste betrachtete, man sich sagen mußte, so mag der Dichter wohl ausgesehen haben. Dasselbe gilt von Bildnissen eines Thales, Bias, gewiß auch des Euripides. Es ist zu betonen, daß die Künstler dieser Idealbildnisse auf eine nicht unwesentliche Eigenschaft des Porträts Nachdruck legen: auf den Charakter, wie er sich in den Werken der Porträtirten ausspricht.

Jedenfalls standen hier die griechischen Künstler ungleich höher als die assyrischen und ägyptischen, in deren Kunstwerken wir auch Bildnissen bestimmter historischer Personen begegnen, die keinen Anspruch auf äußere Ähnlichkeit, aber auch auf keine Charakterähnlichkeit machen können. Erst die Beinwerke derselben klären uns auf, wen sie vorstellen sollen.

Als die griechischen Künstler nicht mehr retrospectiv Bildnisse auszuführen hatten, sondern Aufträge erhielten, Lebende zu meißeln oder zu malen, da verstanden sie es wohl, die äußere Erscheinung des Menschen und besonders die Lineamente der Physiognomie getreu wiederzugeben. Wie sie durch den Gesichtsausdruck in ihren idealen Kunstschöpfungen sehr wohl die demselben zu Grunde liegende Leidenschaft auszudrücken wußten, so war ihnen auch ebenso bekannt, wie die Haltung des Körpers, das Ziehen der Mundwinkel, das Aufwerfen der Lippen, der Aufschlag der Augen, wenn dies alles zum Habitus der Person, zur Gewohnheit geworden ist, den Inhalt des Bildnisses ausmacht. Die Übung dafür gewannen sie im fleißigen Studium der Natur; wie vorgeschritten sie hier waren, deß Zeugniß sind die gemalten Trauben des Zeuxis, welche Vögel anlockten, und das Pferd des Apelles, das lebende Pferde zum Wiehern reizte. Haben sie aber auch mit aller Kraft ihrer Kunstfertigkeit die äußere Erscheinung naturgetreu nachgebildet, so haben sie dabei doch nicht verlernt, mit dieser äußeren Ähnlichkeit auch den Charakter der Person zu vermählen.

Zuerst im vierten Jahrhundert v. Chr.

sind, so viel wir wissen, bei Künstlern Porträts bestellt worden. Was Aristoteles von der Kunst im Allgemeinen sagt, gilt beim Porträt insbesondere; er theilt die Künstler ein in idealisirende, carikirende und solche, die die Welt geben, wie sie ist. Die letzteren, die Realisten, stehen in der Mitte, sie geben, was und wie sie es sehen, die Idealisten potenziren das Gute daran, die Carikisten vergrößern dessen Mängel.

Wenn wir diese Ansicht des Aristoteles auch für das Bildniß im Allgemeinen acceptirt haben, so müssen wir doch, um nicht mißverstanden zu werden, etwas tiefer auf die Sache eingehen.

Eine getreue Wiedergabe der äußeren Erscheinung der Person wird natürlich als Bedingung und Fundament eines guten Porträts vorausgesetzt, aber Alles ist damit nicht gethan, wenn das Porträt ein vollendetes Kunstwerk werden soll. Wären die einzelnen Züge und Runzeln, Kennzeichen und Absonderlichkeiten eines Gesichtes noch so sclavisch wiedergegeben wie bei Balth. Denner, an dessen Porträts man jedes Härchen zählen kann,* es wäre doch nur ein „Bild ohne Gnaden“, eine Herkulesarbeit, bei der heutzutage besonders nichts herauskommt, da jeder photographische Apparat daselbe genauer noch und schneller leistet. Zum wahren Kunstwerk wird es erst dann, wenn der Künstler die der Wirklichkeit abgelauichten Gesichtszüge belebt, idealisirt. Dieses Idealisiren ist nicht etwa so zu verstehen, daß die realistisch erfaßte Ähnlichkeit des äußeren Menschen verwißt, in unbestimmte Formen der idealen Schönheit verflüchtigt werde, sondern als eine Thätigkeit des künstlerischen Genies, die es versteht, den inneren Charakter des Dargestellten in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck zu bringen. Beide gehören unzertrennlich zusammen, und darum muß beim Porträt der Realismus dem Idealismus die Hand bieten.

* Von dem Künstler, der den Grabstein des Kaisers Rudolf von Habsburg in Speier meißelte, wird erzählt, daß er bei der Porträtirung desselben genau die Runzeln auf der Stirn zählte und gewissenhaft copirte; ja als er später erfahren, daß sich diese vermehrt, sei er dem Kaiser nach Strassburg nachgeeilt, um sich von der Wahrheit zu überzeugen und diese neuen Runzeln nachzutragen. (Eighart, Gesch. d. b. K. in Bayern.)

Bei Persönlichkeiten, die eine hervorragende Rolle in der Geschichte spielen, wird es des Künstlers beneidenswerthe Aufgabe sein, seinen Mann so aufzufassen,

fassung erst dazu machen. So hat es Delaroche verstanden, in seinem Napoleon I. (in Fontainebleau, nach seiner Abdankung) ein solches zu geben.



Lavinia. Nach Tizian.

daß seine historische Bedeutung sogleich klar hervortritt. Nicht deshalb ist ein Porträt ein historisches, weil die dargestellte Person der Geschichte angehört, der Künstler muß es durch die geistige Auf-

Wenn auch auf dem Gebiete der Kunst das Porträt eine selbständige und bevorzugte Stellung einnimmt, so ist es doch mit der historischen Kunst innig verwischt. Der Historienmaler kann ein-

mal das Porträt nicht entbehren. Der Held seiner Composition muß nothwendig die Züge tragen, die er im Leben besessen. Es muß darum als ein Fehler gerügt werden, wenn z. B. in Kaulbach's berühmter Composition im Treppenhause des Berliner Museums, welche „Das Reformationszeitalter“ genannt wird, einzelne darin dargestellte Persönlichkeiten keine Porträts sind, obwohl sich beglaubigte Bildnisse derselben (sogar in der nächsten Umgebung des Bildes, im Kupferstichcabinet) nachweisen lassen. Es läßt sich nun leicht erklären, warum Historienmaler auch stets die besten Porträtmaler gewesen sind, wie Raphael, Tizian, Rubens, van Dyck, Holbein, Cranach u. A. m. Es gereicht auch nicht zur Vervollkommenheit der Kunst, wenn heutzutage sich Künstler ausschließlich dem Porträt widmen. Was logisch und psychologisch zusammengehört, soll nicht getrennt werden.

Bei Compositionen aus der alten Geschichte, für welche oft treue Bildnisse nicht existiren, ist der Historienmaler freilich darauf angewiesen, die Bildnisse seiner Helden zu „erfinden“,* aus sich heraus zu componiren. Diese müssen dann aber wenigstens die innere Wahrheit besitzen, d. h. ihre Erscheinung muß sich mit ihrem durch die Geschichte legalisirten Charakter genau decken.

Wir gehen nun aber noch einen Schritt weiter. Auch der Künstler, der die Ideen des christlichen Glaubens, der antiken Mythe oder der Allegorie in seinen Werken verkörpert, kann das Porträt nicht umgehen. Um eine Idee zur Darstellung zu bringen, verwendet der Künstler die menschliche Gestalt; diese giebt ihm in ihrem Ausdruck die Schrift, welche die Idee erklärt. Der Künstler muß also ein praktischer Physiognomiker sein, der die Bedeutung eines jeden Zuges im Gesicht des Menschen kennt und treu benutzen kann, d. h. er muß porträtiren können. Aber nicht im Sinne des gewöhnlichen Porträts wird das gewonnene Material verwendet, er erhebt die Species zum Genus, das concrete Wesen zur idealen Erscheinung. Rafael mag uns

das Gesagte erklären und begründen. Er porträtirte seine Geliebte, eine echt römische Schönheit (die sogenannte Fornarina, das Bild im Palazzo Pitti zu Florenz); nachdem sein Künstlergenius ihre Erscheinung idealisirt hatte, verwendet er sie in den höchsten Sphären seiner Kunst; wir finden sie im Charakter ernster Weihe in seinen Madonnen wieder, wie im Ausdruck wonniger Seligkeit in seinen mythologischen Compositionen oder als Roxane in verschämter Entzückung (Vermählung mit Alexander). Rafael steht nicht vereinzelt da; was ihm Fornarina war, das galt dem Tizian seine schöne Tochter Lavinia (s. Abbildung S. 333), dem Parmeggiano seine Tochter Violante, dem Dürer sein Weib, dem Rubens seine beiden Frauen, dem van Dyck das herrliche Mädchen von Sabelthem. Ja dem alten griechischen Meister Zeuxis, der die Juno darstellen wollte, war gar nicht an einer concreten Erscheinung genug, er wählte zum Modell die sieben schönsten Mädchen, die er finden konnte, damit deren Gesichts- und Körper Schönheit in seinem Geiste wie in einem Prisma zu einem Strahl sich vereinigen und das Ideal der Götterkönigin zum Ausdruck bringen. Sicher ist ebenso der Kopf des griechischen Zeus aus dem Samenkorn eines oder mehrerer Bildnisse gezeitigt worden. Darin besteht eben die Wahrheit der idealen Kunst, daß sie nicht, losgetrennt vom Menschlichen, formlos im Nebel schwebt, sondern in der Wirklichkeit des Menschenlebens und seiner Erscheinung ihre Wurzel hat.

Daß die alten berühmten Historienmaler, auch wenn sie nicht Bildnisse bestimmter Persönlichkeiten ausgeführt haben, doch ganz exzellente Porträtisten waren, davon geben ihre historischen Compositionen die deutlichsten Beweise. Man betrachte die Köpfe in solchen Gemälden von Martin Schongauer, van Eyck, Memling, Quintin Messys, ja selbst eines Stephan von Cöln oder eines Fra Angelico; überall tritt uns eine so ausgeprägte Individualität entgegen, daß man gezwungen wird, sie auf ein fleißiges Studium der Natur, der Wirklichkeit zurückzuführen. Ueberhaupt löst sich in solchen Bildern entschieden das Porträt gegen das Schemenhafte der bloßen Erfindung ab.

* Es erscheint nahezu komisch, wenn auf Porträtisten, wo es sich um Bildnisse nach Lebenden handelt, der Künstler bei seinem Namen die Bemerkung macht: „Invenit et pinxit“.

Auch das Genrebild ruht auf gleichen Principien und entlehnt seine Kraft und innere Wahrheit — wie Antäus von der Erde — vom Porträt. Würden uns die im Sittenbilde auftretenden Personen für sich erwärmen können, wenn sie nicht Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blute wären? Was sind sie anders als Typen des Volkscharakters, dessen Leidenschaften und Kämpfe, Freuden und Leiden, Ränke und edle Thaten der Künstler durch treue Wiedergabe ihrer Erscheinung zum Ausdruck seiner Idee verwendet und so ein Kunstwerk schafft? Wenn uns ein gelungenes Genrebild anheimelt, so liegt der Grund eben darin, weil der Künstler es verstand, die tauglichsten Bildnisse zum Ausdruck der sittenbildlichen Darstellung zu wählen. Eben weil er aus dem Concreten einen Typus bildete, glauben wir die Personen seines Bildes schon irgendwo im Leben gesehen oder gesprochen zu haben.

Befassen wir uns nun eingehender mit dem Porträt als solchem. Es ist ein viel verbreitetes Vorurtheil, welches annimmt, daß ein schöner Kopf nothwendig ein schönes Porträt bedinge. Das ist nur wahr, wenn ein echter Künstler hier thätig ist, denn ein Püfcher kann auch das schönste Gesicht zu einer Caricatur machen. Wir nannten die Ansicht ein Vorurtheil, weil Wirklichkeit und Kunstgeschichte uns etwas Anderes lehren. Nicht auf die genaue Wiedergabe der einzelnen Linien des Gesichtes kommt es bei einem guten Porträt allein an, sondern auch auf die geistige Belebung desselben. Ob ein Porträt schön, d. h. künstlerisch schön wird, hängt nicht von der Schönheit der dargestellten Person ab, sondern von der geistigen Potenz des Künstlers. Es giebt, was man so nennt, häßliche Gesichter, die im Augenblicke der Begeisterung wie verklärt erscheinen, im ersten Augenblick abstoßende Gesichter, die im Gespräch, bei längerem Zusammensein, wenn die schöne Seele Zeit und Gelegenheit gefunden, sich zu offenbaren, alles Häßliche verlieren, wie es im Gegenfatz ganz nette Gesichtchen giebt, die im Augenblick der Leidenschaft, des Zornes oder Hasses sich verzerren und etwas Furienhaftes zur Schau tragen. Das Haupt der Gorgo basirt auf classisch schönen Linien.

Der echte Künstler kann auch dem häßlichen Gesicht eine höhere Weihe geben, es idealisiren, ohne dessen Porträtähnlichkeit zu verwischen. Die Päpste Julius II., Leo X. und Paul III. waren gerade keine Adonisse. Nun sehe man sich die Bildnisse der beiden ersten von Rafael, des letzten von Tizian an, und man wird erkennen, was ein großer Künstler auch mit solchem Stoffe zuwege bringen kann. (Wir geben Leo X. in Abbildung S. 337.) Sokrates war gewiß nicht schön, man betrachte aber recht genau seine Büste in der Villa Albani zu Rom, die beste von dem Vater der athenischen Philosophie, die existirt, und man wird verstehen, was wir meinen. Man wird sich auch der Worte des Alkibiades erinnern, die er in seiner Lobrede auf Sokrates, in dessen Gegenwart, im Gastmahl des Plato sprach: „Ich behaupte, er sei den Silenen ähnlich, die die Künstler mit einer Syring oder Flöte abbilden und die innen, wenn man sie aufschließt, ein Götterbild zeigen.“ Dieses Götterbild aber bricht sich in der Büste siegreich durch das Silenenartige die Bahn. Wir könnten noch manche Beispiele anführen. Erasmus von Rotterdam war ein von Gicht arg geplagter Gelehrter mit hohlen Wangen; was hat Holbein, was Dürer (s. Abbildung S. 339) daraus gemacht? Auch Beethoven war nicht schön — wie herrlich macht er sich auf seiner Bildsäule in Bonn! Und erst Robespierre mit seinem blatternarbigem Gesicht! Im Plutarche française ist er auf der Rednerbühne dargestellt — wie erscheint er in seiner Begeisterung veredelt, ohne aufzuheören, ähnlich zu sein! Auch seine Büste in Terracotta von Houdon trägt denselben Stempel eines durchgeistigten Kunstwerkes.

Im Gegentheil sind schöne, besonders weibliche Köpfe eine Klippe für mittelmäßige Künstler. Diese glauben genug gethan zu haben, das artige Püppchen getreu abzuschreiben, und das Ergebniß ist ein Beitrag zu einem Modejournal.

Daß der Künstler es ist, der mit seinem geistigen Können das Porträt zu einem echten Kunstwerk macht, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man Bildnisse derselben Persönlichkeit, die von verschiedenen Künstlern ausgeführt wurden, neben einander stellt und vergleicht.

Wenn zehn der berühmtesten Künstler dieselbe Person zu gleicher Zeit porträtiren, so werden die Bildnisse wohl alle ähnlich sein und doch eine große Verschiedenheit in der Auffassung zeigen. Wir können dem freundlichen Leser Beispiele anführen, damit er selbst, wenn er Gelegenheit findet, sich von der Wahrheit des Gesagten überzeuge. So ist der berühmte Cats, der Erzieher Wilhelm's II. von Dranien, von Rembrandt nach eigener Zeichnung und von G. F. Schmidt nach G. Flinck radirt. Man vergleiche den Dichter Bondel von Livens, von C. Bisscher und von Matham nach Sandrart, oder den Schreibmeister Coppenol von Rembrandt und von C. Bisscher. Das Bildniß Ludwig's XIV. ist von verschiedenen Künstlern gemalt und gestochen. Die Beispiele könnten noch bedeutend vermehrt werden.

Welches Kriterium aber besitzen wir, um bei Bildnissen längst verstorbener Personen, wenn wir also das Bild mit dem Original nicht mehr confrontiren können, zu entscheiden, ob sie gut und wohlgetroffen sind? Eine Bürgschaft leistet uns die Kunsthöhe des Porträtisten, bei dem wir die Beherrschung der technischen Schwierigkeiten wie die Fähigkeit, gut zu sehen und zu idealisiren, voraussetzen können. Dann kommen auch innere Gründe hinzu; es ist darauf zu sehen, ob der Gesichtsausdruck nicht verschwommen erscheint, sondern eine markante Individualität, also Wahrheit in sich trägt, außerdem in Miene und Haltung mit seinem sonst beglaubigten Charakter genau übereinstimmt. Auch das oben erwähnte Vergleichen von Bildnissen derselben Person von verschiedenen Künstlern hilft hier sehr, da gleichsam ein Porträt das andere controlirt. Besonders diese Confrontation macht uns mit den Porträts vieler längst Verstorbener so bekannt — ich spreche aus vieljähriger Erfahrung —, daß man oft glaubt, dieselben im Leben gekannt und gesprochen zu haben.

Uebrigens hat es mit dem Getroffensein seine eigenen Bedenken. Nehmen wir an, daß eine stadtbekannte Persönlichkeit vom besten Maler gemalt und in einer Ausstellung der allgemeinen Kritik unterworfen wird. „Wie er leibt und lebt!“ rufen die Einen, während Andere meinen,

keine echten Kunstkenner zu sein, wenn sie nicht ein „Aber“ in ihr Urtheil einfließen lassen würden. „Er wäre recht gut getroffen — aber um die Mundwinkel finde ich etwas Fremdes“; „Das gerade nicht, aber die Augen sind zu verschwommen, müde“; „Das würde ich nicht ausstellen, aber die Haare sind zu hell“; „Mir kommt die Carnation wieder zu lebhaft vor“ u. s. f.

Könnte man immer diese Kritiker so beschämen, wie es einmal der französische Maler Jacques Antrean gethan haben soll! Als die Freunde eines vom Maler Porträtirten im Bilde keine Ähnlichkeit finden wollten, hatte der Maler den Kopf ausgeschnitten und durch die Oeffnung den Mann selbst durchsehen lassen. Neue Ausstellungen! „Kein Zug vom Original!“ bemerkte einer der Kritiker. Ein solches Urtheil mußte das lebende Bild zum lauten Lachen reizen — worauf die Kritiker beschämt abzogen.

Es wäre nun interessant, zu untersuchen, wie ein solches divergirendes Urtheil über eine Sache sich bilden könne. Sieht nicht jedes Auge gleich? Wir sind überzeugt, daß für die große Masse die Porträtähnlichkeit in gewissen Zeichen, Charakteren des Gesichtes bestehe, die nur Einzelnen auffallen, und ist diese Pointe im Bilde nicht hervorgehoben, so findet man es nicht ähnlich.

Vergessen wir nicht, daß auch die äußere Umgebung einen großen Einfluß auf die Ähnlichkeit eines Bildnisses ausübt. Sie ist für es dasselbe, was die Atmosphäre für die Erde. Würde eine Person in einer ihr fremden Umgebung oder Tracht, die ihr nicht convenirt, dargestellt werden, so fände das Urtheil große Hindernisse, auch die vollendete Ähnlichkeit zu würdigen, weil die abnorme Umgebung das Auge und dann das Urtheil irreführt. Ehrsame Bürger, die zugleich der Bürgerwehr oder dem Scharfschützencorps angehören, lieben es, sich im Costüm dieses Ehrenamtes abbilden zu lassen und sehen in der Regel sehr steif aus dem Bilde heraus, ganz anders, als sie sich im gewöhnlichen Leben geben, auch sind gute Künstler, die solche Schwierigkeiten überwinden können, nur selten zu finden. Ein solcher war Hals, Rembrandt und noch einige, die in ihren

Porträtgruppen der Schützengilden Meisterwerke schufen, wovon später mehr.

In Bezug auf eine verfehlte Umgebung sündigten auch oft Künstler selbst, und ihre

Drucke der Mode als Nymphen oder Göttinnen mit entsprechendem negativen Costüm (wie Diana von Poitiers als Göttin Diana) oder galante Frauenzim-



Papst Leo X. Von Raffael.

Kunst hat sonst einen guten Klang. Um den Hohen und Mächtigen zu schmeicheln, war ihnen selbst der Thron, die Krone, der Purpur zu gering, und sie versetzten dieselben in den Olymp oder umgaben sie mit dem Nimbus classischer Heroen. Wenn Damen des französischen Hofes unter dem

mer als Venus (Gräfin Cosel als Venus in der Muschel) dargestellt werden, so drückt man allenfalls ein kritisches Auge zu, weil sich die Originale wohl in solcher paradiesischen Erscheinung selbst gefielen und es vom Künstler verlangten. Eigentliche Porträts waren es keineswegs, denn

zu einem solchen gehört nicht allein der Kopf, sondern die ganze Atmosphäre, die Wahrheit der ganzen Erscheinung des Abgebildeten. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Ludwig XIV. als römischer Cäsar in antiker Rüstung (drei verschiedene Blätter von Edelinck nach le Brun und Watelé) oder Napoleon I. als nackter Theseus (Marmorstatue von Canova in Wien) vor uns erscheint? Ein solches Kunstwerk werden wir vielleicht eine Allegorie, aber nicht ein Porträt nennen. Zu einem solchen, besonders wenn es in Kniestück oder ganzer Figur erscheint, gehört, wie gesagt, die ganze Persönlichkeit, und der Künstler muß neben dem Kopfe auch den Rumpf, die Proportion des Leibes, der Gliedmaßen, die Stellung nach der Wirklichkeit porträtieren. van Dyck malte Karl I. von England, an dessen Hofe er viel Ehre und Güter erworben, öfters, so in ganzer Figur zu Pferde oder neben dem Pferde stehend. (S. Abbildung S. 341.) P. Lombart hat das erstere meisterhaft gestochen; da aber der König bald darauf Land und Leben verlor, fürchtete der Stecher, daß nun bei veränderten Verhältnissen sein Blatt keine Käufer mehr finden werde. Er kratzte also den Kopf des Königs aus und stach an dessen Stelle den des Protector's Cromwell. Mußte sich nicht der König noch im Grabe umwenden, daß sein Körper — wenn auch nur in effigie — gezwungen wird, den Kopf seines Gegners zu tragen? Keinesfalls konnte man jetzt, wo Kopf und Körper nicht zusammengehörten, von einem Porträt nach van Dyck reden, der seinen Mann vom Kopf bis zur Zehe wie aus einem Guß hinstellte.

Wir dürfen hier nicht die Bildnisse von Schauspielern mit Stillschweigen übergehen, welche in ihren Glanzrollen dargestellt werden. So hat Hogarth den Garrick im Bilde und im Kupferstich in seiner Rolle als Richard III. verewigt. So giebt es noch viele solche Bilder und Stiche von Schauspielern und Schauspielerinnen. Diese Darstellungen gehören keineswegs in das Gebiet des Porträts, denn dieses giebt den Menschen als solchen, wie er ist, wie er sich zeigt in seiner Natur und seinem Charakter. In der Rolle aber legt er sich selbst gleichsam bei

Seite und zieht die Natur der Theaterperson an; in derselben erscheint er also nicht als derjenige, der er ist, sondern als ein Anderer, den er getreu in seinem Charakter nachahmt. Unser Urtheil wird Niemanden befremden, der Gelegenheit hatte, den Mimiker Schulz und dessen Photographien in seinen dreißig bis vierzig Charaktermasken gesehen zu haben. Alle diese Bilder sind Darstellungen der Volubilität seiner Gesichtsmuskeln, aber kein Porträt von Schulz, und wer weiß, ob das voranstehende echte auch noch echt ist.

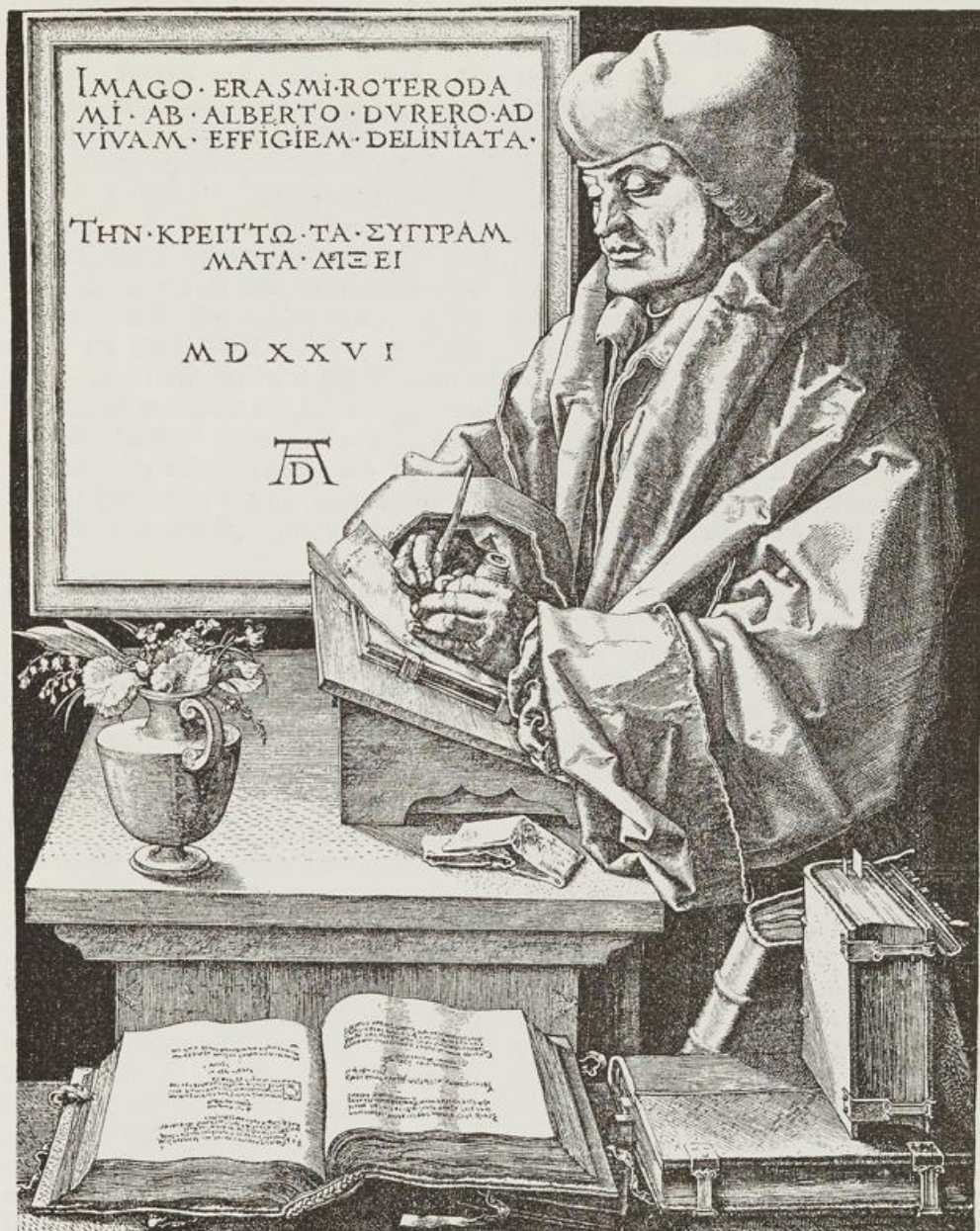
Gewissermaßen gehören auch die lachenden, besonders die starcklachenden Bildnisse hierher — weinende sind mir nicht bekannt —, da sie einen Zustand des Gesichtes fixiren, der bei Jedem doch nur vorübergehend ist. Wie das Bildniß eines Gähnenden leicht den Betrachter ebenfalls zum Gähnen reizen kann, so kann man ein in höchster Freude lachendes Gesicht nicht lange ununterbrochen ansehen, weil man glaubt, es müsse nothwendig ein Lachkrampf eintreten. Wahre innere Lust und geistige Freude braucht nicht den Mund weit aufzuthun, sie verbreitet sich über das ganze Gesicht und leuchtet aus den Augen, das Gesicht verschönernd, während das „tolle“ Lachen die Gesichtszüge verzerrt, verschiebt. Prudhon hat die Malerin Mayer, seine Geliebte, lachend dargestellt, ein anmuthiges, neckisches Bildchen, da sich der Künstler mit seinem Tact in den Grenzen des Natürlichen bewegte. Beim Genrebild ist es ein Anderes, hier verlangt oft der Inhalt der Composition ein schallendes Gelächter, so wenn Brouwer eine lustige Zechgesellschaft von Bauern in der Kneipe zum Vorwurf nahm. Er wollte eben nicht den Menschen, sondern die Wirkung des Zechens und der Unterhaltung auf denselben darstellen.

Wir dürfen nun auch die Schwierigkeiten nicht übergehen, die der Künstler des Porträts zu überwinden hat, selbst wenn er die technische Fertigkeit des Auges und der Hand sein eigen nennt.

Es gab und giebt begnadete Künstler, die mit einem Blick, wie im Fluge, eine Persönlichkeit erfassen und mit wenigen Strichen genau fixiren können. Plinius, der die bekannte Geschichte der Linie des Apelles erzählt, hat uns von diesem gro-

ßen Künstler noch eine Anekdote hinterlassen, die hierher gehört. Nach Alexandrien durch einen Sturm verschlagen, erhält er eine von seinen Nebenbuhlern

die Wand, so daß ihn der König sogleich erkennt. Auch A. Dürer hatte, besonders auf dem Reichstage in Augsburg, mit fabelhafter Schnelligkeit Bildnisse von



Erasmus von Rotterdam. Von A. Dürer.

verfertigte falsche Einladung zur Tafel des Ptolemäus, der ihm feindlich gesinnt ist. Der erzürnte Fürst fragt ihn, wer ihn geladen; statt aller mündlichen Antwort nimmt Apelles eine Kohle aus dem Kohlenbecken und zeichnet den Boten an

Personen aufgenommen, die ihm nicht saßen, die er nur vorübergehend auf der Straße, bei den Festlichkeiten sehen konnte. Auch seine Skizzenbücher, die er auf der niederländischen Reise führte, waren an solchen, man könnte sagen stenographischen

Bildnissen überreich. Doch sind solche Fälle nur Ausnahmen, die der Regel ihr Recht lassen. Um ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen, muß der Künstler die darzustellende Person eine längere oder kürzere Zeit vor sich haben, um in alle Nuancirungen ihres äußeren und inneren Charakters zu dringen. Nun ist aber gerade ein längeres Stillsitzen für Viele eine Qual, besonders da man sich als Gegenstand eines fixirenden Blickes weiß. Daß ein längeres Sitzen dann eine Veränderung im Gesicht zu Stande bringt, die den natürlichen Ausdruck verschleiert, ist natürlich. Zwar verlangt der wahre Künstler kein so strenges Stillsitzen wie das photographische Objectiv, zwar wünscht er, daß das Modell spreche, erzähle, von dritten Personen sich unterhalten lasse, aber das Erhaschen des Charakterzugs bleibt doch nur das Resultat einer beide Theile ermüdenden Jagd.

Auch das Costüm bietet dem Künstler manche Schwierigkeiten; nicht so eigentlich das Costüm als die Mode. Das Costüm oder die Tracht ist naturgemäß aus den Zeitverhältnissen, dem Klima, der Beschäftigung herausgewachsen, die Mode aber drängt gegen alles Bedürfnis, ohne Berücksichtigung der Schönheitslinie, der Farbenharmonie, der Utilität ihren Sklaven Fremdes, Unziemliches, Unnatürliches auf. Es gab zu allen Zeiten unvernünftige Moden, aber nie hat man so sehr allen Sinn für Schicklichkeit, Formenschönheit und Farbenscala verlernt wie heutzutage. Der Porträtkünstler hat dann oft Hindernisse zu überwinden, von denen ein Alltagskind gar keine Idee hat, und nur genialen Künstlern gelingt es, diese Klippen zu umgehen und ein Kunstwerk zu schaffen, das nicht Gefahr läuft, in einem Decennium so barock und lächerlich zu erscheinen wie die Tante vom Lande auf dem köstlichen Genrebild von C. Kronberger: „Die Tante kommt.“ Es hat schon die moderne Herrenbekleidung, insbesondere der Frack, das bevorzugte Kleid der Salonherren und — Kellner, für den Künstler, besonders für den Bildhauer, etwas Peinliches, weshalb ein schön drapirter Mantel gern gewählt wird, daß er zudecke, was aller Schönheit und Grazie Hohn spricht. Bei Damenbildnissen aber hat der Künstler trotz des großen Formen-

reichtums moderner Moden, ja eben deshalb, noch größere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Bei letzteren kommen dann noch oft verschrobene Ansichten und Wünsche der Darzustellenden hinzu, die den Künstler leicht in eine gelinde Verzweiflung bringen. Man erzählt von Rigaud, daß er ungern Damen malte. „Sind sie gemalt, wie sie sind,“ pflegte er zu sagen, „so finden sie sich nicht schön genug, und schmeichelt man ihnen, so wird das Bild nicht ähnlich.“ Von demselben Künstler ließ sich eine geschminkte Dame malen, fand dann aber die Farbe nicht schön genug. „Wo kaufen Sie Ihre Farbe?“ fragte sie spöttisch und erhielt die einer solchen Frage würdige Antwort: „Ich glaube, Madame, bei demselben Kaufmann, bei dem Sie die Ihrige kaufen.“ Ebenso trumpschte ein anderer Maler ein Fräulein ab, das ihn bat, ihm ja einen ganz kleinen Mund zu malen. „Wenn Sie wollen, gar keinen!“

Es bleibt uns noch übrig, das Porträt vom culturgeschichtlichen Standpunkt zu betrachten. Daß eine solche Untersuchung nicht ohne mannigfachen Erfolg bleiben dürfte, wird man bald einsehen. Wenn man eine gute Porträtgalerie oder einige Mappen mit Porträtsichten durchsieht, so kann man bei einiger Kenntniß der historischen Begebenheiten sehr wohl beim Betrachten der hier dargestellten Personen, die der Weltgeschichte angehören und mithelfen, dieser ein besonderes Gepräge zu geben, auf den Geist, der sie belebte, zurückschließen, und das Porträt einer Person erklärt uns oft besser und schneller als die bündigste Biographie die ganze Erscheinung. Es wäre darum sehr zu empfehlen, daß in den Schulen beim Vortrag der Geschichte auch so viel als möglich die Bildnisse der historisch merkwürdigen Personen der Jugend vor die Augen geführt würden. Das reiche Material liegt in den Mappen der Sammlungen bereit, der Lichtdruck giebt täuschend die oft sehr theuren Originale und zwar um einen mäßigen Preis wieder. Eine solche gute Copie der Marmorstatue des Julius Cäsar im Berliner Museum würde gewiß die Geschichte des großen Römers nachhaltig in der lernbegierigen Jugend fixiren, wie z. B. ein Porträt Ludwig's XIV.

in ganzer Figur nach Rigaud die beste Illustration zu den Worten dieses Despoten abgab: *L'état, c'est moi!*

Bildung, Zeitgeist, Lebensweise prägen dem Menschen ihren Stempel auf, so daß man bei einiger Uebung, ganz abgesehen

Nimmt man dann weiter auch auf das Costüm, überhaupt auf das ganze Beiwerk der aus der Hand großer Künstler hervorgegangenen Bildnisse Rücksicht, so gewinnt man ein reiches Material für die Wissenschaft der Kunstindustrie. Nicht



Karl I. von England. Von A. van Dyck.

vom Costüm, jeden Dargestellten gleich richtig in seine Zeit zu setzen versteht. Man stelle mehrere Porträts von Personen verschiedener Jahrhunderte neben einander, und man wird finden, wie jedes Jahrhundert, jede Nation, ja jede Lebensweise ihren besondern Ausdruck und Charakter in den Physiognomien hinterlassen.

allein, daß die Costümkunde auf diesem Gebiete kostbare historische Studien anstellen kann, auch die so oft vorkommenden Waffen, Rüstungen, Gefäße, Goldschmiedewaaren, Zimmereinrichtungen werden von den betreffenden Kunstgewerben wie vom Culturhistoriker als sehr willkommene Funde begrüßt, während die Heraldik

durch die oft beigegebenen Wappen ihrem Bereiche eine reiche Beute zuführt. Auf Bildnissen der niederländischen Schule des siebzehnten Jahrhunderts tragen Männer und Frauen breite Halskragen, mit kostbaren Spitzen besetzt, die Damenbildnisse des Hofkreises zeigen an ihren Roben, die Prälaten auf ihren Rocheten einen Schatz von Broderien, deren Dessen so genau nach der Wirklichkeit gegeben ist, daß man den ganzen Formenreichtum dieser Industrie eingehend studiren kann. Man betrachte z. B. das Bildniß des Bosuet von Rigaud. Welcher Schatz hier noch für die Zukunft aufbewahrt ist und der Bearbeitung harret, hat Julius Lessing gezeigt, der ein Werk nur über die Teppiche, wie sie auf Bildern von Holbein vorkommen, herausgeben konnte.

Für den civilisirten Staat besitzt das Porträt gleichfalls ein hervorragendes Culturmoment. Wenn er seinen großen Männern Monumente mit ihren Bildnissen setzt, so will er damit nicht allein seine Dankbarkeit für ihre segensreiche Thätigkeit abtragen, er will damit auch das Verdienst derselben perpetuell der Nachwelt zur Bewunderung und Nachahmung vor den Augen gegenwärtig halten.

Aber auch für die einzelne Familie hat das Porträt seine civilisatorische Bedeutung, und von diesem Standpunkt sind die Galerien von Ahnenbildern der Patriciergeschlechter zu beurtheilen. In Holland giebt es noch viele Häuser, wo man über diesen Familienschatz mit Eifersucht wacht, und man findet da in den Prunkgemächern noch Bildnisse von Familiengliedern, wie sie vor zweihundert Jahren aus der Hand des Malers an die Wand befestigt wurden. Das junge Geschlecht hängt durch diese Erinnerungszeichen lebendiger mit der großen, ehrenwerthen Vergangenheit

seiner Familie zusammen, die durch diese Bilder, welche oft Schutzengel ihrer Nachkommen gewesen sind, eine besondere Weihe gewinnt. In solcher, dem Bewußtsein des Einzelnen stets neu vermittelten Solidarität der Familienglieder liegt ein mächtiger Sporn für große Thaten und völlerbeglückende Thätigkeit.

Als die Photographie und mit ihr das mechanische Herstellen von Porträts aufkam, prophezeite man, voreilig genug, allen Porträtkünstlern ihr nahes Ende. Daß es nicht so gekommen ist und auch nie so kommen konnte, so lange man die Arbeit des denkenden Künstlers von jener der unbewußt thätigen Maschine unterscheidet und jene dieser vorzieht, erklärt sich aus dem Gesagten. Die Photographie ist ihrer Natur nach auch nicht annähernd befähigt, die Thätigkeit des mit Genie arbeitenden Künstlers zu ersetzen, geschweige zu überbieten. Eine Maschine wird nie im Stande sein, den Charakter ihres Objects darzustellen; sie schreibt ohne Intelligenz nur die äußeren Linien sclavisch ab, und auch diese, wissenschaftlich genommen, nicht ganz genau, da das converge Glas die Richtigkeit der Verhältnisse stört und die vorspringenden Theile des Gesichtes über ihr Maß vergrößert, ihre feinere Mäncirung dabei verwischt. Auch fordert diese Maschine vom Object eine absolute Ruhe; der Sitzende ist zu einer unnatürlichen Bewegungslosigkeit verurtheilt, die alle geistige Thätigkeit hemmt und damit den inneren Charakter deckt.

Als dienende Magd des Kunstlebens und der Kunstwissenschaft, die vollendete Werke des Künstlers durch Vervielfältigung in weiteste Kreise trägt, mag sie Gedeihliches leisten. Diesen Ruhm wollen wir ihr auch keineswegs schmälern, haben vielmehr bei verschiedenen Gelegenheiten denselben dankbar hervorgehoben.





Paris in deutschen Schilderungen.

(1789—1814.)

Von

Hugo Wittmann.

Als im Jahre 1814 die Verbündeten die Höhe von Montmartre erreichten und ihre Blicke über das endlose Häusermeer zu ihren Füßen schweifen ließen, rief ein russischer General:

„Endlich haben wir dieses Paris und können es verbrennen!“

Fürst Schwarzenberg, der in der Nähe ritt, hörte den wilden Siegesruf des Moskowiten und fragte ihn, warum er gegen die schöne Stadt so Schreckliches plane.

„Um uns an Frankreich zu rächen, um Frankreich zu züchtigen,“ entgegnete der Russe.

„In diesem Falle,“ sagte Fürst Schwarzenberg, „thun Sie besser daran, der Stadt keinerlei Schaden zuzufügen, denn sie ist das Ungethüm, welches ganz Frankreich verschlingen wird.“

Fürst Schwarzenberg hatte nur zur Hälfte Recht. Um der Wahrheit getreu zu bleiben, hätte er sagen müssen, Paris sei das Ungethüm, in dessen Riesenschlund bereits ganz Frankreich verschwunden sei; hätte er nicht als Zukunft weissagen sollen, was schon vollbrachte Thatsache war. In keinem anderen Lande hat die Hauptstadt so gierig alles Blut der Provinzen aufgesaugt, so eigenmächtig allen Geist und alles Leben des Volkes sich angeeignet und ist so ganz und gar der Inbegriff aller Reichsträfte und Reichselemente ge-

worden wie in Frankreich. Paris nimmt denn auch unter den großen Städten Europa's einen außergewöhnlichen Rang ein und übt seit Jahrhunderten eine erstaunliche, fast unwiderstehliche Anziehungskraft. Schon Franz I. sagte zu Karl V.: „Paris ist keine Stadt, sondern eine Welt!“ Und sicherlich ist keine Welt so ungeheuer viel bereist und, was die nothwendige Folge davon, so entsetzlich viel beschrieben worden. Wir wollen nicht von den Franzosen selber reden, nicht von den Engländern, Russen, Italienern und Schriftstellern anderer Nationen, sondern uns nur an die Deutschen halten, die ja von jeher über die Welt an der Seine mit einer gewissen Vorliebe geschrieben und im Laufe der Jahre eine kaum übersehbare Literatur zusammengehäuft haben. Man erinnere sich der Zeit, da Börne und Heine in Paris weilten, Grillparzer sich dort aufhielt und vom Jungen Deutschland Einer nach dem Anderen dorthin wallfahrtete. Jeder wollte dort gewesen sein, Jeder wollte über das Leben und Treiben in der großen Stadt sein Sprüchlein hersagen, und das Sprüchlein bekam immer den Umfang eines Bandes, zumeist sogar mehrerer Bände. Damals war Paris, ich will nicht sagen die Hauptstadt der deutschen Literatur — das wäre denn doch zu weit gegangen —, aber eine Hauptstadt derselben. Doch nicht bloß damals, schon vor 1830 hat Paris die deutschen

Jedern angezogen, war die Stadt die treibende Kraft für ein ganzes Literaturgebiet; und einen kurzen Ausflug auf dieses Gebiet zu unternehmen, in den vielen deutschen Reisebeschreibungen, Memoiren, Briefwechseln, Denkwürdigkeiten und sonstigen auf Paris bezüglichen Werken zu blättern, das ist der Zweck dieser Arbeit. Selbstverständlich müssen wir uns auf eine kleine Auswahl beschränken. In einer kurzen Skizze kann man nicht ein paar Jahrhunderte charakterisiren, so wenig als man den atlantischen Ocean in ein Wasserglas gießen kann.

Also Paris, wie es im Kopfe des deutschen Beobachters sich abspiegelt, Paris in der deutschen Literatur — etwa von der französischen Revolution bis zum Ende des Kaiserthums — soll den Gegenstand dieser Betrachtung bilden, und die große Revolution soll der leuchtende Punkt sein, von dem aus wir dieselbe beginnen wollen. Nur einen einzigen Blick möchte ich vor der Abfahrt rückwärts werfen, nur eines Reisenden aus der Zeit vor der Revolution möchte ich gedenken, einmal weil derselbe in der deutschen Literatur einen gar hohen Rang inne hat, und dann, weil wir gleich von vornherein aus seinem Beispiel ersehen können, warum die Deutschen nach Frankreich gingen und was sie dort suchten.

Im Jahre 1769, demselben Jahre, in welchem Napoleon, Alexander v. Humboldt, E. M. Arndt, Cuvier, Chateaubriand und „Die Hermannsschlacht“ von Klopstock zur Welt kamen, reiste Joh. Gottfr. Herder von Riga nach Paris, und zwar auf einem ziemlich eigenthümlichen Wege, den ihm wenige deutsche Schriftsteller nachgezogen sind: zur See. Er ging von Riga nach Nantes, von Nantes nach Paris. Damals noch ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann, hatte er doch schon einen Namen von gutem Klang in der deutschen Schriftstellerwelt. Die von Lessing und Winkelmann commandirten kritischen Schlachten hatte er tapfer mitgekämpft, seine „Fragmente“ waren bereits geschrieben, seine „Kritischen Wälder“ bereits gewachsen; in Riga wirkte er zugleich in Schule und Kirche, war Collaborator an der dortigen Domschule und der erste Prediger der Stadt — literarische Fehden abgerechnet, hatte er, nach Allem zu ur-

theilen, zu einer ruhigen, vielleicht etwas philiströsen Carrière den Anlauf genommen. Da erfaßte ihn plötzlich ein Abscheu vor Schule und Kanzel; „der Geist des Handelns“ kam über ihn; er wollte Menschen sehen, die Welt genießen und verstehen lernen; er hatte es satt, wie seine eigenen Worte lauten, ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, ein Repositorium von Papieren und Büchern, das nur in die Studirstube gehöre, ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften zu sein; er wollte reisen, wollte draußen in der Welt die lebendige Gegenwart, das Leben suchen. Und wohin lenkte er seine Schritte, um zu finden, wonach sein Herz stand? Nach Frankreich, nach Paris! — Sein „Journal meiner Reise im Jahre 1769“ gehört zu den merkwürdigsten literarischen Erzeugnissen des deutschen Wandertriebes. Ein wunderbarer Lebensdrang gährt in diesem Schriftstück, ein unersättlicher Wissenshunger, ein glühendes Interesse für alles Menschliche spricht sich darin aus. Man denke aber auch: ein Schulmann, der sich auf einmal aus dem Kerker der Studirstube in die Freiheit, aufs weite Meer versetzt sieht! Ist es ein Wunder, wenn ihm die salzige Seeluft etwas zu Kopf steigt; wenn er, an den Mast gelehnt, die feierliche Linie der Unendlichkeit vor Augen, begeistert zu phantasiren anhebt, Deutschland, die baltischen Provinzen, das ganze weite Czarereich in Gedanken umgestaltet; wenn ihm die kleine Weltkugel gerade groß genug dünkt, um seine reformatorischen Experimente daran vorzunehmen?

Allein er will nach Frankreich — dieser Gedanke zieht ihn wieder ins Nüchterne herab, erinnert ihn daran, daß ihm das Französische nicht sonderlich geläufig, und läßt es ihn bedauern, daß er es nicht als lebendige Sprache vor dem Latein gelernt habe. Wenn er dann ans französische Ufer steigt und mit „all“ seinem angelernten Französisch weder den Piloten noch die Wirthin, noch die alten Weiber versteht, möchte er gleich die ganze Philologie reformiren, den Unterricht lebendiger, dem Leben dienstbarer machen: „O Pedanten, leset Homer, als wenn er auf der Straße sänge; leset Cicero, als wenn er vor dem Rathe declamirte!“

In Paris, wo ihm der Aufenthalt leider

farg bemessen, verkehrt er mit den großen Männern jener Zeit, lernt Diderot, d'Alembert, Duclos und Andere kennen. Er besucht fleißig die Theater, genießt sie mit offenen Sinnen und unbestechlicher Empfindung, und sein Geist spielt auch im Parterre des Schauspielhauses den scharfsinnigen Kritiker, den weitgreifenden Reformator. Der conventionelle Prunk und Formelram der Tragödie, Apollo in seinem damaligen Costüm — Schnürbrust, Schürze und Reifrock — geht ihm wider den Mann. Selbst der gefeierte Voltaire ist ihm nicht der König, höchstens der Ceremonienmeister des Theaters. Herder will Natur und Wahrheit, nur so habe die Bühne eine Zukunft, könne sie ihre Aufgabe erfüllen. „Welche Schule der Sitten ist der Welt besser als Theater?“ ruft er aus. Von Tartuffe oder Misanthrope habe man mehr als von einer frostigen Predigt, einer Messe oder den Tugenden der heiligen Genovefa; und der spätere Hofprediger, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent träumt sogar von einer Zukunft, wo möglicherweise „Klöster und Kanzeln zerstört und das gesäuberte, zu voller Illusion geführte Theater als eine Akademie der Sitten“ eingerichtet werde. Da haben wir also schon die Idee zu jener „moralischen Anstalt“, die einige Jahrzehnte später dem jungen Schiller vorschwebt. „O, könnte ich dazu was beitragen!“ ruft unser Theologe und Magister; „ich will wenigstens Diderot's Stimme verstärken!“

So wirkt auch die französische Oper mit ihrer gemessenen Grazie und sinnlos aufgebauchten Pracht zugleich anregend und abstoßend auf unseren Reisenden, der selbst dem Ballet kritische, aber ziemlich fleißige Besuche abzustatten scheint: „O, eine neu zu schaffende deutsche Oper! Auf menschlichem Grund und Boden; mit menschlicher Musik und Declamation und Verzierung, aber mit Empfindung, Empfindung; o großer Zweck! großes Werk!“

Daraus ließe sich also entnehmen, was ein junger Deutscher im vorigen Jahrhundert zu Paris suchte und welcher Art der Zauber war, den die Stadt auf ihn ausübte. Aus engen Verhältnissen heraus tritt Herder in die große Welt hinein; sein Gesichtskreis erweitert sich; sein Geist reibt sich an dem französischen Leben und

sprüht Funken; die Freude an dem ungewohnten Schauspiel erregt ihn in allen Nerven; er ist begeistert, aber die Begeisterung stimmt ihn keineswegs zu serviler Nachahmung und gedankenlosem Staunen, sondern weckt seinen kritischen Sinn, spornt sein Streben nach Vollkommenheit, läßt ihn kühne Reformen, für deutsche Kunst und deutsches Schriftthum eine große Zukunft träumen. Die Feder freilich kann schließlich der athemlos voraneilenden Phantasie nicht mehr nachkommen, sie erlahmt beim rasenden Wechsel der Pariser Eindrücke und bringt es zuletzt nur noch zu abgerissenen Sätzen, zu flüchtig ange deuteten Gedanken. Das behäbig begonnene Tagebuch verendet so zu sagen in einer Reihe von Ausrufungs- und Fragezeichen. Kurz, die Reise bringt nach jeder Richtung heilsame Aufregung und Anregung. Herder kann zur Theologie zurückkehren; was er fortan thue und treibe, ein Pedant und Philister wird er nimmermehr.

Sonderbares Zusammentreffen! Um dieselbe Zeit, da Herder in Paris von der Wiedergeburt der Oper, von der Begründung einer deutschen Oper phantasirte, erschien in Wien die Partitur der „Alceste“ von Gluck mit der berühmten Vorrede, worin dieser Meister seine Reformideen aussprach und den Advent einer neuen, man darf getrost sagen: einer deutschen Oper verkündigte. Herder's Wunsch war ein prophetisches Wort gewesen, dem die Erfüllung auf dem Fuße folgte. Gluck selber reiste im Jahre 1773 zur Aufführung seiner „Iphigenie“, 1776 zur Aufführung der „Alceste“ nach Paris, und da er auch die Feder führte, lohnte es sich wohl der Mühe, sich länger bei dem großen Manne aufzuhalten. Allein unser Raum ist bemessen, und „dem großen Talent drängt sich ein größeres nach“. Auch Mozart hat zweimal Frankreich gesehen, als Knabe und als junger Mann, und wir besitzen manchen Brief von ihm, der am Strand der Seine geschrieben wurde. Im Februar 1778 schreibt ihm sein Vater nach Mannheim: „Fort mit dir nach Paris, und das bald; setze dich großen Leuten an die Seite — aut Caesar aut nihil! ... Von Paris aus geht der Ruhm und Name eines Mannes von großem Talente durch die

ganze Welt; da behandelt der Adel Leute von Genie mit der größten Herablassung, Hochschätzung und Höflichkeit; da sieht man eine schöne Lebensart, die ganz erstaunlich absticht gegen die Grobheit unserer deutschen Cavaliers und Damen; und da machst du dich in französischer Sprache fest." Schöne Lebensart — Grobheit unserer Cavaliers und Damen: der alte Mozart hat in zwei Strichen ein ganzes Kulturbild gezeichnet.

Sein Sohn bedurfte übrigens so energischen Drängens, um von Mannheim loszukommen, an das ihn damals ein stärkeres Magnet als Paris fesselte: die Liebe. In Paris wohnte er bei Baron Grimm, dem Typus des in einen Franzosen verwandelten Deutschen — „ce petit Allemand“, hat Voltaire von ihm gesagt, „der kleine Deutsche da, der sich herausnimmt, geistreicher zu sein als wir Franzosen“ —, und in Paris hatte er den Schmerz, seine Mutter zu verlieren. Zu derselben Zeit starb auch Voltaire, was der junge Mozart in seinen Briefen auf gut katholisch also ausdrückt: „Nun gebe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie vielleicht schon wissen werden, daß nämlich der gottlose und Erz-Spitzbub Voltaire sozusagen wie ein Hund — wie ein Vieh crepirt ist.“ Mozart weilte nur mit halber Seele in Paris; ein Einfluß, den die Stadt auf seine künstlerische Entwicklung genommen hätte, wie dies allenfalls von Glück zu sagen wäre, läßt sich bei ihm schwerlich nachweisen; seine Gedanken waren in Mannheim bei den schönen Töchtern des Copisten und Souffleurs Weber, in Paris lebte nur der nach Brot gehende Künstler, der Virtuös. Wir eilen an ihm vorüber, unserem Ziele zu.

Unterwegs begegnen wir noch einem Reisenden, der im Jahre 1786 nach Paris wandert: H. A. D. Reichard, einem der unermüdlichsten Vielschreiber seiner Zeit. Man kann ihn als das Urbild des modernen Touristen betrachten, als den Vorläufer Murray's und Bäderer's. Seine Aufmerksamkeit gilt mehr dem Aeußeren, sein Auge kümmerst sich nur um das Schauspiel, das Land und Leute ihm bieten. Er schildert zum ersten Mal den Glanz der Palais-Royal-Galerien — ein Gemälde, das in allen nachherigen Reisebüchern unvermeidlich ist —; er weiß ein

Lied von der Mode zu singen; erzählt, wie die Stutzer damals wunderliche Gilets trugen, auf welchen ganze Opernarien oder Menagerien und Jagdaufzüge gestickt waren; berichtet, daß sich die Damen nur geschminkt im Theater sehen lassen durften und daß es seiner Frau eines Abends beinahe übel ergangen wäre, weil das Publikum an ihrem blaffen, ungeschminkten Gesicht Anstoß nahm; geht nach Versailles, um den König zu sehen, und registriert gewissenhaft, daß ein Schweizergardist in seinem biederem Dialekt zu ihm gesagt habe: „Schau der Herr, das isch der König“; möchte in das königliche Liebhabertheater im Trianon Einlaß finden, muß sich aber mit dem mündlichen Bericht eines Leibgardisten begnügen, der ihm mittheilt, daß daselbst „königlich schlecht“ gespielt werde — hält sich mit einem Worte an die malerische Außenseite dieser bunten Welt, und bei dieser Außenseite fast nur an die zufällige Farbe, an die vorübergehende Erscheinung, an Anekdotenhafte, und giebt damit den Anstoß zu einer besonderen Gattung von Reiseliteratur, die ja auch ihre Berechtigung hat und leider nur etwas gar zu fruchtbar ausgefallen ist. Das Capitel, welches Reichard in seiner „Selbstbiographie“ der französischen Reise widmet, schließt indeß mit politischen Betrachtungen, mit einem trüben Blick in die Zukunft und einem Kassandrarufe, den er von einem schweizer Freunde dort gehört haben will: „Sie werden in Deutschland Dinge vernehmen, die man nie in Frankreich vermuthet hätte.“

Um die Zeit, da der gute Reichard nach Paris ging, starb Friedrich der Große. Nach seinem Tode (1786) setzt sich ein neuer finsterner Geist in Deutschland fest, der mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, dem Geiste der Aufklärung, in beständiger Fehde liegt. Oesterreich genießt das segensreiche Regiment Joseph's II. (auch eines Pariser Reisenden, den wir hätten um Manches befragen können), aber in Berlin herrscht Friedrich Wilhelm II. und regiert der Dunkelmann Wöllner, einer jener Zionswächter, welche die Schärfe und Gewalt der Lessing'schen Prosa zu fühlen bekommen hatten. Der Gedanke flüchtete sich immer lieber aus der dumpfen Enge der

heimathlichen Zustände in die Ferne, nach Frankreich zumal, woher eine seltsame Kunde von Freiheit und Menschenrecht über den Rhein gedrungen war. Im Juli 1789 wird die Bastille dem Erdboden gleich gemacht, und kaum hören die Deutschen von dieser That eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes, so schnürt auch schon mancher von ihnen sein Bündel, um die Geburtsstätte der Freiheit zu besuchen und das neue Evangelium an Ort und Stelle zu vernehmen.

Unter den Wanderlustigen jener Zeit ragen zwei besonders interessante um Kopfeslänge hervor: Joachim Heinrich Campe und Wilhelm v. Humboldt. Campe, der edle Pädagoge, der weltbekannte Jugendschriftsteller, der nachherige Reiniger der deutschen Sprache, reiste mit seinem ehemaligen Zögling Wilhelm v. Humboldt, damals noch einem zwei- undzwanzigjährigen Studenten, gleich nach der Erstürmung der Bastille nach Paris, um selbst Augenzeuge zu sein „von dem rührenden Sieg der Menschheit über die Zwangsherrschaft“. Bald nach seiner Ankunft findet in der Nationalversammlung die folgenschwere Nachtsitzung vom 4. auf den 5. August statt, in welchem die Feudalrechte aufgehoben werden. Am 13. besucht er auf eine Einladung Mirabeau's jene andere Sitzung, wo der König den Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ erhielt, und Beide, Campe und sein junger Freund, freuen sich, dem „Leichenbegängniß des französischen Despotismus“ beiwohnen zu können. Die Briefe und das Tagebuch, welche der Braunschweiger Schulmann während seines Pariser Aufenthaltes geschrieben, weckten in Deutschland einen Sturm von Begeisterung für die französische Revolution. Unsere größten Geister, Klopstock, Schiller, Johannes v. Müller und andere, gekrönte Häupter sogar, stimmten in den Jubel ein, frohlockten darüber, daß sie die große Zeit miterlebten, und ein tausendfacher Widerhall antwortete dem Wanderer, der da begeistert aus Paris schrieb: „Je länger ich hier bin, je aufmerksamer ich die Knospen, die Blüthen und die Früchte der jungen französischen Freiheit betrachte, desto inniger und fester wird meine Ueberzeugung, daß diese französische Staatsumwälzung die

größte und allgemeinste Wohlthat ist, welche die Vorsehung seit Luther's Glaubensverbesserung der Menschheit zugewandt hat, und daß daher das ganze weiße, schwarze, braune und gelbe Menschengeschlecht rund um den Erdball herum ein allgemeines feierliches: Herr Gott, dich loben wir! dafür anstimmen sollte.“

Begreiflicherweise blieb eine so freiheits- und franzosenfreundliche Gesinnung nicht ohne unangenehme Folgen für den, der sie so unverhohlen auszusprechen wagte. Nach seiner Rückkehr hatte Campe als „deutscher Jakobiner“ mancherlei Anfechtung zu erdulden und mußte, als ihm gar, zugleich mit Schiller und Klopstock, das französische Bürgerrecht ertheilt wurde, gegen die gemeinsten Denunciationen sich wehren. Ueberdies war nicht Alles in Deutschland revolutionär gesinnt. Es wurde in dieser Frage furchtbar viel hin und her geschrieben; die Einen machten die Entdeckung, daß eigentlich den Deutschen die Ehre gebühre, „den großen Entwurf, die Welt umzukehren“, erfunden zu haben, und fanden nicht Superlative genug, ihre Begeisterung auszudrücken, während die Anderen mit den Waffen heiliger Entrüstung gegen die verfluchten Neuerer auszogen oder alles revolutionäre Gefahren, diese neueste Pariser Mode, mit Spott und Hohn verfolgten oder wie der bereits erwähnte Reichard „Revolutionssalmanache“ gegen die Revolution verbreiteten und aus ihrem Freiheitshaß und ihrer niedrigen Gesinnung ein enträgliches Buchhändlergeschäft herauszslugen.

Jedermann weiß übrigens, in welche blutige Bahnen die große Bewegung sich verirrt, weiß, daß ihr dadurch ihre besten Freunde abwendig gemacht wurden. Auch Campe, als er 1802 wieder nach Paris kam und in Versailles das Gebäude sah, in dem er einst jenes Leichenbegängniß des französischen Despotismus erlebt hatte, fragt sich, ob nicht die Hand jener Männer geögert hätte, den ersten Stein aus dem Staatsgebäude herauszureißen, wenn sie die gräßlichen Folgen dieses ersten Schrittes geahnt hätten. Gleichwohl hält er an der Ueberzeugung fest, daß die Revolution unvermeidlich und ein Segen für alle Völker gewesen. Eines derselben hat die Krise bestehen müssen, die Welt-

geschichte hat das französische dazu auszuersuchen; „wie ein wahres Sühnopfer für die ganze Menschheit,“ schreibt (1790) Wilhelm v. Humboldt seinem Mentor und Lehrer. „Ihre Briefe aus Paris,“ heißt es in demselben Schreiben, „haben mir eine herzliche Freude gemacht. Läßt sich überhaupt in Deutschland etwas Großes und Edles erwarten, so kann es nur die Frucht solcher Darstellung und solches Raisonnements sein.“ In Paris, der Stadt des Gräuels, konnten weder Campe noch Humboldt ein Wohlgefallen finden, aber in Beiden schlug ein warmes Herz für Paris, die Wiege der Freiheit; sie hatten dort die neue Zeit an der Arbeit gesehen, hatten sich einen Funken von jenem Geiste geholt, der die alte Welt aus ihren Fugen hob und den Bau einer besseren Welt begann; und der Funke, ist er auch nie zum verzehrenden Feuer entflammt, glüht heute noch mit wärmender Kraft. Man sollte billigerweise nie vergessen, was Deutschland einem Mann wie Campe, was dieser einer Stadt wie Paris verdankte.

Doch überspringen wir die blutige Zeit der Revolution. Mancher deutsche Reisende wäre zwar aus derselben anzuführen,* so namentlich der geniale und unglückselige Georg Forster, der 1793 als Deputirter des Convents nach Paris geht und nach wenigen Monaten dort elend und verlassen stirbt — allein es ist just keine erfreuliche Arbeit, in den deutschen Berichten über die Schreckenszeit zu blättern und den Blutspuren der Weltgeschichte zu folgen — man sucht gern friedlichere Tage.

Im Juli 1794 wird Robespierre gestürzt, endigt die Herrschaft des Terrorismus; im October 1795 beginnt die Zeit des Directoriums. Die Gemüther sind ruhiger geworden, die Geschäfte kommen nach und nach wieder in Gang. Die Stadt hat die tragische Maske abgelegt und zeigt wieder fröhliche Miene. Neue Salons thun sich auf; eine neue Gesellschaft, mitten im Drange der Ereignisse geboren und wie vom Sturm zusammengekehrt, kommt nun in flüssige Bewegung

und will ihres Lebens froh werden, während die Trümmer der Vergangenheit abseits liegen und die Ueberreste der royalistischen Aristokratie durch Europa vagabundiren oder zu Paris im Verborgenen darben. Gräfinnen von ehemals arbeiten mit Zwirn und Nadel, Herzoginnen sind Concierges geworden; daneben brüsten sich die Günstlinge der Republik mit der ganzen Frechheit, welche das Glück verleiht. Die Herren des Tages sind fröhlich und guter Dinge, indessen Alles, was einst am Hofe und vom Hofe gelebt hat, klagt und jammert und still vor sich hin seufzt: „Ach, vor der Revolution, wie war die Welt so schön!“ Ganz still, damit es die Polizei nicht hört.

Madame de Genlis, die berühmte Schriftstellerin, die Freundin Gluck's, hat es in einem recht drolligen Gespräch geschildert, wie die Unzufriedenheit auch unter den kleinen Leuten sich äußerte. Eine alte Frau und ein alter Mann trafen sich im Tuileriengarten. Sie hat früher Reifröcke, er Schnürbrüste gemacht — die Reifröcke und Schnürbrüste, die unserem Herder auf der Bühne so mißfielen. Jetzt ist eine andere Regierung da, folglich eine andere Mode; jetzt haben Beide nichts mehr zu thun — adieu paniers,* vendanges sont faites — Beide klagten, daß nun alle Frauen in das griechische Costüm verliebt seien, antike Statuen vorstellen, kaltenreich sich drapiren wollen, während früher Alles am weiblichen Anzuge hübsch ordentlich steif und appretirt war. Ja, die Steife, klagt sie, die sei leider ganz aus der Mode, und Puder trage man auch nicht mehr, und so könne die Sache nicht bleiben, und wo denn die Regierung hindenke, und wenn nicht die ehrsamten Reifröcke und Schnürbrüste sofort wieder eingeführt würden, sei es um die guten Sitten, um ganz Frankreich geschehen.

„Er. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Schon als man statt der Schnürbrüste mit Fischbein die bloßen Corsetten einführte, sagte ich die Revolution voraus.

Sie. Ich auch, als man die Reifröcke kleiner machte . . .“

* Vor vielen anderen: Justus Grich Vollmann, über dessen von Friedrich Kapp meisterhaft gezeichnetes „Lebensbild“ wir in dem Juliheft 1880 ausführlich berichteten. Anmerk. d. Red.

* Die Reifröcke hießen paniers; daher als Wortspiel zu verstehen.

Dies wäre einer von den scherzhaften Tönen, wie sie nun immer häufiger erklangen und immer dreister sich hervorwagten.

Von den Deutschen, welche um jene Zeit Paris besuchten, dürfte vor Allem wiederum Wilhelm v. Humboldt zu nennen sein. Er kam im Jahre 1798 mit reiserem Geiste zum zweiten Mal nach Frankreich, nicht zum letzten Mal, denn es war ihm vorbehalten, späterhin, im Jahre 1814, mit Hardenberg den ersten Pariser Frieden zu unterzeichnen. Damals (1798) that er noch keine staatsmännischen Dienste, sondern lebte als Privatmann mit seiner Gattin in Paris und trieb gelehrte, wissenschaftliche und künstlerische Studien. Er kümmerte sich nicht um Politik, schrieb er an Goethe, sondern nur ums Literarische und Aesthetische.

Dieser Briefwechsel zwischen Goethe und Humboldt (1876 von Professor Bratranek veröffentlicht) ist wieder eine herrliche Quelle für uns. Bekanntlich ist Goethe selber niemals in Paris gewesen; zur Zeit, als er in Straßburg war, „in dem Elsassischen Halbfrankreich“, ging einmal das Gerücht, er sei heimlicher Weise nach Versailles und Paris gegangen, um den Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ehren Marie Antoinette's und des Dauphin beizuwohnen; Goethe hatte es aber nur verbreitet, um seinen Kameraden einen Bären aufzubinden. Er selbst hat die Welt an der Seine nie gesehen. Sainte-Beuve, der berühmte französische Kritiker, klagt denn auch: „Il a manqué à Goethe d'être venu à Paris et d'y avoir passé six mois.“ Paris habe unserem Goethe gefehlt; wäre er persönlich dort erschienen, so hätten sich die Franzosen früher an ihn gewöhnt und ihn fleißiger gelesen; durch seine Person hätte er für seine Dichtung so zu sagen Reclame gemacht, und für die Franzosen wäre es ein Glück und ein unberechenbarer Gewinn gewesen, einen solchen Mann näher kennen zu lernen. Wenn also Sainte-Beuve klagt: „Paris a manqué à Goethe“, so soll das wohl heißen: „Goethe a manqué à Paris.“

Auch Schiller hat, wie bekannt, seinen Fuß nie auf französischen Boden gesetzt. Im Jahre 1792, wenige Monate, nach-

dem le citoyen Gilleers zum französischen Bürger ernannt worden, trug er sich allerdings mit dem Plane einer Pariser Reise; er war mit seinen heimathlichen Verhältnissen nicht sonderlich zufrieden und wollte sich „bei den Franzosen bessere Hoffnungen verschaffen“. Die „Räuber“ waren seit 1785 übersezt (von einem gewissen La Martellière, einem Deutschen Namens Schwinghammer) und 1792 im Théâtre du Marais unter dem Titel „Robert, chef des brigands“ aufgeführt worden, freilich ohne großen Erfolg und in einer schauerhaften Verballhornung — im vierten Act pläzt beispielsweise Razmann unversehens mit einer Erklärung der Menschenrechte heraus —; allein trotz Bürgerdiplom und „Robert, chef des brigands“ ist Schiller persönlich nicht einmal über die französische Grenze gekommen, was wenigstens Goethe von sich rühmen konnte. Eine Sehnsucht, Paris zu sehen, läßt sich bei diesem Letzteren nicht nachweisen. Er äußert eine große Theilnahme für Alles, was in dem „merkwürdigen Lande“ vorgeht; klagt allenfalls Humboldt gegenüber über die „magere Kost“ in Weimar; beneidet ihn vornehmlich um seine Abende im Théâtre Français; läßt sich von ihm über alles Wissenswürdiges berichten — und dieser Begriff hatte ja bei Goethe eine weltweite Bedeutung! —; will von der Menagerie im Jardin des Plantes und von ihrem vornehmsten Bewohner, einem damals noch seltenen Gaste in Europa, dem Elephanten, das Neueste hören; verlangt Nachricht über erbeutete Löwen und Gazellen, über interessante Skelete, naturhistorische, physikalische, optische, mineralogische Dinge und Vorgänge, über Literatur und literarische Erscheinungen, über Bilder von David und Gérard, über die mit den geplünderten Schätzen Italiens überfüllten Museen, kurz über das ganze unendliche Gebiet des Pariser Geisteslebens; begnügt sich aber mit diesen schriftlichen Mittheilungen, denn „was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt, ist nahezu, als ob man es selbst erfahren hätte“.

Das Reisen war zu jener Zeit gerade durch Goethe, dann durch Männer, die in seinen Spuren wandelten, veredelt, höheren Zwecken zugewandt, ich möchte

sagen: zu einer schönen Kunst ausgebildet worden. Man reiste mit schärferem Auge, freieren Sinnen, reinerem Urtheil, mit nicht so viel Denksaulheit, Autoritätsglauben, in Büchern aufgeklaubter Aesthetik und sonstigem modernen Reisegepäck, mit mehr Selbständigkeit und weniger Bäderer. Das vornehmste Object der Beobachtung blieb aber dem Wanderer der Mensch, als Individuum oder als Volk. So schreibt auch W. v. Humboldt, das Wichtigste bei seiner Reise sei ihm das Studium des französischen Nationalcharakters und die Vergleichung mit dem deutschen. Den Menschen kennen zu lernen, ist ihm die Hauptsache, und diesen sucht er nicht bloß auf der Gasse oder im Salon zu studiren, sondern auch im Theater.

Das französische Theater! Wir müssen wieder darauf zurückkommen. Wie alle Deutsche vor und nach ihm, wie Herder, der im Opernhause oder in der Komödie „Welt, Jahrhundert, Menschheit“ gesucht und „immer nur französische Nation“ gefunden hat, wie späterhin Alexander v. Humboldt, der die französische Tragödie mit den Lenôtre'schen Gärten und ihren geschnittenen Hecken vergleicht, wie noch später Heinrich Heine, der, ganz dasselbe Bild gebrauchend, von Lenôtre's grüner Tragödie und Racine's poetischen Gärten mit ihren sublim langweiligen Einheiten, gemessenen Abgängen und sonstig strengem Zuschnitt spricht: so vermißt auch Wilhelm v. Humboldt in dem französischen Theater, das eben zu sehr Theater ist, Natur, Wahrheit, lebensvolle Charakterdarstellung. Der Franzose spiele mehr die Leidenschaft als den Charakter, schreibt er nach Weimar, und das soll wohl heißen, daß der Franzose für jede Leidenschaft eben einen hergebrachten, allgemein gang und gäben Ausdruck habe, daß er nicht darum Sorge, ob z. B. der Affect der Rachgier bei einem Othello einen anderen Ton, eine andere Farbe verlange als bei einem Eid, sondern den Einen wie den Anderen ganz nach derselben Schablone gestalte. Humboldt erkennt sehr richtig, daß das Conventiönelle in der Dichtung nothwendig zum Conventiönelen in der Darstellung führen muß, wie denn auch heute noch im ganzen französischen Leben eine auffallende Monotonie und, damit zusammenhängend, eine größere Leichtig-

keit des Umgangs und der Lebensformen zur Erscheinung kommt. Welch handliches, bequem zu spielendes Instrument besitzen die Franzosen nur in ihrer Sprache mit den ganz fertigen Formen der Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, wo die Zunge ganz unabhängig vom Kopfe arbeitet und die Worte gewissermaßen schon Gedanken sind, während wir armen Deutschen für jeden Gedanken, der uns heimsucht, mühsam die Worte herauspumpen, herbeizwingen müssen. Scharfsinnig meint Humboldt: „Der Franzose“ — wenn er nämlich spricht — „zählt bloß sein Geld, der Deutsche prägt sich seine Münze selber,“ und Alles, was der geistvolle Sprachforscher in seinen Briefen an Goethe über das Französische sagt, trifft den Nagel auf den Kopf. Er hört den Charakter des Volkes aus seiner Sprache, zeigt z. B., wie die Franzosen zur Höflichkeit durch ihre Sprache schlechthin gezwungen werden, ihre vielgerühmte Liebenswürdigkeit ist ein Geschenk ihrer Sprache. Eine verhängnißvolle Einseitigkeit kommt dadurch in den Volkscharakter, das ist klar, und jener Deutsche hat einigermaßen Recht, der da sagte, die Franzosen hätten besser daran gethan, statt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie zu entthronen.

Im Theater nun ist es denn doch zu Humboldt's Zeit schon vielfach besser geworden, namentlich was die Darstellung betrifft. Talma hat seine schauspielerische Revolution durchgeführt und die Natur wieder zu Ehren gebracht. Der Reifrock ist verschwunden, das historisch treue Costüm zur Bühne zugelassen worden, und ein genialer Schauspieler kann sich nun Manches herausnehmen, was noch vor Kurzem verpönt gewesen. Talma, schreibt Humboldt, spreche wirklich mit den Personen des Stückes — damals noch ein unerhörtes Wagniß —, und wenn es die Situation fordere, erkühne er sich sogar, dem Publikum den Rücken zu wenden. Wenn Herder klagte, er habe in keiner Tragödie „einen unarticulirten Schrei der Natur und Leidenschaft“ gehört, so beginnen jetzt Natur und Leidenschaft die Bühne zu erobern und mit Schürzen und Schnürbrüsten vollends aufzuräumen. Was Humboldt darüber berichtet und von Goethe theilweise in den „Propyläen“ abgedruckt wurde, gehört zum Trefflichsten, was

deutsche Federn über französische Schauspielkunst geschrieben. Leider ist es etwas zu allgemein gehalten. Der dreißigjährige junge Mann kehrt sich überhaupt selten ans Einzelne, sondern betrachtet Alles unter großen Gesichtspunkten, zieht Alles ins Abstracte hinauf. Er rückt die Weltstadt unter das Licht der Idee, zergliedert sie wie einen Begriff, und obgleich er nicht eigentlich philosophirt, obgleich er es als eine tröstliche Nachricht an Goethe vermeldet, man sei hier erstaunlich sicher vor den furchtbaren Gespenstern Ich und Nicht-Ich, so ist es doch mehr der gedankenschwere, grübelnde Denker und Theoretiker, der aus seinem Munde über Paris docirt; und auch von ihm könnte man mit Börne sagen, daß er, so oft er in den Tuileriegarten ging, den Weg dahin über die Kritik der reinen Vernunft zu nehmen pflegte.

Da tritt uns nun aber ein Mann entgegen, welcher, um zwei Jahre jünger als Humboldt, gleichzeitig mit ihm Paris besuchte und darüber eine Reihe von Schilderungen, worin wir auch das kleinste Detail aufleuchten sehen, veröffentlicht hat. Da ist Alles frisch und lebendig, farbig und anschaulich, Alles mit frohem Auge gesehen und in froher Laune zu Papier gebracht. Wollte ein Maler etwa ein Bild der Pariser Boulevards, wie sie unter dem Directorium ausfahen, malen, er könnte es nach Arndt's Beschreibung entwerfen. Denn es ist kein Anderer als der leidenschaftliche, knorrige deutsche Patriot, der Deutsche mit dem harten T, der unvergeßliche Sänger des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und so vieler Freiheitslieder — es ist kein Anderer als Ernst Moritz Arndt, dem wir diese Schilderungen, ein förmliches Panorama von Wandelbildern, verdanken.

Wie einst Herder, war er direct aus der Kirche heraus in die weite Welt gegangen, geradenwegs von der Theologie her nach Paris gekommen. „Und leider auch Theologie!“ Sein Sinn stand nach einem akademischen Lehrstuhl. Zuvor aber wollte er hinaus, wollte eine große Reise thun, um, wie er sagte, „die Wissenschaft durchs Leben aufzuklären.“ Paris, wohin er sich in einem weiten Bogen über Oesterreich, Oberitalien und Südfrankreich begab, war ihm eine Vorbereitung auf die

Professur, ein Vorzimmer des Hörsaales, die erste Stufe zum Katheder. Er sah dort Alles, was zu sehen war, das Kleinste und das Größte, das Schönste und das Häßlichste, sah es, wie wir bei dem nachmaligen grimmigen Franzosenfresser ausdrücklich hervorheben wollen, mit wohlwollendem, unparteiischem Blicke. Sogar bis zur Schwärmerei versteigt er sich hin und wieder. Wie begeistert schildert er die französische Feinheit, ihre Zuvorkommenheit gegen Fremde u. s. w., wobei der „teutsche“ Landsmann nicht immer gut wegfommt! Diese Feinheit sei nur äußerer Schliß, wenn man wolle, eitel Schauspielerei, aber er für sein Theil finde doch einen Zug edlerer Bildung darin, da Jedermann, der Reichste wie der Gemeinste, mit gleicher Artigkeit behandelt werde und auch der Böbel nicht vergesse, daß die Nation seit Jahrhunderten durch den Geist der Urbanität und Galanterie berühmt gewesen.

Nebenher sieht er aber auch Fehler, Gebrechen und Sünden. Sein Zorn wallt auf, wenn er, im Temple umhergehend, an das Loos des unglücklichen Königs sich erinnert oder, auf berühmter Stätte wandelnd, an alles Blut denken muß, das hier zur Schreckenszeit vergossen wurde. Doch wer spricht noch davon? Alles scheint vergessen und wie längstvergangerer Zeit angehörig. Die Bastille ist weggefragt, von ihren Zwingern, Gräbern und Brücken keine Spur mehr übrig; die Stelle, wo sie gestanden, hat man mit Brettern eingehegt, und schon so schwach und vergeßlich ist das Volksgedächtniß geworden, daß ein älterer Bürgersmann auf die Frage Arndt's, wo vormals der Eingang der Höllethore gewesen, keine Antwort weiß. Die Jakobiner und ihr wildes Treiben erregen seine volle Entrüstung, und der Uebermuth der sogenannten Gebildeten unter den Franzosen, welche noch immer „alles Fremde als barbarisch und des Wissens nicht würdig ansehen“, reizt seinen Spott. Sehr ergötzlich berichtet er über das, was in der Unwissenheit der Geschichte und Geographie, namentlich aber in der Unkenntniß deutscher Verhältnisse geleistet werde. In einem Blatte liest er, daß sich die Russen in Konstanz, einem Hafen am Bodensee, nach Holland eingeschifft hätten.

„Klopstock,“ schreibt ein anderes Blatt, „ist der Pindar der Deutschen, die ihn aber selber nicht verstehen,“ und diese seine Unverständlichkeit wird dem Dichter als ein schlagender Beweis seines hohen poetischen Werthes zu Gute gerechnet. Von Kozebue behauptet ein drittes Blatt, er sei unstreitig das größte dramatische Genie, welches Deutschland hervorgebracht habe. So wenig hatte Schiller Glück gehabt, so wenig wußte man von Lessing und Goethe! Auch wurmt es unseren Reisenden, daß man in Paris den „Deutschen immer noch für einen besoffenen und zankfüchtigen Grobian hält, der gleich mit der Faust zuschlägt, wo der Franzose die Sache mit einem witzigen und spitzigen Wort abthut.“ Die Abwehr solcher Irrthümer will ihm leider nicht immer gelingen. Er selbst behauptet in dem Capitel, das von französischen Speisen und Getränken handelt: „Wenn der Deutsche vom Getränk spricht, so meint er solches, womit er allenfalls einmal auf dem Plaze liegen bleiben kann,“ und wenn ihm ein Franzose ins Gesicht sagt: „En Allemagne le bâton est le ressort du gouvernement et du courage,“ in Deutschland sei der Stock das Triebwerk der Regierung und des Muthes, so wird er ziemlich kleinlaut, denn „die Existenz des Stockes und die Geduld der teutschen Rücken konnte ich nicht leugnen.“

Gleichwohl zürnt und zetert er damals schon gegen die alberne Bewunderung alles Französischen, gegen die ungesunde Vorliebe für Alles, was aus Paris komme, gegen „die Revolutionsmode“ gar, die in Deutschland grassire. Die Revolution sei nicht blindlings anzubeten, nicht in allen Stücken heilsam: „Wie schön leuchtet ein Feuer durch die Nacht, welches die Wohnungen von Tausenden verzehrt!“ ... „Es wäre unbillig und barbarisch, das Große und Menschliche dieses Volkes (des französischen), das sich das große nennt, wegen der Gräuelszenen der Gesetzlosigkeit zu verkennen,“ nur möge es den neurepublikanischen Glauben nicht als den alleinseligmachenden aufdrängen. Dann wieder nach solchen Mahnungen der Weisheit Worte der aufrichtigen Bewunderung für die freundlichen, lichtvollen Seiten des Pariser Lebens. Die schönen Formen im Umgang haben für ihn sitt-

lichen Inhalt, und begeistert, mit beinahe prophetischem Schwunge ruft er: „Heiliges Gesetz der Menschlichkeit, du hast durch dieses Volk auch dich weiter über die Erde verbreitet. Gieb ihm zu seiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, Frieden und den Schutz weiser Gesetze, bewahre es vor dem Geist der Herrschaft und Eroberung, der es selbst und andere elend machen würde! Dies ist mein Gebet für euch, geliebte Franzosen!“

Nach solchen allgemeineren Betrachtungen kehrt er aber immer wieder zum „handelnden und wandelnden Leben“ zurück. „Paris! — Man darf das Wörtlein nur nennen, so ist es gerade, als wenn man Welt sagt, ja viel mehr. . . Paris! o Paris! da drängen sich tausend Welten in den Kopf zusammen; tausend lebendige Bilder, tausend Gestalten wandeln vorüber, und eine Menge Geschichten webt die schnelle Phantasie unter einander, die, wahr oder falsch, in dieser kleinen moralischen Welt täglich vorgehen.“ Und mit neugierig gespannter Aufmerksamkeit folgt er in der merkwürdigen Stadt dem ewigen Wechsel der Bühne, wovon Europa bald entzückt, bald erschreckt werde, absolvirt mit der Gewissenhaftigkeit eines modernen englischen Touristen alle Sehenswürdigkeiten, fängt aber, seltsam genug, seine Wanderungen mit dem „Auskehrig und Abschaum der Menschheit“ an, will vom Häßlichen zum Schönen aufsteigen, besucht demnach zu allererst Bicêtre, welches damals ein Gefängniß, ein Spital und ein Narrenhaus war; geht von da in die Salpêtrière, die Herberge weiblichen Elends und weiblicher Verkommenheit; dann zu den Blinden, den Taubstummen, den Invaliden, bei welchen letzteren er in einem Zimmer Vater, Sohn und Enkel beisammenfindet — der Vater erzählt von Moritz von Sachsen, der Sohn von den nordamerikanischen Kriegen, der Enkel von dem neuen Stern Napoleon —, und mit einer kühnen Wendung der Einbildungskraft versetzt sich Arndt in das hochberühmte Carcer von Jena, wo Großvater, Vater und Sohn in Zwischenräumen von zwanzig und dreißig Jahren als würdige Nachfolger ihre Namen in dasselbe Brett geschnitten haben — vom Invalidenhanse geht's in den Temple, von da auf den Richtplatz (Place de grève), wo nun die

Guillotine zumeist nur noch in Puppenkomödien als Spielzeug für große und kleine Kinder arbeitet — als eine Art Volksjustiz galt es in jenen Tagen, auf derselben Place de grève, wo ein Meer von Blut geflossen war, Marionettenspiele aufzuführen, in welchen die unlieblichen Helden des Tages, ein Talleyrand, Reubel, Merlin oder sonst ein Regierungsmann, grausam verhöhnt und schließlich in bester Form geköpft wurden — vom Richtplatz eilt er nach den Hallen, nach dem Pantheon, ins Nationalinstitut (die französische Akademie), wo der alte Mercier seinen Liebling Shakespeare feiert — auch ein unerhörtes Wagniß! — Sophokles und Cicero, Voltaire und Corneille wie Zwerge neben diesem Riesen behandelt und in so verwegenen Worten die Anfänge der französischen Romantik predigt, daß die ehrbaren Unsterblichen, die noch immer eine unsichtbare Allongeperrücke auf der Glaze tragen, vor Entsetzen aus dem traditionellen Schlafe erwachen, mit dem sie sich über die akademischen Sitzungen hinwegzuträumen pflegten.

Doch wir können dem unermüdlichen Wanderer leider nicht auf allen Wegen folgen. Seine Methode ist es, Alles zu sehen und Alles zu beschreiben, dem Allgemeinen nachzuforschen und das Einzelne zu erspähen, das Schauspiel zu schildern, womöglich aber auch hinter die Coulissen zu gucken. Man erfährt durch ihn eine Unzahl von Detailzügen, ohne die man von dem damaligen Paris keine lebendige Vorstellung gewinnen könnte. Man erblickt die Stadt bei Tag und bei Nacht, in ihrem Hauskleide und im Festgewande. Man sieht, wie man immer noch Freiheitsbäume pflanzt, dabei aber weislich gegen die Regierung loszieht. „Alles kommt von den Deutschen!“ schimpft das Volk, denn die Directoren Reubel und Scherer waren Elsäßer. Man erfährt, wie zugleich mit der Regierung ihr Anhang verlästert wird, wie der unzufriedene Bürger gegen die Maitressen des lüsternten Barras, gegen das Weib des „ägyptischen Don Quixote“ — Napoleon's, der gerade in Aegypten war — sich ereifert; und wenn Madame Tallien in ihrem wunderlichen Muschelwagen, wie Cytherea von Schwänen gezogen, von Sperlingen, Grazien und Amoretten um-

flattert, über die Boulevards fährt, so hört man den Volkshohn, welcher der schönen Modedame hinterdreinbellt. Hatten im Verkehr mit französischen Dingen und Menschen Herder und Humboldt ihr Urtheil geschärft, die kritische Waffe gewetzt, so hat sich dagegen bei Arndt der Sinn fürs Malerische, das plastische Gefühl mehr ausgebildet, und man darf wohl sagen, mancher frischere Ton sei durch ihn in die deutsche Literatur hineingekommen. Alles lebt und lebt in seinen Schilderungen, hat moderne Farbe — modern im besten Verstande des Wortes —, Alles wirkt wie ein Hauch vom Tage, wie ein Nachklang des lebendigen Augenblicks. Das ist wohl zunächst das Verdienst des Mannes, der mit so empfänglichen Sinnen auf die Reise gegangen ist, zum Theil aber auch der Segen jener Stadt, die seinem Auge einen Strahl ihres Glanzes, seiner Feder etwas von der Frische und Beweglichkeit ihrer ewig sich erneuernden Jugend gespendet hat.

Arndt's Wanderbuch über Frankreich und Paris ist für einen großen Theil der deutschen Reiseliteratur tonangebend geworden; und wenn nun einige Jahre später, im Jahre 1803 — Bonaparte war indeß erster Consul und beinahe schon allmächtiger Kaiser geworden — der vielgereiste Kogebue nach Frankreich kommt, so hat er nichts Besseres zu thun, als dem ausgetretenen Geleise zu folgen und seine „Erinnerungen aus Paris“ mehr oder weniger dem von Arndt vorgezeichneten Schema zu bequemen. Freilich, wie grundverschieden ist seine Natur von der des „teutschen“ Mannes! Er ist ein sogenannter Weltmann, an Hofluft gewöhnt und namentlich auch an Hofpensionen (ein solche bezieht er vom österreichischen Hofe, da er von 1798 bis 1800 Hoftheaterdichter in Wien gewesen); er kommt mit einem ganzen Bündel Empfehlungsbriefen des Weges daher, trägt Introductionsschreiben für die höchsten Kreise in der Tasche und — was vor Allem zu bemerken — ist den Parisern keine unbekannte Persönlichkeit. Mehrere seiner Stücke sind ins Französische übertragen, man spielt sie im Théâtre français, und sie haben Erfolg, zumeist „Menschenhaß und Neue“, ein Rührstück, wo von den

französischen Damen ungeheuer viel geweint wird. Erlaubten sich doch eines Abends einige Spaßvögel den Scherz, Regenschirme mit ins Parterre zu nehmen und sie im Momente der höchsten Nührung aufzuspannen, um sich gegen die Thränenströme zu schützen, die sich von den Galerien herab ergossen. Schiller hatte nicht durchdringen können; Chénier hatte einen unglücklichen Versuch gemacht, Goethe's „Werther“ zu dramatisiren — Robespierre war unter den Pariser berühmt geworden! Auch unseren Schicksalspoeten Müllner und Zacharias Werner widerfuhr einige Jahrzehnte später die Ehre, von den Franzosen übersetzt zu werden; aber Robespierre ist meines Wissens der einzige deutsche Dramatiker, den die Pariser wirklich für etwas Rechtes hielten und der es persönlich erlebte, seine Stücke auf der französischen Bühne zu sehen. Die Thatsache spricht wahrlich nicht zu Gunsten des literarischen Geschmacks, der damals an der Seine herrschte und wohl heute noch herrscht.

Der Ruf, der ihm voranging und ihm eine gewisse Popularität verschafft hatte, war natürlich der beste Cicerone, den Robespierre auf seinen Pariser Streifzügen finden konnte. Er verschafft ihm Zutritt in die Salons der Reichen und Mächtigen, geleitet ihn über die Schwelle einer der gefeiertsten Frauen jener Zeit, der Madame Récamier, und öffnet ihm sogar die Pforten der Tuilerien, an deren Schauffeite noch Reminiscenzen der Revolution — Kugelspuren mit der Unterschrift „10. August“ (1792) — zu bemerken sind, unter deren Dache aber derzeit ein Gewaltiger schaltet, welcher die Erneuerung so blutiger Volksszenen zu verhindern weiß. Robespierre hat, wie damals jeder ausgezeichnete Fremde, seine Audienz beim ersten Consul. Der Deutsche sei ihm zu melancholisch, sagt Bonaparte zu dem Vertreter deutscher Thränenlosigkeit; er, der Consul, sei nicht für rührende Dramen und liebe nicht zu weinen. Ueberhaupt scheinen die Pariser jetzt nur noch im Theater Thränen zu vergießen. Das Paris, welches uns Robespierre beschreibt, ist mehr und mehr ein elegantes, vergnügungssüchtiges, zu Prunk und Pracht geneigtes Paris geworden. Eine Dame von Welt braucht jetzt, nach der Berech-

nung eines damaligen Journalisten, jährlich 365 Hüte, ebenso viel Schuhe, 600 Kleider und zwölf Hemden, für Möbel etwa 70,000 Francs, für Theaterlogen 30,000, für ihren Putz eine unberechenbare Summe, für gute Werke 100 Francs. Glänzende Soiréen wechseln mit üppigen Mahlzeiten, und Robespierre schildert Beides mit unermüdlicher Feder, mit dankbar sich erinnerndem Magen. Der Schrecken der Revolution verklärt sich mehr und mehr zu einem Märchen der alten Zeit. Wer war Ludwig XVI.? man fragt nicht mehr danach. Wer Marat und Robespierre? man hat es längst vergessen. Ältere Leute sitzen am Kamin und erzählen sich bisweilen den vergangenen Gräuel, etwa wie man sich im heutigen Paris Anekdoten aus den Tagen der Commune erzählt; und dann flüstern sie wohl auch von der wonnigen Zeit vor der Revolution und wie sonst Alles viel schöner und herrlicher gewesen sei in der schönen und herrlichen Stadt; und schon etwas lauter und dreister als ehemals, denn die Polizei hält es nicht mehr mit den Jakobinern, seufzen sie: „Ach, der Revolutionsstrom hat Alles verschlungen!“

Die Pariser Reisen wurden jetzt immer mehr Mode in Deutschland. Doch war es nicht immer das Vergnügen, nicht immer der wissenschaftliche Drang oder die touristische Neugierde, welche den Deutschen jener Zeit nach der Seine zog; die damaligen Pariser Reisen hatten dann und wann einen ernsten geschäftlichen oder politischen Grund. So geht beispielsweise ein Hamburger Domherr, F. J. L. Meyer, als Mitglied einer Deputation, welche von Hamburg und Lübeck 1796 an das Directorium, 1801 an den ersten Consul abgeschickt wurde, nach Paris und verewigt seine Eindrücke in einer Briefsammlung, in welcher die Weltstadt lebensvoll vor unseren Augen aufersteht. Im Jahre 1807 begegnen wir einem noch merkwürdigeren Wanderer, einem Reisenden wider Willen, abermals einem ehrlichen deutschen Professor, der unversehens aus der Universitätsstadt Halle nach Frankreich — deportirt wurde. Was doch ein deutscher Professor damals nicht Alles erleben konnte, noch dazu ein Professor der Theologie! Es war der treffliche Niemeyer, dem das Abenteuer

im Jahre 1807 begegnete, im Jahre nach der Schlacht von Jena, des Tilsiter Friedens und der Gründung des neuen Königreiches Westfalen. Eines Morgens im wunderschönen Monat Mai drang ein französischer Offizier ins Schlafzimmer des Herrn Professors, weckte ihn aus dem Schlummer und machte ihm die verblüffende Mittheilung, er habe sich auf Befehl des Kaisers Napoleon zur sofortigen Abreise nach Frankreich fertig zu machen. Napoleon hatte die Gewohnheit, im Rücken seiner Heere angesehene Personen des eroberten Landes als Unterpfand in Beschlag zu nehmen. Der arme Professor wurde als Geißel nach Frankreich geschickt, und die zwei Bände, die er über die unfreiwillige Reise geschrieben, führen den melancholischen Titel: „Beobachtungen auf einer Deportationsreise.“

Wer gezwungen reist, sieht begreiflicherweise Alles mit etwas strengerem Auge. Der erste Eindruck von Paris wirkt darum auch „nicht sehr ergreifend“ auf unseren Professor, und der fromme Mann Gottes spricht starke Worte gegen die vielberufene Verderbniß der Stadt, diesen „Gluch unnatürlich sich vergrößernder Städte“. Auch der Patriot findet keine Ursache zu Freude und Frohsinn. Die Deutschen werden zwar von den Parisern sehr höflich behandelt und zu erstaunlich viel Gastereien geladen, ihre Zahl ist auch ziemlich groß, aber ihre Rolle keine sonderlich angenehme und erhebende: sie sind entweder als Geißeln hergebracht oder als Deputirte aus den Provinzen des neuen Staates gekommen. In jenen Tagen der nationalen Schmach und des Rheinbundes ist es ihre Aufgabe, zu dulden oder zu huldigen. Dalberg, der Fürst Primas, weilt in Paris, um die Trauung des neugeschaffenen Königs Hieronymus mit der württembergischen Prinzessin Katharine zu verrichten, und Fürst Leopold von Dessau ist hergerufen worden, um als Großmeister der Jägerei unter den deutschen Fürsten eine kaiserliche Jagd zu leiten, „um den Piqueur zu machen“, wie er selber, die Scham im Herzen, sagte.

Gleichwohl übt die Stadt auch in so trübseligen Zeitläuften ihren seltsamen Reiz auf das deutsche Gemüth, und gerade in jenen Tagen finden wir ein

lebendiges Beispiel ihrer unbefiegbaren Anziehungskraft. Seit dem Jahre 1790 wohnte in Paris der preußische Graf Schlaberndorf, dessen Name in den Memoiren und Briefwechseln aus dem Anfang des Jahrhunderts oft zu finden ist. Während der Schreckenszeit war er mit den Girondisten befreundet und wurde mit diesen zum Tode verurtheilt. Als er auf den Armesünderkarren gebracht werden sollte, fehlten seine Stiefel, und lächelnd sagte er dem Kerkermeister, er möge ihn eben am anderen Tage abholen. Man vergaß ihn im Kerker und gab ihm nach Robespierre's Sturz die Freiheit wieder. Immer trug er sich mit dem Plane, nach Deutschland zurückzukehren; niemals kam der Plan zur Ausführung. Ein mit allen Bedürfnissen ausgerüsteter Reisewagen stand mehrere Jahre lang vor seiner Wohnung und verdarb zuletzt. Paris hatte den Mann und ließ ihn nicht mehr los. Dabei war er keineswegs gleich Grimm und so vielen Anderen ein verwelschter Deutscher geworden, französischer als die Franzosen. Ganz im Gegentheil. Sein beträchtliches Vermögen widmete er deutsch-patriotischen Zwecken, indem er für sich selber mit einem kleinen Hotelzimmer in der Richelieu-Straße vorlieb nahm, das er seit seiner Ankunft inne hatte und schließlich gar nimmer verließ. Er kam neun Jahre lang gar nicht mehr auf die Straße. Aber Paris wogte um ihn und das genügte ihm; er war gleich dem Seemann, der in der Kajüte sich wohl fühlt, wenn draußen das Weltmeer stürmt. Graf Schlaberndorf ist im Jahre 1824 zu Paris gestorben, das er vierunddreißig Jahre nicht verlassen und immerdar mit dem Gedanken, am nächsten Morgen in die Heimath zurückzukehren, bewohnt hatte. Von dem räthselhaften Zauber dieser Stadt giebt es kein beredteres Beispiel.

Auch Professor Niemeyer bekommt seine Audienz bei Napoleon; auch ihm gegenüber spricht sich der Kaiser über den deutschen Charakter aus, der ihm früher zu melancholisch vorgekommen: „Die Deutschen,“ sagt er diesmal, „sind ein gutes, ein unterrichtetes und besonders ein sehr geduldiges Volk.“ Ein beschämendes Compliment, bei dem Einem unwillkürlich der „geduldige teutsche Rücken“, wovon Arndt

sprach, einfallen muß. Wie der Mächtige in den Tuilerien, so denkt und spricht übrigens ganz Paris; überall spottet man der deutschen Gelehrsamkeit, des deutschen Ernstes, der Ideologie, wie es damals hieß. Niemeyer besucht den Staatsrath Beugnot, und dieser empfängt ihn mit den Worten: „Sie sind ein deutscher Professor! O ihr deutschen Professoren, ihr seid allzu gelehrt! Ihr lebt viel mehr in Ideen als in der wirklichen Welt.“ Der Staatsrath schimpft auch auf die Revolution von 1789, und die Schuld daran schiebt er auf wen? auf Deutschland, und man höre, welchen Prügelnaben er sich insbesondere aussucht: „Ihr Professoren wollt Alles nach euren Phantasien eingerichtet wissen. Da habt ihr ja den Kant, der hat viel bei unserer Revolution verschuldet.“ Natürlich ist der gute Niemeyer vor Schreck über diese Enthüllung beinahe umgefallen, und dieselbige gab ihm wahrlich triftigen Grund, auch seinerseits über die Unbekanntschaft der Franzosen mit den Hervorbringungen des deutschen Geistes zu klagen. Seit Arndt hatte sich in diesem Punkte nichts gebessert. Indes war gerade Kant den Franzosen kein gänzlich Unbekannter mehr. Ein französischer Gelehrter, Namens Villers, der als Professor in Göttingen starb und den absonderlichen Lebenszweck verfolgte, seine Landsleute zu germanisiren, hatte schon 1801 seinen „Essai sur la philosophie de Kant“ geschrieben, womit er den leichtfertigen Franzosen, deren beide Lebenspole die Küche und die Coulissen seien, einen Begriff von der deutschen Philosophie beizubringen trachtete. Das kleine Buch erregte kein geringes Aufsehen. Sogar Bonaparte, der zum Bücherlesen keine Zeit hatte und doch auf die Königsberger Philosophie neugierig war, ließ sich einen Auszug davon anfertigen. Derselbe Villers sucht namentlich Frau v. Staël für Deutschland zu erwärmen, in der er denn auch eine empfängliche Schülerin fand. „Ich möchte Sie,“ schreibt er an sie, „für die Bekehrung dieser leichtfertigen Pariser gewinnen, dieser Prahlhänse, dieser Genußmenschen, dieser Ignoranten, dieser Gecken, dieser Kurzsichtigen der Hauptstadt.“ Und ein andermal: „Gestatten Sie mir, Ihnen ganz leise zu sagen, daß die deutschen Schriftgelehrten weit über dem, was in

Frankreich Geschmack heißt, stehen. Es ist schon lange her, daß die teutonische Muse die französische in den Sumpf gejagt hat. Ach, wenn die Umstände es mir vergönneten, Sie mit diesen Deutschen näher bekannt zu machen, Ihnen beim Studium ihrer Sprache und ihres Geistes an die Hand zu gehen, so würde ich Ihnen die Worte erläutern, würden Sie mir die Dinge entschleiern!“ — Man kann sich denken, daß ein so sonderbarer Kauz von einem Apostel in Frankreich, in Paris wenig Gläubige fand. Sein Buch wurde wie ein Roman gelesen und wurde wie ein Roman vergessen. Dem Namen Kant verblieb ein vager Duft von Neuerung und Revolution, und etliche Jahre später fand sich ein kaiserlich französischer Staatsrath, der etwas fürchterlich Gescheidtes zu sagen wähnte, wenn er das Jahr 1789 als aus der Kant'schen Philosophie entsprungen hinstellte, etwa aus der „Kritik der praktischen Vernunft“, die im Jahre 1788 erschienen war. Wir begreifen das Entsetzen des guten Niemeyer und staunen nur, daß er trotz alledem, trotz des Zwanges, den er zu dulden hatte, und trotz der Erfahrungen, die er in Paris machen mußte, Gerechtigkeit genug besaß, um dieser Stadt der Wunder schließlich doch seine volle Anerkennung zu zollen.

Wir sind zum Schlusse bei der Frage angelangt, ob denn auch alle Theilnahme, alle Liebe, welche deutscherseits Frankreich und seiner Hauptstadt dargebracht wurde, von dort her die rechte Erwidierung gefunden? Wir müssen die Frage verneinen. Villers ist eine vereinzelte Erscheinung, dieser französische Franzosenfresser das einzige Exemplar seiner Gattung. Auch Benjamin Constant, der, in Deutschland erzogen, für deutsches Wesen Sinn und Verstand hatte, auch der illustre Naturforscher Cuvier, der seine erste Bildung auf der Karlsakademie genossen und während seiner ganzen Laufbahn mit den Größen der deutschen Wissenschaft freundschaftlichen Verkehr pflog, auch sie konnten für ihre stillen Sympathien keine Freunde werben. Frau v. Staël war zweimal in Deutschland gewesen, hatte 1810 ihr bekanntes Buch darüber geschrieben und war dafür in die Verbannung gejagt worden. „Ihr Buch ist nicht französisch,“ hatte ihr der kaiserliche Minister geschrie-

ben; „mir schien, daß Ihnen die Luft dieses Landes (Frankreichs) nicht gut bekommt und daß wir noch nicht so tief gesunken sind, um unsere Vorbilder bei den Völkern, für die Sie schwärmen, suchen zu müssen.“ Die Franzosen kannten Deutschland nicht und wollten es nicht kennen; sie haben es erobert, zerstückt und mit ihren Heeren durchzogen und verwüstet, und es ist ihnen doch immerdar eine terra incognita geblieben, eine Art Märchenland, bewohnt von Barbaren und blonden, mondsüchtigen Jungfrauen, von Biertrinkern und verliebten Studenten. Das Land ist für sie von einer Schanze umgeben, die sie nie übersteigen konnten und schwerlich je bezwingen werden, und diese Schanze heißt die deutsche Sprache. Wer aber die Sprache eines Volkes nicht erlernen kann, dem wird auch Geist und Wesen dieses Volkes stets ein tochter Buchstabe bleiben; mag er noch so oft in das fremde Land reisen, er wird es doch nie kennen lernen. Er sieht eine bunt bemalte Mauer und erfährt nie, was dahinter vorgeht.

Wohin führte aber bei den Franzosen die hartnäckige Unkenntniß des wirklichen Deutschlands? Im Jahre 1814 kommen wieder die deutschen Reisenden haufenweise nach Paris, es sind aber Wanderer ganz eigener Art, ausgerüstet mit Flinten und Bajonetten, und unter dem Donner der Geschütze ziehen sie durch die Thore der gedemüthigten Stadt. Früher gab es Einem noch ein gewisses Ansehen, in Paris gewesen zu sein — jetzt, nach 1814 und 1815, nach der mehrjährigen Occupationsperiode, will es bald gar nichts mehr heißen. Die Bourbonen kommen wieder, um von den Orleans abgelöst zu werden. In buntem Gewirbel wechseln Regierungen und Meinungen, und der Held des Picard'schen Lustspiels muß sich gar oft den staunenden Kopf fühlen und fragen: „Qui nous aurait dit il y a quelques mois que nous aurions les opinions que nous allons avoir!“ Paris wächst indessen, blüht und gedeiht. Börne, Heine gründen sich nun ein Heim am Strande der Seine, das Junge Deutschland reißt eifrig dahin, und schier für jeden deutschen Schriftsteller kommt nun eine

Stunde, wo seine Feder, von magnetischer Kraft angezogen, nach Westen zeigt und ihn nicht eher ruhen läßt, als bis auch er dort gewesen in der großen Weltherberge, der „gemeinsamen Stadt“, auch er Paris gesehen, Paris studirt, Paris in all' seinen Welttheilen bereist, Paris in einem stattlichen Buche beschrieben hat. Wie es 1814 vom deutschen Heere, so wurde es jetzt von jedem einzelnen Deutschen erobert.

Und was der Fremde dort suchte — wir haben es schon gesagt. Nach Italien ging man, um in der schönen Vergangenheit zu schwelgen; nach Paris, um die schaffende Gegenwart zu belauschen. Dort wollte man künstlerisch genießen, hier arbeiten, lernen, leben. Von Paris hat es denn auch nie geheißen und wird es nie heißen, was man von Neapel sagt: *Veder Napoli e poi morir* — ganz gewiß nicht! Paris hat noch bei Allen, die es verständig genossen, die Lebenslust vermehrt, den Schaffenstrieb gesteigert, und wir dürfen hinzufügen: die Vaterlandsliebe befeuert. Alle die Männer — der armjelige Kogebue etwa ausgenommen — sind als gute Deutsche nach Frankreich gegangen, als gute Deutsche heimgekehrt; sind zum Theil, wie Campe, wie Arndt, exemplarische Patrioten geworden. Wer möchte sie beschuldigen, durch ihre enthusiastischen Schilderungen der französischen Stadt die Pflicht gegen die Heimath verletzt und nur jener lächerlichen Mode, das Fremde über Alles zu heben, gehuldigt zu haben? — Für den Unbefangenen, der zwischen denkfauler Bewunderung und dummstolzer Geringschätzung die goldene Mitte zu finden weiß, ist und bleibt Paris die Stadt des ernstesten Menschen- und Völkerstudiums, gleich dem alten Rom ein „Compendium der Weltgeschichte“, in dem man jederzeit mit Genuß und Nutzen blättern wird. Dem jungen Manne, der etwa heutzutage dahin zieht, möchten wir den Wahlspruch mit auf die Reise geben: Paris sehen und dann — leben!

Leben von den Eindrücken und Erinnerungen, die er sich dort geholt; leben mit den Erfahrungen, die er dort gesammelt; leben für die Heimath, die er dort inniger lieben gelernt.



Die Bedeutung der Moose

für das tellurische Leben.

Von

Gust Hallier.

Was sind Moose? — Eine Frage, die jedem Gebildeten lächerlich erscheinen könnte; denn wenn auch eine kurze und bündige Antwort auf dieselbe schwierig, ja fast unmöglich ist, so glaubt doch Jeder ein so klares Bild mit dem Worte „Mooß“ zu verbinden, als ob über die Anwendung desselben ein Zweifel gar nicht aufkommen könnte.

Was liegt denn in dieser populären Vorstellung eigentlich verborgen?

Unter Mooß versteht man eine zarte, niedrige, zierliche, kleinblättrige Vegetation. Aber dieser populäre Ausdruck bezeichnet mehr einen ästhetischen, einen pflanzenphysiognomischen Begriff als eine wissenschaftlich begründete Pflanzenabtheilung.

So nennt man wohl die zierlichen Blumentange (Florideen) des Meeres „Wassermoose“, die grauen, weißlichen, grünlichen oder gelblichen Strauchflechten auf Bäumen und Felsen heißen „Baummooße“ und „Felsenmooße“; selbst Phanerogamen vergleicht man mit Moosen, sobald sie den soeben erwähnten Wuchs zur Schau tragen: klein, zierlich, kraus. Ich erinnere nur an die Moospetersilie im Küchengarten, an das Pfeffermooß (*Pilea muscosa*) der Blumenfenster.

Was aber ist denn das Charakteristische eines Mooßes im botanischen Sinne des Wortes?

Eine präcise Antwort auf diese Frage ist nicht leicht; sie erfordert einige Kennt-

niß der wichtigsten Organe und der ganzen Lebensweise der Moose; sobald wir aber diese gewonnen haben, ist uns auch ein Einblick in die Mooswelt vergönnt, welcher uns in den Stand setzt, diese wichtige Pflanzengruppe in ihrer Bedeutung für das Erdganze, für die Organismenwelt und für die gesammte menschliche Cultur zu würdigen.

Die Classe der Moospflanzen oder Muscineen steht in der Pflanzenwelt der Jetztzeit völlig isolirt da, denn sowohl gegen die niederen als gegen die höheren Gewächse hin ist sie durch große, zur Zeit unausfüllbare Klüfte vom übrigen Pflanzenreich getrennt. Die Moose besitzen also in unserer Erdepoeche unter den Organismen gar keine näheren Verwandten. Dies Verhältniß scheint sogar schon zur Steinholzeit, also in der ältesten uns genauer bekannten Flora, bestanden zu haben.

Um diese isolirte Stellung der Muscineen einzusehen, müssen wir einen Blick auf ihre Organisation und Lebensweise werfen.

Die ganze Gruppe besteht aus drei großen Abtheilungen: Lebermoose (*Hepaticae*), Torfmooße (*Sphagnaceae*) und Laubmoose (*Musci*). Auch diese drei Abtheilungen haben keine nahe Verwandtschaft zu einander und sind nicht durch überbrückende Zwischenformen mit einander verbunden. So verschieden auch die Repräsentanten dieser drei Abtheilungen im äußeren Ansehen erscheinen, so sehr gleichen sie dennoch einander in ihrem

Generationswechsel, ihrer Vermehrungsart, ihrer Blattstructur und Fruchtbildung.

Bei Weitem die größte Formenzahl und auch die größte Bedeutung für das Erdganze nehmen die Laubmoose für sich in Anspruch. Diese besitzen einen einfachen oder verzweigten, mit kleinen Blättern besetzten Stengel (A, B, C, Fig. 1), an welchem die Blätter selten zweizeilig, meist in Schraubenlinien geordnet sind und in der Regel so gedrängt stehen, daß sie dachig einander decken (B, Fig. 1). Stets sind die Blätter im Vergleich mit denjenigen anderer Gewächse sehr klein und zugleich sehr dünn, denn mit seltenen Ausnahmen bestehen sie nur aus einer einzigen Zellenlamelle. Diese Kleinheit und Zartheit der Blätter setzt die Moose scheinbar in einen großen Nachtheil im Verhältniß zu den höheren Pflanzen. Aber nur scheinbar; denn was den Blättern an Größe abgeht, das ersetzen sie durch ihre große Anzahl und durch ihre gedrängte Lage am Stengel.

Die Moose sind fast durchweg Feuchtigkeitspflanzen. Mit Wasser in Berührung, saugen sie ihren Körper rasch voll, und bei anhaltender Dürre werden sie meist relativ trocken, ohne zu Grunde zu gehen, denn bei nassem Wetter nehmen die Blätter wieder Feuchtigkeit auf und erhalten fast momentan wieder ihren früheren Turgor. Dabei nehmen sie oft eine sehr verschiedene Stellung an, wodurch die meisten Moose im nassen Zustande ein ganz anderes Ansehen bekommen wie im trockenen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur bei trockenem Wetter das an der Wetterseite so häufig die Baumstämme bekleidende Weißzahnmoos (*Leucodon sciuroides*) einen Augenblick in den Mund zu nehmen. Der Erfolg ist ein überraschender. Die im trockenen Zustande zusammengekräuselten und anliegenden Blätter saugen so rasch die Feuchtigkeit des Mundes an, daß sie sofort sich ausbreiten und eine zierlich abstehende Stellung einnehmen.

Anfänger halten daher nicht selten ein und dasselbe Moos für verschieden, je nachdem sie es im trockenen oder im nassen Zustande einsammeln.

Diese Eigenschaft der hochgradigen Hygroscopicität erreichen die Moose eben durch die geringe Dike und gedrängte

Lage ihrer kleinen Blätter, denn Wassertropfen, welche beiderseits die dünne Blattlamelle berühren, werden natürlich momentan aufgesogen, und es kann in sehr kurzer Zeit das ganze Blatt sich mit Wasser sättigen. Hat sich auf diese Weise die Pflanze voll Wasser gesogen, so werden weitere Wassertropfen sogar zwischen den dicht auf einander liegenden Lamellen durch Capillarattraction festgehalten, und diese zwischen den Blättern haftende Wassermenge beträgt oft weit mehr als das Gewicht der gesamten Pflanze.

Einzelne Moosgruppen sind aber überdies noch mit besondern Vorrichtungen zur Erhöhung der Wasseraufnahme versehen; dahin gehören vor Allem die Torfmoose (*Sphagnum*) und unter den Laubmoosen die Gattung Weißmoos (*Leucobryum*).

Das Blatt der Torfmoose besteht wie bei den meisten Muscineen nur aus einer einzigen Zellschicht, aber aus zwei verschiedenen Arten neben einander liegender Zellen, nämlich erstens aus netzig geordneten schlauchförmigen, engen, ringsum geschlossenen Chlorophyllzellen und zweitens aus großen Luftzellen, welche die Maschen dieses Netzwerks ausfüllen und weitläufig gewundene, schraubige Verdickungsbänder sowie große, freisrunde, zuletzt offene Tüpfel besitzen, mittelst welcher sie sich sowohl von unten her als auch von außen mit Capillärwasser zu sättigen vermögen.

Diese Eigenschaft der Torfmoose ist von der größten Wichtigkeit für die Moorbildung. Das Wasser der Sümpfe, auf welchen das *Sphagnum* wächst, steigt von unten her bis in die Gipfel empor, auch dann, wenn der Moosrasen sich hoch über das Sumpfwasser erhebt. Die ganze Moosdecke wirkt wie ein Saugschwamm. Nimmt man eine Hand voll Moos heraus, so lassen sich durch Druck mit der Hand wahrhaft erstaunenswerthe Wassermengen herauspressen.

Aus dem Mitgetheilten erhellt die große Wichtigkeit der Blätter für die Moosgruppe, und in der That giebt es auch nur wenige Gattungen einfach gebauter Lebermoose, denen die eigentlichen Blätter ganz fehlen.

Was für eine Gruppe von Organismen von durchgreifender Wichtigkeit ist, das hat in der Regel auch weittragende Fol-

gen für die Umgebung, ja oft für das Erdganze, denn selten steht ein Organismus fast für sich allein da, meist ist er auf die mannigfachste Weise mit anderen Naturwesen verknüpft, von ihnen abhängig und auf sie einwirkend.

So auch hier.

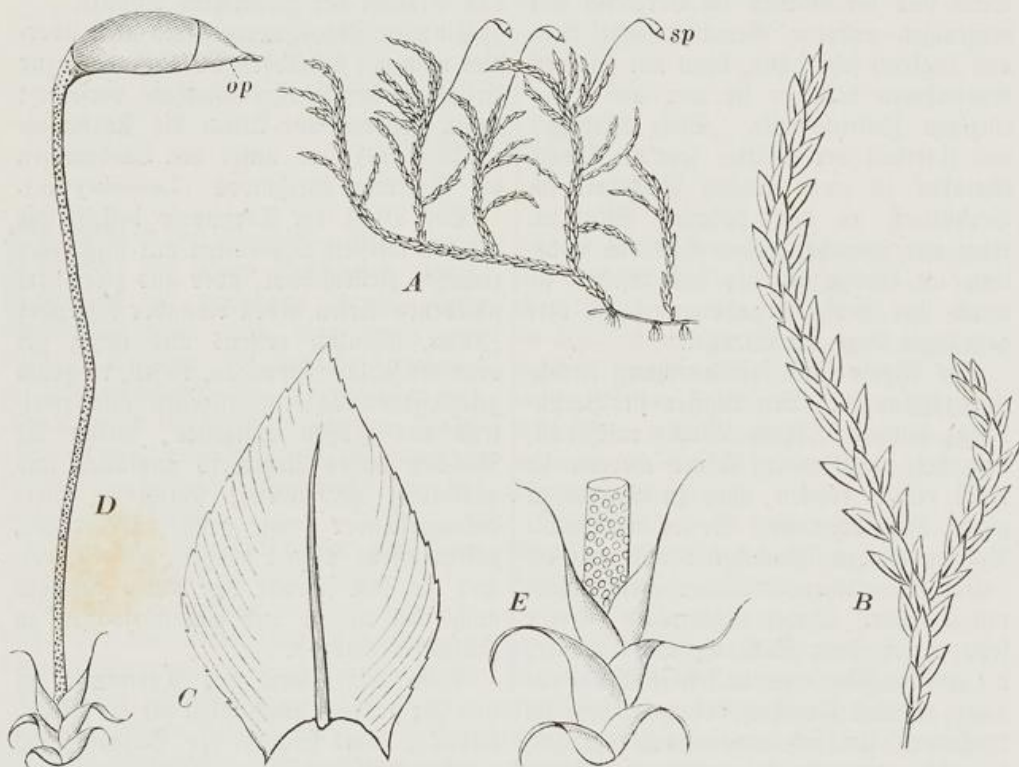
Durch ihre Hygroscopicität sind die Moose die Sammler und Regulatoren der Feuchtigkeit für den größten Theil

das Wasser zuführen und ihre Wurzeln gegen das Austrocknen schützen.

Wären keine Moose vorhanden, so würden die Wiesen sich in Steppen verwandeln und die Wälder von der Erde verschwinden! Wie wichtig, ja unentbehrlich die Moose in dieser Beziehung sind, davon kann man sich durch viele traurige Thatfachen gar leicht überzeugen.

Statt vieler Beispiele nur eins. Das

Fig. 1.



Hypnum rivulare.

A Ein Theil der Pflanze mit beblätterten Zweigen und Büscheln (sp) in natürlicher Größe. B Ein Zweig, vergrößert. C Ein Blatt, stark vergrößert. D Die Büchse mit dem Deckel (op), vergrößert. E Grund des Büchsenstiels, stärker vergrößert.

der Erdoberfläche. Sie sammeln die Feuchtigkeit an Felswänden und Baumstämmen, ganz besonders aber auf dem Erdboden selbst. Bisweilen leben sie für sich allein, ohne Beigefellung anderer Gewächse. So auf nackten Felswänden, in Torfmooren und Tundras. Häufiger aber leben sie zwischen den Gesellschaften anderer Pflanzen, die wir mit den Namen Wiese und Wald bezeichnen, und hier sind sie durch die Ansammlung der Feuchtigkeit von der allergrößten Bedeutung, indem sie Gräsern, Kräutern und Bäumen

obere Etzthal in der Gegend von Bozen und Meran müßte seiner Lage nach zu den fruchtbarsten in Europa gehören; statt dessen ist es zum großen Theil eine Geröllwüste, auf welcher zwischen den Steinen nur Schilf wächst. An dieser traurigen Thatfache ist das „Schnagen“ schuld, d. h. die Sitte der Tiroler, die Laub- und Nadelbäume hoch aufzuästen, um Zweige und Laub als Brennmaterial, Streu und Viehfutter zu verwerthen. Das geschieht nicht nur im Thal, sondern auch im Hochgebirge. Es ist ein gar

wunderlicher Anblick, im oberen Saarnthal, welches sich von Bozen nordwärts nach dem Penfer Joch hinaufzieht, ganze Coniferenwälder zu sehen, in denen jeder einzelne Baum wie ein Thüringer Pfingstbaum aussieht, völlig kahl mit Ausnahme eines kleinen Wipfels.

Abgesehen von dem Schaden, den der Baum dadurch im Wachsthum erleidet, ist die nothwendige Folge davon die, daß die Sonne den Waldboden bescheint, die

thun, als den Moosen den zu ihrem Gedeihen nöthigen Schatten zu lassen. Schwer, ja fast unmöglich ist es dagegen im Hochgebirge, den zerstörten Wald neu zu schaffen, sobald einmal die nackten Felsabhänge und Geröllmassen an die Stelle der grünen Decke getreten sind.

Denken wir die Moose hinweg, so denken wir zugleich die beiden großen Vergesellschaftungen der Pflanzen: Wiese und Wald, hinweg. Was aber würde

Fig. 2.



Marchantia polymorpha.

Links: Ein Thallom mit weiblichen Blütenständen (w). Rechts: Ein Thallom mit männlichen Blütenständen (m). b Brutbecher. Nach der Natur photographirt von D. Wigand.

Moose auf demselben verdorren, durch herabkommendes Geröll verschüttet werden und der ganze Wald dem ersten heftigen Gewittersturm erliegt.

Während meines Aufenthalts in Tirol erlebte ich es, daß ein ganzer Waldbestand durch die beim Gewitter von den Bergen herabgeschwemmten Geröllmassen niedergeworfen und daß die Fahrstraße zwischen Bozen und Meran durch Felsblöcke unfahrbar wurde.

Leicht ist es, den Wald gegen solche Unbilden zu schützen. Man hat nichts zu

aus dem Menschen geworden sein ohne Wald und Wiese? Wäre die Existenz des Menschen auf der Erde auch möglich, so hätte doch die gesammte Cultur eine andere Richtung nehmen müssen.

Außerdem besitzen die Moose noch eine ganz andere, nicht minder tiefgreifende Bedeutung für das Erdganze.

Um diese zu verstehen, müssen wir die Stengelbildung der Moose etwas genauer in Betracht ziehen.

Den einfachsten Lebermoosen fehlt eigentlich der Stengel ganz; die ihn ersetzende

Bildung gleicht dem Thallom der niedrigsten Pflanzen. Andere Lebermoose besitzen einen flach ausgebreiteten, durch Gabelung (Dichotomie) sich verzweigenden Stengel, oft von großer Zierlichkeit, wie man an der so häufigen *Marchantia* (Fig. 2) wahrnimmt. (Der Holzschnitt ist angefertigt nach einem Photogramm nach der lebenden Pflanze von Herrn Otto Wigand in Zeitz, auf dessen ausgezeichnete Glasphotogramme für das Bildmikroskop [Scioptikon] ich hier nochmals aufmerksam mache. Alle in dieser Abhandlung mitgetheilten Figuren, mit Ausnahme von Fig. 1 und 3, sind nach Photogrammen des Herrn Wigand ausgeführt.)

Bei den Torfmoosen und Laubmoosen dagegen und annähernd auch bei den höheren deutlich beblätterten Lebermoosen (*Jungermanniaceae*) erhält der Stengel die Beschaffenheit eines sich erhebenden Achsenkörpers (A, Fig. 1).

Niemals sind Wurzeln vorhanden. Die Function der Wurzel als eines Organs der Aufsaugung des Wassers mit seinen Lösungen wird theils durch die Hygroscopicität des ganzen Mooskörpers, theils durch besondere Saughaare vollzogen, auf welche ich später noch zurückkomme.

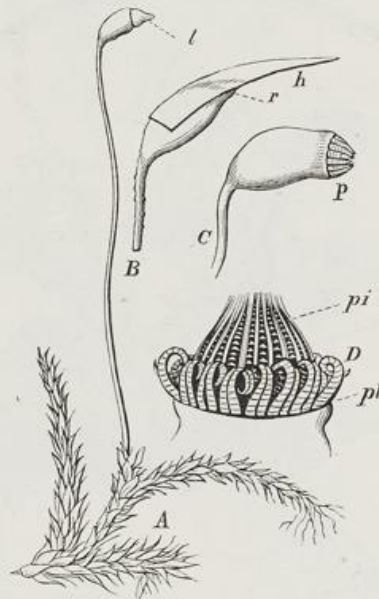
Der Stengel ist im Ganzen einfachen Baues; es fehlt ihm ein eigentliches Gefäßbündel. Bisweilen bleibt er unverästelt. So bei den kleinen Faulfrüchtlern (*Phascaceen*), denen man wegen ihrer Winzigkeit auch den Scherznamen *Ophthalmidien* (Thu' dein Auge auf!) gegeben hat. Bei der größeren Mehrzahl der Laubmoose und bei den Torfmoosen ist aber der Stengel mehr oder weniger stark verästelt. Die größeren meist waldbewohnenden Laubmoose hat man daher auch Astmoose genannt. Bei ihnen ist

der Stengel besonders reich mit Saughaaren bekleidet, eine Vorrichtung, deren die höchst hygroskopischen Torfmoose nicht bedürfen und die sie daher auch nicht besitzen. Der Stengel hat nun die Eigenthümlichkeit, von unten her allmählig abzustorben, während oben die Pflanze weiter wächst. Der abgestorbene Theil verschwindet aber nicht, sondern geht einem langsamen Verrottungsproceß entgegen; daher findet man in Wäldern und Torfmooren unter den lebenden Moospolstern die abgestorbenen, mehr oder weniger humificirten Generationen. Am auffallendsten vollzieht sich dieser Proceß in den eigentlichen von Torfmoosen gebildeten Mooren. Bei dem beständigen Absterben von unten her werden natürlich die Zweige früher oder später durch Abfaulen der Verbindungsstellen selbständig, und da nach oben stets neue Zweige gebildet werden, so vermehrt sich auf diese Weise das Moos ganz ungemein, denn jeder Zweig wird später zu einer neuen Pflanze.

Die Torfmoose verursachen vermöge ihrer Hygroscopicität die merkwürdige Erscheinung der Hochmoore. Der Moosrasen wächst nämlich nach

und nach hoch über das Niveau seiner Umgebung hinaus, und da er wie ein Schwamm vom Wasser getränkt ist, so bildet das Hochmoor, mag es nun auf der Ebene oder auf hohen Bergen liegen, eine Wassermasse, welche sich oft beträchtlich über das Niveau des umliegenden Landes erhebt. Nimmt das gesättigte Hochmoor von atmosphärischen Niederschlägen noch mehr Wasser auf, so muß natürlich der Ueberschuß ablaufen und giebt nun Bächen und Flüssen ihren Ursprung. Der Zusammenhang der Moore mit den Moosen ist dem Alpenbewohner wohl bekannt. In Oberbayern wie in Oberschwaben werden die

Fig. 3.



Hypnum populeum. Pappel-Astmoos.

A Ein Ast mit Frucht, schwach vergrößert, bei 1 der Deckel. B Die Frucht mit Deckel r und Haube h, bei Lupenvergrößerung. C Offene Frucht mit Mundbeß p, ebenso. D Mundbeß von Funaria, stärker vergrößert.

baumlosen Torfmoore und namentlich auch die Waldbrücher „Mooße“ genannt.

Für die großen Flüsse haben die Moore und Brücher eine ganz eminente Bedeutung. Werden große Gebirgsmoore trocken gelegt, so nimmt der Wasserstand der von ihnen gespeisten Bäche wesentlich ab. Die Vernichtung der Wälder in den Sudeten ist am durchschnittlichen Wasserstand am Pegel bei Dresden und Magdeburg in den letzten Jahrzehnten sehr merklich geworden.

Wie jedes große Reservoir, so dienen die Moore zugleich als Regulatoren des Wasserlaufs; sie verhindern ebenso wohl ein gänzlich Austrocknen des Stromes als auch ein zu rasches Anschwellen infolge von Niederschlägen oder vom Schmelzen des Schnees, wodurch Ueberschwemmungen hervorgerufen werden. Durch Zunahme der Wälder und der Moorbildungen würden

Ueberschwemmungen, veranlaßt durch das Austreten der Flüsse, seltener und gefahrloser werden. Aus den Mooren bilden sich durch sehr langsame Vermoderung Kohlenlager: in den jüngeren Erdformationen, namentlich während der Tertiärepoche und der Diluvialzeit, Braunkohlen, in älteren Epochen Steinkohlen. So werden also die Mooße auch die Erzeuger des wichtigsten Brennstoffmaterials.

Aber, wird man fragen, wenn die Mooße schon seit der Steinkohlenzeit existirt haben, wie kommt es denn, daß

wir nicht durch die ganze Erdgeschichte hindurch Steinkohlen- und Braunkohlenlager besitzen? Hat die Moorbildung in früherer Zeit nicht stattgefunden?

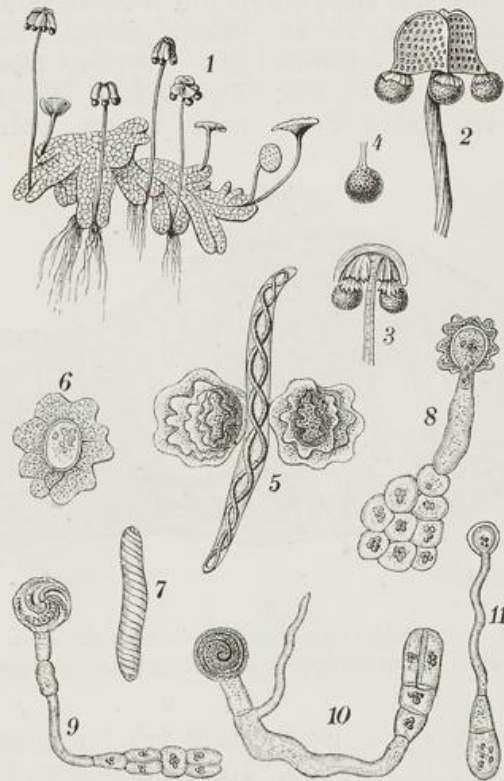
Dieser Einwand ist allerdings berechtigt. Wir kennen nur zwei große Epochen der Kohlenbildung, nämlich die Steinkohlenzeit und die Tertiärzeit. Infolge dessen sind uns auch nur aus diesen beiden Epochen die Floren mit einiger Vollständigkeit bekannt.

Wir müssen in der That annehmen, daß zu allen Zeiten Moorbildungen stattgefunden haben, daß aber dieselben meistens vor oder nach der gänzlichen Verkohlung wieder vernichtet sind. Diese Vernichtung gebildeter Erdschichten ist Folge der säcularen Bewegungen der Erdoberfläche. Ueberall da, wo auf der Erde große Ströme sich ins Meer ergießen, sinkt die dünne Erdkruste, weil die Ströme große Massen von Sand und Schlamm an ihre Mündung führen, welche hier im Kampf mit den

Meereswogen zu Boden fallen, Sandbänke und Deltas bildend. Diese drücken durch ihr Gewicht die feste Erddecke, welche infolge davon langsam in den flüssigen Kern der Erde hineinsinkt an allen Mündungen großer Ströme, während fern von diesen Mündungen die Erdkruste emporsteigt.

Was nun an der sinkenden Küste liegt: Wälder, Moore, Kohlenlager und menschliche Wohnungen, das sinkt langsam mit ins Meer hinab. Versunkene Dörfer, Wal-

Fig. 4.



Preissia commutata.

1 Pflanze mit Fruchtblüthen und Staubblüthen, etwas verkleinert. 2 Fruchtblüthenstand. 3 Derselbe im Längsschnitt. 4 Frucht. 5 Schleuderer mit zwei anhaftenden Sporen. 6 Spore im Durchschnitt. 7 Junger Schleuderer. 8 bis 11 Verschiedene Keimungsformen der Spore; 2 bis 11 bei verschiedener Vergrößerung.

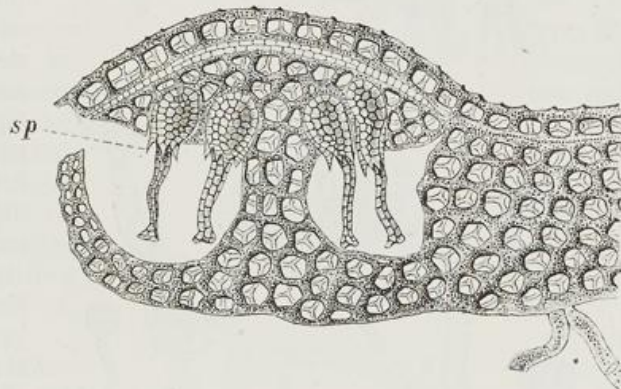
dungen und Kohlenlager finden sich z. B. an der Westküste von Schleswig. Wo eine starke Brandung und heftige Strömungen herrschen, da zerreibt die Gewalt des Wassers jene Bildungen. Auf diese Weise werden ganze Felsenküsten langsam zerbröckelt.

Man muß also annehmen, daß die meisten früher auf der Erde gebildeten Kohlenlager und Torfmoore wieder zu Grunde gingen, indem sie früher oder später an die Küste rückten und durch die Brandung zerstört wurden. Für die Erhaltung der Steinkohle müssen besonders günstige Umstände im Spiel gewesen sein; immerhin aber sind die großen Stein-

Fäulniß der Kapsel (Faulfrüchtler oder Phascaceae und Riccieae sowie wenige andere Gattungen), häufiger durch Decken derselben mittelst zwei, vier oder acht Klappen (die meisten Lebermoose), am häufigsten aber durch Ablösung eines Deckels (die meisten Laubmoose und die Torfmoose) in Freiheit gesetzt werden.

Bei den Deckelfrüchtlern (Stegocarpi) zeigt der obere Theil der Büchse einen überaus zierlichen Bau. Der Deckel (1 Fig. 3 A, B) ist noch von einem verschieden gestalteten Ringchen, der Haube oder Calyptra, bedeckt (h Fig. 3 B). Diese Haube fällt zuerst ab. Später trennt sich der Deckel durch einen Ring-

Fig. 5.



Ein Theil eines Fruchtblüthenstandes von *Preissia commutata* im Durchschnitt.
sp Die flaschenförmigen Blüthen, bei starker Vergrößerung photographirt.

kohlenlager der Erde nur als locale Ueberreste der Moorklager zu betrachten, welche einst auf der Erde zerstreut waren, und zwischen der Steinkohlenzeit einerseits und der Tertiärzeit andererseits wurden die Kohlen- und Torflager durch den erwähnten Proceß bis auf geringe Ueberreste wieder vernichtet.

Kehren wir nun zu den Moosen zurück.

An bestimmten Stellen des Mooskörpers sehen wir kleine zierliche Kapseln entstehen (Figur 1, A sp und D), welche fest im Thallom (Stämmchen) verborgen sind, meist auf einem kürzeren oder längeren Stiel (Seta) hervortreten. Es sind diese Gebilde die Früchte des Mooses, Moosbüchse oder Sporogonium genannt.

Sie enthalten zur Zeit der Reife die Samen in Form einzelliger Gebilde, sogenannter Sporen, welche bisweilen durch

schnitt von der Büchse, und am Munde der nun geöffneten Frucht tritt meistens ein einfacher oder doppelter zarter Mundbesatz von Haaren oder Wimpern hervor (p Fig. 3 C, D).

Die Sporen sind nach ihrer Ausstreuung aus der Kapsel keimfähig.

Bevor wir das Keimungsproduct untersuchen, wollen wir uns von der Art und Weise der Entstehung der ganzen Büchse eine deutliche Vorstellung verschaffen.

Die Frucht der phanerogamischen Gewächse geht aus einer Blüthe hervor. Sollte das bei der Moosfrucht anders sein?

Untersuchen wir den Zustand des Mooses vor beginnender Fruchtbildung mit Hülfe des Mikroskops, so finden wir in der That Blüthenbildungen; nur sind dieselben sehr klein, mit dem bloßen Auge

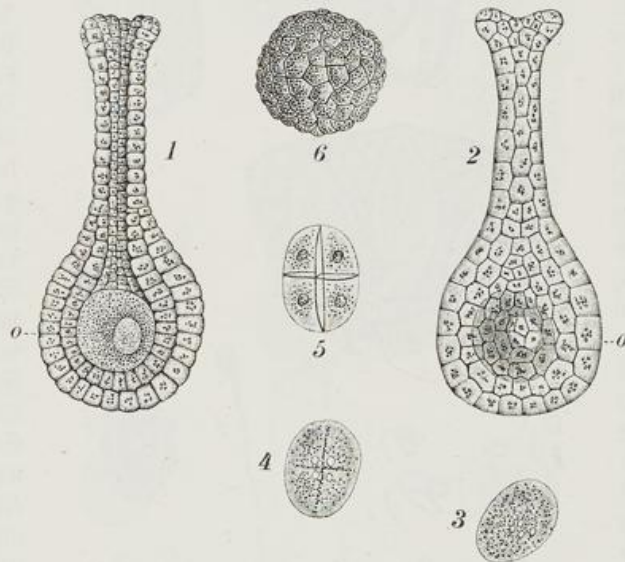
gar nicht deutlich erkennbar, weshalb wir die Moose zu den Kryptogamen oder Verborgenenblühenden rechnen; und zwar finden wir zweierlei Blüthen, die wir als Fruchtblüthen und Schwärmzellenblüthen bezeichnen können.

Diese beiden Blüthenformen sind von zwiefacher Bestimmung, obwohl sie zusammengehören und einem und demselben Endzweck dienstbar sind. Sie stehen bisweilen auf zwei verschiedenen Moosen (Diöcie oder Zweihäusigkeit) derselben Art, so z. B. beim Widerthon (*Polytrichum*) und beim gewöhnlichen Lebermoos

haaren besetzten Stengel (Fig. 4, 1). Aus den Gabelwinkeln erheben sich als Fortsetzung des Mittelnerven lange Stiele, welche am Ende zweierlei Organe tragen. Einige dieser Stiele endigen in glockenförmige Körper: die Fruchtblüthenstände. Andere laufen in einen oben flachen Trichter aus: die Schwärmzellenblüthenstände. Untersuchen wir zuerst die Fruchtblüthen.

Führt man einen Schnitt senkrecht durch eine der erwähnten Glocken, so sieht man unter dem Mikroskop, in das Gewebe derselben eingesenkt, einige flaschenförmige

Fig. 6.


Fruchtblüthe von *Preissia commutata*.

1 Das Archegonium im Längsschnitt mit dem Oogonium (o). 2 Dasselbe von außen gesehen. 3 Das Oogonium. 4 5 Dasselbe nach der Befruchtung in vier Zellen getheilt. 6 Durch weitere Theilungen entstandene junge Blüthe. Alle Figuren stark vergrößert. Nach Photographien von D. Wigand.

(*Marchantia*, Fig. 2). Oder sie stehen an verschiedenen Stellen der nämlichen Pflanze (Monöcie), wie bei der in Fig. 4 abgebildeten *Preissia*, welche im Uebrigen der *Marchantia* nahe verwandt ist. Seltener sind beide Blüthenformen in einer Gruppe vereinigt (Monoklinie).

Zur genaueren Betrachtung der Blüthenbildung wähle ich ein bestimmtes Beispiel, nämlich die *Preissia commutata*, ein Lebermoos aus der Gruppe der *Marchantiaceen*, wo die Blüthen zu besonderen Blüthenständen einhäusig oder zweihäusig verbunden sind.

Dieses Lebermoos besitzt einen flachen, gabelig verzweigten, unten mit Saug-

Körper mit dem dickeren Balgtheil ins Gewebe eingebettet, mit dem langen Hals- theil nach unten gerichtet (sp. Fig. 5). Jeder Balg ist von einer zarten, blatt- artigen, fünfzähligen nach unten gerichteten Hülle, dem sogenannten Kelch, umgeben. Der flaschenförmige Körper ist die Fruchtblüthe, in welcher sich die Anlage zur künftigen Blüthe befindet. Die Flasche wird Archegonium genannt. Spoliren wir das völlig fertige Archegonium (1 2, Fig. 6), so finden wir, daß es bis zum Ende des Flaschenhalses hohl ist. Im unteren balgartigen Theil der Flasche befindet sich eine große, zuletzt wandlose Zelle (o Fig. 6, 1 und 2), das sogenannte

Dogonium. Der Hals ist mit Schleim angefüllt, welcher von verschleimten Zellen herrührt und zuletzt die Zellen, die das Ende des Halses schließen, aus einander drängt, so daß derselbe sich öffnet. Aus dem Dogonium wird später die Büchse. Wie das geschieht, können wir erst dann verstehen, wenn wir zuvor die Einrichtung der Schwärmzellenblüthen studirt haben.

An dem trichterförmigen Schirm (1, Fig. 4), welcher diese Blüthen trägt, bemerken wir schon mit unbewaffnetem Auge an der oberen Fläche sehr kleine Löcher. Ein Schnitt, senkrecht gegen den Schirm geführt, zeigt uns, daß diese Löcher die Eingänge in längliche Höhlungen bilden (3 4, Fig. 7), welche von je einem großen zarten Zellgewebkörper, dem Antheridium oder der Schwärmzellenblüthe, fast ganz ausgefüllt werden. Derselbe ist an dem unteren Ende der Höhlung, der Öffnung entgegenge-
setzt, angeheftet und besteht aus einer zarten einschichtigen Haut, welche ein vielzelliges Gewebe einschließt.

Starke Vergrößerung des Mikroskops zeigt nun, daß jede dieser Zellen aus ihrem Plasma einen eigenthümlich gestalteten Körper, das Spermatozoid oder den Schwärmer, zur Ausbildung bringt. Diese Schwärmer (5 bis 7, Fig. 7) bestehen aus einem Plasmafaden von ziemlicher Dicke, welcher am unteren Ende in eine pelottenförmige Anschwellung ausläuft, bis zum fein zugespitzten oberen

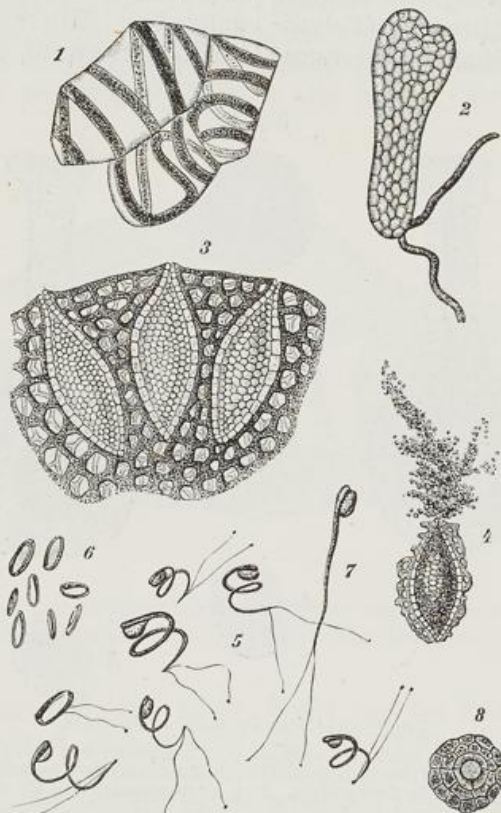
Ende zwei bis drei Mal fortzieherförmig gewunden ist und an der Spitze zwei lange, sehr feine Plasmafäden, die Wimpern oder Geißeln, trägt. Diese schwingen lebhaft hin und her und geben im Verein mit den contractilen Windungen dem Ganzen eine bohrende Bewegung, sobald der Schwärmer sich in einem Wassertropfen befindet. Die in sehr

großer Anzahl aus dem geöffneten Behälter hervortretenden Schwärmer schwirren nun im Thau- oder Regentropfen umher, und wenn einzelne wie zufällig an die Mündung des Halses der flaschenförmigen Fruchtblüthe gelangen, so bohren sie sich in den Schleim hinab, welcher den Canal ausfüllt (1 bis 4, Fig. 8), bis sie das Dogonium erreichen. Sie dringen nun in dasselbe ein (3 4, Fig. 8), und das Plasma des Schwärmers verbindet sich mit dem Plasma des Dogoniums.

Bald darauf ist das Dogonium von einer Zellwand umgeben und dadurch zur Eizelle geworden.

Die Eizelle ist die erste Anlage zur Frucht, welche aus derselben durch einen bald darauf beginnenden und lange fortgesetzten verwickelten Theilungsproceß (4 bis 6, Fig. 6) hervorgeht. Man betrachtet die so entstandene Moosbüchse als eine besondere zweite Generation. Nach dieser jetzt herrschenden Ansicht ist also das blüthentragende Moos die erste, die aus den beiden Blüthen gebildete Frucht die zweite Generation.

Fig. 7.



Preissia commutata.

1 Spiralzellen aus dem Sporogonium. 2 Keimling, einen Monat alt. 3 Theil eines Schwärmzellen-Blüthenstandes im Längsschnitt. 4 Blüthe, welche die Schwärmzellen auswirft. 5 bis 7 Schwärmzellen, theils in Bewegung (5), theils ruhend (6). 8 Zelle von der Mündung der Blüthe. Alle Figuren stark vergrößert.

Da die Büchsenfrucht meist sehr viele, selten nur wenige Sporen einschließt, so ist durch die Fruchtbildung nicht nur die Fortpflanzung überhaupt gesichert, sondern es ist dadurch auch eine sehr starke Vermehrung der Moose bedingt.

So haben wir denn ein allgemeines Bild der Entwicklungsgeschichte der Moose gewonnen, wobei aber eine Frage doch noch unbeantwortet geblieben ist, nämlich die: Auf

welche Weise geht nun aus den Sporen der Büchse wieder die blüthenbildende Moospflanze hervor? Es fehlt uns mit einem Wort noch die Keimungsgeschichte der Sporen.

Bringt man die Sporen in einen Wassertropfen, so keimen sie, indem die äußere Sporenhaut platzt und die Innenhaut als ein fadenförmiger Keimschlauch hervortritt (5, Figur 9). Dieser Keimschlauch bringt nun eine oder viele Knospen hervor, welche dann zur Moospflanze auswachsen. Das geschieht entweder

direct, indem der Keimschlauch selbst sich durch Theilungsvor-

gänge in eine Knospe umwandelt (so bei vielen Lebermoosen), oder es wird aus dem Keimschlauch durch Theilung nach zwei Richtungen ein kleiner blattartiger Vorkeim gebildet, auf welchem dann an bestimmten Stellen Knospen entstehen (vergl. 8 bis 11 Fig. 4 und 4 B Fig. 9), so unter den Laubmoosen bei Tetraphis und bei den Torfmoosen unter gewissen Umständen. Die übrigen Laubmoose bilden dagegen mit seltenen Ausnahmen

einen fadenförmigen, meist vielzelligen und vielfach verzweigten Vorkeim (Fig. 9) vom Ansehen einer verzweigten Fadenalge, das sogenannte Protonema, aus. Dieses merkwürdige Gebilde ist eine Eigenthümlichkeit, die ausschließlich den Moospflanzen zukommt, und wir müssen, um ein vollständiges Verständniß dieser Pflanzengruppe zu haben, uns eine etwas genauere Kenntniß desselben verschaffen.

Das Protonema bildet oft eine Anzahl von Nesten, welche dem Licht entgegenwachsen und Blattgrün (Chlorophyll) erzeugen (1, Fig. 9). Außerdem entsendet der protonematische Zellfaden abwärts steigende Nester, welche sich im Substrat, d. h. in der Erde oder im vermodernden Moose und Kraut verbreiten und kein Chlorophyll ausbilden, vielmehr meistens braune Zellwände bekommen und im Inneren der Zellen häufig Stärkekörner und Deltropfen führen (2, Fig. 9).

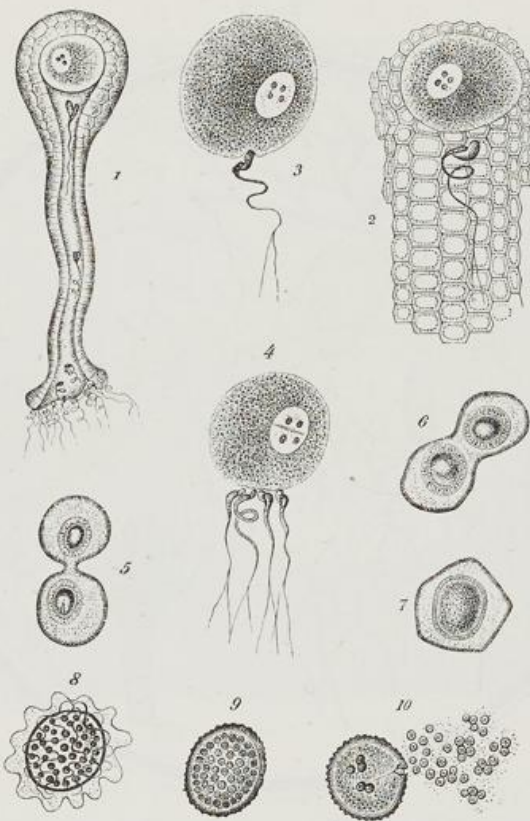
Die nach oben wachsenden grünen Zweige, welche von den unteren, gleichsam die Wurzeln ver-

tretenden, mit Wasser versorgt werden, bilden nun aus ihren untersten Zellen Knospen aus, und da die Zahl dieser Nester des Protonemas einer einzigen Spore oft eine sehr große ist, so kann diese eine Spore einen ganzen Rasen neuer Moospflanzen hervorbringen.

Gerade die kleinen unverästelten Moose pflegen ein reiches Protonema zu bilden.

An manchen Localitäten findet man zu bestimmten Zeiten des Jahres den Boden

Fig. 8.



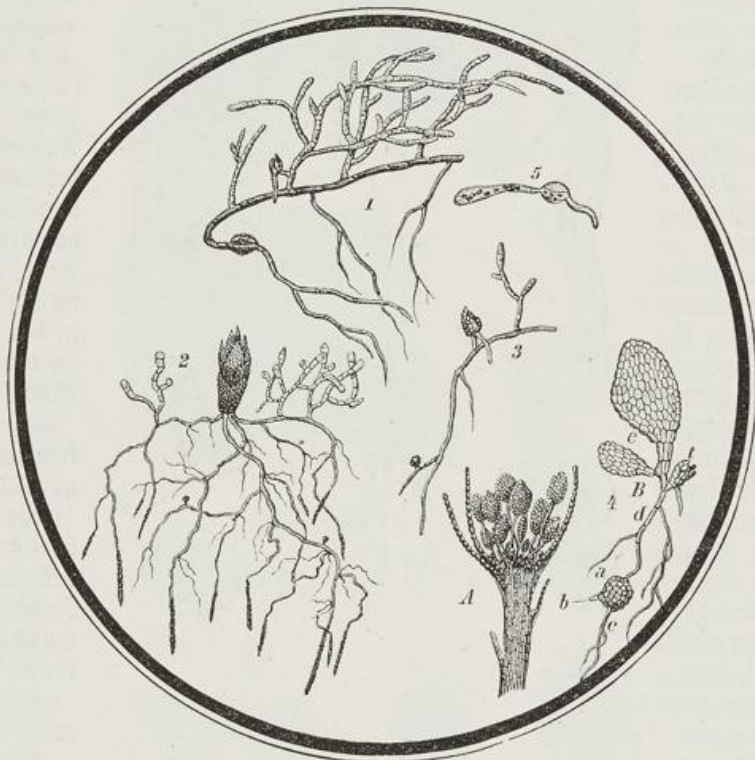
1 Fruchtblüte von Proissia. Die Schwärmzellen dringen in den Canal ein. 2 bis 4 Vereinigung der Schwärmzelle mit dem Oogonium. 5 bis 7 Bildung der Sporen. 8 bis 10 Reife Sporen. — Alle Figuren stark vergrößert. Nach einem Photogramm von Herrn Otto Wigand in Zeitz.

mit dichten Rasen kleiner gipfelfruchtiger Moose bedeckt; — geht man einige Zeit darauf an denselben Ort, so scheint das Moos verschwunden zu sein, ohne eine Spur zu hinterlassen; in der That aber liegen auf dem Boden die mikroskopisch kleinen keimenden Sporen, und nach abermaligem Ablauf einiger Tage oder Wochen sieht man die Oberfläche mit dem grünen Sammetrasen des Protonemas wie mit zartem grünem Seidenstoff übersponnen.

und knospentragende Protonema von Sand und Schlamm verschüttet werden, um später, wenn Regengüsse die aufgeschwemmte Materie wieder entfernen, ein neues Leben zu beginnen.

Manche Moose vermehren sich, abgesehen vom Protonema, noch durch besondere Brutknospen, welche z. B. bei *Tetraphis pellucida* (4 A, Fig. 9) am Ende der Achse stehen, bei *Marchantia* (Fig. 2) am Grunde kleiner Becherchen

Fig. 9.



1 Fragment eines Laubmoosvorkeimes mit einer Knospe und einer jungen Knospe. 2 Laubmoosvorkeim mit Saughaaren und einer großen Knospe. 3 Fragment eines Laubmoosvorkeimes mit Knosphen und Seitentknospe. 4 A Brutknospenbecher eines Laubmooses; B Knospe (a) mit fädlichem Protonema (d), Flächenvorkeim (e) und Knospe (f). 5 Keimende Spore. — Alle Figuren mäßig vergrößert.

Die protonematischen Bildungen bedingen schon eine große Vermehrung, zumal da sie bei manchen Moosen außer den oberirdischen Knospen auch unterirdische Knollen erzeugen (1 bis 4, Fig. 9), welche unter günstigen Bedingungen ebenfalls zu Moospflanzen werden.

Auch die große Lebensfähigkeit vieler Moose erklärt sich zum Theil aus den Eigenthümlichkeiten des Protonemas; denn bei manchen Moosen kann das knollen-

zur Ausbildung gelangen, welche über den flachen Stamm vertheilt sind.

Die Bedeutung des Protonema für die Massenvermehrung der Moose wächst bis zu einem erstannenerregenden Grade durch die Thatsache, daß bei vielen Formen vom Stengel, ja selbst von den Blättern unzählige Saughaare gebildet werden, welche unter günstigen Verhältnissen die sämtlichen Functionen des Protonemas, namentlich aber die massenhafte Erzeugung von Knospen übernehmen.

Viele Moose braucht man nur unter einer Glasglocke im feuchten Raum in umgekehrte Lage zu versetzen, die Stengel nach unten gerichtet, um bald den dichtesten protonematischen Filz zu erzeugen.

Ja, es geht noch weiter. Es ist in neuerer Zeit nachgewiesen worden, daß bei zufälligen oder absichtlichen Verletzungen mancher Moose die durch die Verletzung mit feuchter Luft in Berührung kommenden Zellen innerer Gewebetheile, des Stengels,

langt zur Keimung, und ganze Strecken vorher nackten Bodens überziehen sich mit knospenerzeugendem Protonema.

Sobald erst ein Moosrasen geschaffen ist, ist auch die Möglichkeit einer Vegetation höherer Pflanzen gegeben, wo irgend das Klima es zuläßt. Selbst in höheren Breiten, wo das eisige Klima nur wenigen phanerogamischen Pflanzen eine kümmerliche Existenz ermöglicht, bedecken kosmopolitische Moose, wie z. B.

Fig. 10.



Devonische Landschaft. Nach Kuwassseg.

des Büschelstiels, ja selbst der jungen Büsche, zum Protonema auszuwachsen können.

Eines so ausgiebigen vegetativen Vermehrungsorgans erfreut sich keine einzige Gruppe höher organisirter Gewächse.

Das Protonema giebt uns daher auch erst den wahren Schlüssel zum Verständniß des Lebens der Laubmoose. Ohne diese Einrichtung wäre die außerordentliche Massenvermehrung und das davon bedingte Gesellschaftsleben derselben undenkbar. In erstaunlich kurzer Zeit bedeckt sich der nackte feuchte Boden mit einer dichten Moosdecke, ohne daß man sieht, woher die Keime dazu kommen. Eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Sporen, vom Winde herbeigeführt, ge-

die Widerthone und die Torfmoose in den sibirischen Tundras, Eiszüsten von vielen Quadratmeilen. Der Samojede benutzt solche dichten Moosrasen als Bett, indem er sich Stücke zu Unterbett und Bettdecke mit dem Grätenmesser von der Erde ablöst.

Versetzen wir uns nun noch auf einen Moment in die Mooswelt der frühesten uns einigermaßen bekannten Erdfloren, zur Zeit der devonischen Formation, indem wir nach Kuwassseg's genialer Darstellung die vorstehende Landschaft (Fig. 10), ausgeführt nach dem vorzüglich gelungenen Photogramm des Herrn Wigand, zu Grunde legen. Lassen wir Unger selbst die Erklärung zu diesem Bilde geben:

„Festes Land ist nun bleibend über die

Oberfläche des Wassers emporgetreten, wenngleich nur in geringem Umfange als kleine verstreute Inseln. In dem Maße, als dieses geschah, hat andererseits das Meer stellenweise an Tiefe zugenommen und ist wie jene die Bildungsstätte neuer und mannigfaltiger Organismen geworden. Besonders interessant ist es, einen Blick auf die Inselvegetation jener Zeit zu werfen, wo die Natur, an Mitteln reich, zauberisch den feuchten Boden mit einem Pflanzenteppich schmückte, den kein Auge eines Sterblichen grünen sah und von dessen Dasein und Gestaltung uns nur einige wenige, meist ganz verstümmelte Mumien noch Zeugniß geben. Auffallend ist es, wie bei einiger Verschiedenheit, welche die Gewächse bereits zeigen, dennoch eine große Uebereinstimmung in Form und Charakter nicht zu verkennen ist. Es sind belaubte Bäume, welche truppweise einen feuchten, von stehenden Wassern durchwirkten sumpfigen Boden bedecken. Die Blätter dieser Pflanzen sind durch aus klein, ohne Stiele, somit nur aus Blattcheiden bestehend, womit sie größtentheils den Stengel oder Stamm umfassen. Diese schuppigen, breiten oder in die Länge gezogenen Blättchen lassen auf wenig vollkommene Gewächse schließen; und haben die meisten derselben auch eine baumartige Größe, so zeigt doch der schlanke, sparsam verzweigte Stamm eine große Hinfälligkeit, dem nur der dichte Bestand und die zahlreichen Luftwurzeln, womit er wie durch Taue an den Boden geheftet wird, entgegenwirken. Es ist diesfalls, als ob man in ein Dickicht von gigantischen Moosen hineinblicken würde.

„Die wenigsten von diesen Pflanzen sind so erhalten aus der Urwelt auf uns übergegangen, daß wir ihre äußere Gestalt, ihre Tracht und Beschaffenheit zu erkennen im Stande sind. Nur die anatomische Structur des Stammes gab einen Fingerzeig, welcher Natur jene Pflanzen waren. Aus derselben ließ sich so viel entnehmen, daß analoge Formen in der Flora der Gegenwart durchaus fehlen und daß die meisten oder doch die hervorragendsten derselben eine merkwürdige Mischung von bärkapp- und schafthalm-ähnlichen Pflanzen mit Moosen darstellen. Auf diese unbestreitbare Wahrnehmung

hin sind auch die auf dem Bilde vorhandenen Pflanzen als Mittelbäume jener Formen dargestellt worden. So ist z. B. die linksseitige Baumgruppe aus *Cladoxylon mirabile*, unter die sich nur sparsam die *Asterophyllites coronata* mischt, zusammengesetzt, während der übrige Waldbestand, welcher zur Rechten bis in den Vordergrund herantritt, aus dem ebenso räthselhaften *Schizoxylon taeniatum* besteht. Die wurzelstockartigen Ausbreitungen dieser Stämme, welche in vielen Moosen und Lycopodiaceen ihre Nachbilder zeigen, tragen wesentlich dazu bei, ihnen ein ganz besonderes Aussehen zu verleihen. Endlich ist noch eine unvermischte Truppe fast krautartiger Pflanzen im Vordergrunde links nicht zu übersehen. Ihre Früchte gleichen manchen Mooskapseln mit mächtigen Apophysen und können daher ohne Weiteres für Moose von strauchartigem Bau angesehen werden, wofür auch die im *Aphyllum paradoxum* aufgefundenen Moosstructur spricht.

„Dieser Cladophylenwald, wie ich ihn nennen möchte, trägt in seiner Dichte, für das Licht nur wenig zugänglichen Beschaffenheit alle Anzeichen eines von Nebeln durchzogenen, äußerst feuchten Küstenlandes, dem der brennende Sonnenstrahl die üppigste Ausbreitung verstatete. Die schwammige Beschaffenheit ihrer Stämme aber — ein eigentliches Holz fehlt denselben — läßt eine ebenso rasche Verwesung wie Ausbildung derselben vermuthen, die kaum geeignet war, irgend eine bleibende Ansammlung von Kohlenstoff zu bewerkstelligen.“

Nach Unger's Auffassung wären also moosähnliche Pflanzen die Vorläufer der gesamten höheren Vegetation der Erde gewesen, und noch gegenwärtig spielen sie für diese die vorbereitende Rolle.

Wie es in der Menschenwelt Völkstämme giebt, welche als Pioniere der Civilisation ihre Wirksamkeit nach und nach über den ganzen Erdboden verbreiten, so giebt es in der Pflanzenwelt Gruppen, welche, an und für sich scheinbar bedeutungslos, den Boden vorbereiten für Vegetationsgesellschaften höherer Ordnung und dadurch zugleich die ganze menschliche Cultur ermöglichen. Zu diesen Pflanzengruppen gehören in erster Linie die Moose.



Alpenstraßen und Alpenbahnen.

Von

Oswald Stein.

Die Aufmerksamkeit der nord- und südwärts der centralen Alpenkette wohnenden Völker ist auf die Alpenübergänge nicht erst seit den Tagen gerichtet, da die hervorragendsten Staatsmänner der schweizerischen Republik in den Vorzimmern der italienischen und deutschen Minister sich postirten, um eine milde Gabe für den heiligen Gotthard zu erflehen. Von den Felsenwänden und den Kuppen der Bergesriesen schaut in die deutschen Gefilde und in die blutgetränkte lombardische Ebene eine mehr als zweitausendjährige Vergangenheit hernieder, in welcher die Alpenpässe eine Rolle spielten, deren Wichtigkeit schon von dem ältesten Culturvolk Italiens erkannt wurde. Trieb doch das Volk der Tusker oder Etrurier einen beträchtlichen Landhandel durch das nördliche Italien über die Alpen: da, wo eine heilige Straße von allen umwohnenden Stämmen geschützt wurde. Der Bernstein, welcher an den Ufern der Ostsee gewonnen wird, hat schon früh die Gestade des Mittelmeeres erreicht. Zwar scheint der Handel hauptsächlich durch Tausch von Horde zu Horde vermittelt worden zu sein, doch ist uns aus der Zeit der Regierung Nero's ein Fall bekannt, welcher selbst die Annahme der Unterhaltung directer Beziehungen zu den Ostseeländern gestattet. Ein römischer Ritter unternahm eine Reise über die Alpen und Karpathen

bis zur Ostsee, von woher derselbe mit einer Ladung jener geschätzten Versteinerungen nach der Hauptstadt zurückkehrte. Der Bernstein war die Ursache, daß man an den Ufern der Ostsee heute noch die Wahrzeichen einer hohen Cultur findet, römische und griechische Münzen, Bronzearbeiten und Metallgeräthe aller Art, ja es besteht kein Zweifel, daß schon die Phönizier den Bernstein auf dem Landwege über die Alpen bezogen haben. Gewiß hätte der Bernstein auch die Kraft gehabt, die Cultur vom Mittelmeer nach dem Norden zu ziehen, selbst wenn die Römer nicht bis zur Weser und zur Donau vorgeedrungen wären.

Schon vor dem Uebergang der siegreichen Legionen über die Alpen hatten die Staatsmänner, Feldherren und Schriftsteller der Römer mehrfache Veranlassung, sich mit den Alpenpässen zu beschäftigen. Man gab sich Mühe, zu erforschen, auf welchen Wegen Brennus mit den Galliern, Hannibal mit den Karthagern, die Cimbern mit ihren teutonischen Bundesgenossen über die Gebirge in die italienischen Niederungen herabgestiegen waren.

Die Römer überstanden die Einfälle der keltischen, afrikanischen und germanischen Barbaren. Die harten Kämpfe, welche jenen den Sieg über die fremden Eindringlinge sicherten, führten sie zur gänzlichen Unterwerfung der apenninischen Halbinsel. Nachdem sie ihre Herrschaft

von der Südspitze Siciliens bis zum Fuße der Alpen ausgedehnt, die Helvetier in ihre Wohnsitze gebannt und Gallien unterjocht hatten, setzte Julius Cäsar über den Rhein und eröffnete damit ein neues ausgedehntes Gebiet für die römische Eroberungspolitik. Drusus, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, fiel in Rätien ein, während sein Bruder Tiberius gleichzeitig von der Schweiz und bald darauf der Feldherr Publius Silius über die östlichen Alpen eindrang, um den Widerstand der dortigen Völkerschaften zu brechen und das Gebiet bis zur Donau in die drei Provinzen Rätien, Vindelicien und Noricum einzutheilen. Zur Befestigung und Erhaltung derselben errichteten sie längs der Donau Castelle und Standlager, welche sie mit den am Rhein angelegten Festungswerken durch eine von Reginum (Regensburg) bis Moguntiacum (Mainz) laufende und mit Schutzwehren versehene Heerstraße verbanden. Von dieser ununterbrochenen Kette natürlicher und künstlicher, die eroberten Lande gegen die Einfälle der germanischen Stämme und die Erhebungen der unterjochten Völker schützenden Bollwerke wurden Straßen nach dem Mittelpunkt des Reiches gebaut und an passenden Stellen mit Stationen und Befestigungen ausgerüstet.

Um die Verbindungen mit der Hauptstadt so zweckmäßig wie möglich zu gestalten, schuf die römische Ingenieurkunst wegsame Pfade über den Septimer, den Julier, den Splügen und andere Einsattelungen der Alpenkette. Schon vorher waren einzelne Pässe wie der Mont-Cenis, über welchen bereits Marius den Cimbern und Teutonen entgegengezogen, sowie der große Bernhard (Mons Penninus), über den Julius Cäsar einen Zug gegen die Salassier unternommen, viel gesuchte Wege. Bequemere Straßen entstanden jedoch erst unter den Kaisern. Bei dieser Arbeit befundeten die damaligen Ingenieure, wohl fast ausschließlich Offiziere der activen Armee, ein merkwürdiges Geschick. Die Wahl der Straßenzüge, die Art der Anlage und Ausführung verdienen um so mehr Bewunderung, als die römischen Baumeister all' jener Hilfsmittel entbehrten, welche den Ingenieuren von heute zu Statten kommen: bessere Wege, zuver-

lässige Führer, vorzügliche Karten, treffliche Meßinstrumente, eine hochentwickelte Technik, zahlreiche Arbeitskräfte, die Nähe civilisirter Menschen, die Leichtigkeit der Unterkunft, die Fülle aller möglichen Bezugsquellen für Proviant und Material und die erhöhte Sicherheit für Leben und Eigenthum. Mehrere Schriftsteller, welche im Gefolge der Legionen oder der Beamten und Heerführer durch Helvetien nach Gallien oder über die norischen Alpenpässe nach der Donau gingen, wissen nur über die unfahrbaren Wege zu klagen, welche ihnen so viel Gefahren und Plackereien verursachten, daß ihnen der Sinn für die Romantik der außergewöhnlichen Naturscenen selbst da nicht aufging, als sie, nach Italien zurückgekehrt, von den milderen Winden des Südens beäthelt wurden. Silius Italicus, der unter dem Kaiser Trajan lebte, also im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo die Länder nördlich der Alpen und auch die Schweiz schon eine ziemlich hohe Stufe der Cultur erreicht hatten, beschreibt uns die Alpengegend als eine schrecken-erregende, vegetationslose Einöde, während er sonst mit Liebe die Felsenschluchten Italiens besingt. Kein einziger Schriftsteller oder Dichter des Alterthums hat uns eine Schilderung von dem ewigen Schnee der Alpen, den lichtgerötheten Firnen, den farbenschildernden Gletschern und der überwältigenden Größe der Gebirgsnatur hinterlassen. Selbst solche Männer, welche sich vermöge ihrer Stellung und der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel die Reise über die Alpen möglichst bequem einrichten konnten, würdigten den Anblick der wunderbaren Gebilde keiner Erwähnung; ja von Julius Cäsar ist sogar bekannt, daß er bei seiner Rückkehr zu den Legionen in Gallien die Zeit des Ueberganges über die Alpen zur Abfassung einer grammatischen Schrift benutzte — immerhin ein Beweis, daß die von ihm benutzte Route in einem Zustande war, welche dem reisenden Feldherrn das Denken und Schreiben gestattete.

Freilich waren selbst in späterer Zeit nur die wenigsten Alpenpässe von leidlicher Beschaffenheit; eine der besten und belebtesten Straßen war wohl diejenige, welche von Augusta Vindelicorum (Augsburg) über Campodunum (Kempten) und

den Fernpaß ins Innthal führte, von wo sie sich in zwei Arme spaltete, deren einer durch das Engadin und über den Malojapass am Septimer nach dem Comersee und Milanum (Mailand), der andere über den Brenner nach dem Thale der Etzsch und des Po ging. Neben diesen Straßen hatte noch diejenige, welche über Turin, Susa und den Mont-Cenis nach Gallien, sowie jene, welche vom Langen- und Comersee über die bündnerischen Pässe ins Rheinthale und an den Bodensee führte, eine hervorragende Bedeutung. Außerdem gab es noch andere Wege sowohl in den Central- wie in den West- und Ostalpen, deren Richtung und Technik in erster Linie auf militärisch-politische Erwägungen deutet. Gleichwohl dienten sie auch in vorzüglicher Weise dem öffentlichen Verkehr, wodurch namentlich die am Ausgange der Alpenpässe wie in der Verlängerung der Flußthäler angelegten Militär- und Poststationen eine doppelte Bedeutung erhielten; so Castra Tigurina (Zürich), Curia (Chur), Brigantia (Bregenz), Fauces Juliae (Füssen), Parthanium (Partenkirchen), Juvavia (Salzburg) und andere Orte diesseits und jenseits der Alpen.

Trotz aller Vorkehrungen, welche die römischen Feldherren und die Statthalter der Provinzen trafen, um die nördlichen Marken des Reiches gegen die erneuerten Angriffe der jenseits der Donau sich bald drängenden, bald verbündenden Völkerschaften zu sichern, vermochten die Regionen den Anprall der Völkerwanderung nicht auszuhalten. Wäre es ihnen gelungen, die nördlich der Donau in einem großen Bogen vom Eisernen Thor in Syrmien bis zum Niederrhein ziehenden Gebirge zu befestigen und zu sperren, so würde es wohl den Barbaren schwerlich so leicht geworden sein, den Festungsgürtel an der Donau zu durchbrechen und sich über die Alpenpässe in die italienische Ebene zu ergießen. Den Gothen und Hunnen folgten andere Horden auf dem Fuße. Zwar glückte es den byzantinischen Feldherren, die Gothen zu schlagen; der Rest der heldenmüthigen Kämpfer, die unter den Königen Totilas und Tejas den furchtbaren Entscheidungskampf geschlagen, erhielt freien Abzug und scheint sich in die rätischen Alpen zurückgezogen zu haben;

es hat auch einige Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Tiroler und baierischen Oberländer gothisches Blut in ihren Adern haben, weil verschiedene körperliche und geistige Anlagen auf eine Mischung mit germanischen Elementen deuten, welche durch einen langen Aufenthalt in Italien gewisse Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Romanen eingepflanzt bekommen haben.

Dem wilden Gewoge des Kampfes um Macht und Besitz, um Thron und Herrschaft, das in der letzten Periode des niedergehenden Roms und noch längere Zeit nachher die italienische Halbinsel durchtobte, wurde erst durch den Zug der Longobarden ein Ziel gesetzt. Das Reich Alboin's bestand zweihundert Jahre; während dieses Zeitraumes erschienen die christlichen Glaubensboten aus Irland, Columban mit seinen Schülern, auf den einsamen Höhen des Lukmanier. Dieser Bergübergang wurde nun die gebräuchlichste Straße für die fränkischen und karolingischen Fürsten. Pipin zog über dieselbe dem Papste Stephan III. zu Hülfe. Auf dem nämlichen Wege holte sich Karl der Große die Kaiserkrone, indem er in die Lombardei einbrach und durch das Recht der Eroberung das römische Reich deutscher Nation begründete. Seit dieser Zeit bewegen sich die Krönungs- und Kriegszüge der deutschen Könige über die Alpenpässe. Ihr Traum, die altrömische Weltherrschaft durch die Krönung in Mailand und Rom zu verwirklichen, fand Nahrung in der allen nordischen Völkern gemeinsamen Sehnsucht nach den anmuthigen Gefilden des Südens. Recht lebendig wurde der alte Thaten- und Wanderdrang, als von Osten her aus Asien ein Volk anderer Rasse die Wohnsitze der arischen Nationen in Europa zu bedrohen anfing. Tausende von freiwilligen Streitern nahmen freudig das Kreuz und zogen unter Bonifaz von Montferrat über den Mont-Cenis und unter Balduin von Flandern über die Tiroler Pässe nach Venedig, ihrem Sammelplatze. Auf den nämlichen Wegen kamen später die deutschen Ritter und der französische Adel, um sich nach dem heiligen Lande einzuschiffen; und auch nach den Kreuzzügen sehen wir häufig Fürsten mit ihren Basallen, Feldherren mit Söldnerheeren und Abenteurer mit ihren Genossen ausziehen zum Kampfe um Reiche und Kronen. Oft

genug brach sich wildes Schlachtgeschrei an den Grenzwällen der romanischen und deutschen Zunge, und durch Jahrhunderte ertönte über die Alpenstraßen herüber und hinüber der Ruf: „Hie Welf, hie Waiblingen! Hie Kaiser, hie Papst! Hie Lehensherr, hie Vasall! Heil den Siegern, wehe den Besiegten!“

Zahlreiche historische Erinnerungen knüpfen sich an die Alpenstraßen, die meisten aber an die Tiroler Pässe. Dort, in einem Dorfe an der Fernstraße, starb Lothar der Sachse bei der Rückkehr aus Italien, wo er das kaiserliche Ansehen wiederhergestellt hatte. An der gleichen Stelle erneuerte Kaiser Ludwig der Baiern seinen Schwur, mit seinen Getreuen auszuführen die Deutschlands Rettung und der Welfen Züchtigung. Der gleiche Weg führte aber auch den Hohenstaufen Konradin in das „Land der Sehnucht“ nach Neapel, wo er, der Letzte seines Stammes, unter dem Beile des Henkers sein junges Leben aushauchte. Den erhebenden Abschluß dieser tragischen Bilder aus der Geschichte bilden die denkwürdigen Kämpfe der Tiroler gegen die napoleonischen Heere. Die Pässe, von denen aus sie so oft den Tod ins Thal geschickt, sind die Zeugen ihrer Tapferkeit und ihrer Treue. Auf demselben Pfade, der den Sprossen mächtiger Dynastien in den Tod geleitet, mußte Andreas Hofer hinabsteigen zur Feste von Mantua, um dort unter den Kugeln der Feinde ein unverdientes Ende zu finden.

So ist die Geschichte der Alpenstraßen fort und fort selbst bis in die jüngsten Tage eng verknüpft mit den Ereignissen, welche nur zu oft über das Wohl und Wehe der Völker entschieden haben. Die Pässe bildeten gleichsam die Pforten, durch welche die Kämpfenden in die Arena herabstiegen, mit jenem Bewußtsein, das die römischen Gladiatoren in die Ovation für den Kaiser einkleideten: *Morituri te salutant!* „Die Todeswilligen bringen dir den letzten Gruß!“ In der That sahen oft nur wenige der Streiter die Heimath wieder; für sie waren die Alpenpässe meist die Schwelle des Grabes, und nicht selten wurde in der tosenden Brandung an den Felsenmauern, welche die italienische Ebene wie hohe Ufer das Meer einrahmen, der Rahn zerfellt, der den Cäsar und sein Glück führte.

Es giebt wenig große Heerstraßen in Europa, die an geschichtlichen Denkwürdigkeiten so reich sind wie die Gebirgspässe. Aber nicht bloß dem Streit, der Eroberung und Zerstörung dienten sie, sondern auch den Werken des Friedens, der Civilisation und Cultur. Wir haben schon daran erinnert, wie in der vorrömischen Zeit ein reger Tauschverkehr über die Alpen nach fernen Ländern unterhalten wurde, wie über die Gebirgspässe mit den römischen Legionen auch die höhere Cultur der Mittelmeerländer nach dem Norden sich verbreitete und wie später die christlichen Missionäre durch die Botschaft des Evangeliums das wilde Gewoge der Völkerwanderung besänftigten. Ueber die bündnerischen Pässe kamen zweifellos auch die Lehrer, welche Karl der Große aus dem Süden holte, um Bildung, Künste und Wissenschaften bei seinen Völkern einzubürgern. Auch die nachfolgenden Erschütterungen des europäischen Staatslebens wurden, obgleich sie zu Straßen- und Wegebauten keine Zeit und keine Mittel übrig ließen, nicht selten die Veranlassung, den Wetteifer friedlichen Schaffens anzuregen. So waren die Kreuzzüge die mächtigsten Förderer des Verkehrs; durch sie wurden die geographischen und sprachlichen Kenntnisse erweitert, neue Gebiete erschlossen und Beziehungen zu anderen Völkern angeknüpft. Die Schifffahrt ward vervollkommenet, der Gesichtskreis ausgedehnt, das Maß der leiblichen und geistigen Bedürfnisse vergrößert. Die Bekanntschaft mit den Arabern erweckte im ganzen Abendlande das Studium des classischen Alterthums; Tausende von lernbegierigen Jünglingen und Männern wanderten aus Deutschland über die Alpen, um in den Städten Italiens, in den Hörsälen der Gelehrten, an den Denkmälern der Kunst und in den Werkstätten berühmter Meister sich zu bilden. Die Entstehung neuer Industrien, das Aufblühen des deutschen Handwerkes datiren aus jener Zeit. Die Landwirthschaft wurde mit der Pflege orientalischer Gewächse, wie des Mais und der Zwetsche, durch Kreuzfahrer bekannt, welche diese Früchte nach Italien gebracht hatten. Von da wurden sie wie vieles Andere durch den Handel nach Deutschland importirt.

Ueberhaupt war durch die Kreuzzüge

der Verkehr zwischen den südlich und nördlich der Alpen gelegenen Ländern neu belebt worden. Italien wurde der Träger und das Triebrad des gesammten Handels von Europa. Von Venedig und Genua bewegten sich die Waarenzüge, nachdem die Donaustraße durch die Ereignisse im Morgenlande in Abnahme gekommen war, über die Alpenpässe Graubündens nach dem Bodensee und dem Rhein. Die Städte Chur, Zürich, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln gelangten als Vermittler des Welthandels zu hoher Blüthe. Ebenso wichtig wie die bündnerischen Pässe waren die in Tirol, namentlich die alten Handelsstraßen, welche aus dem Etz- und Innthal, die eine über Scharnitz und Partenkirchen, die andere über den Fernpaß nach Rempten, Augsburg, Ulm und Nürnberg führten. Durch die Fürsorge, welche einige der Regenten Tirols gerade diesem Verkehrswege widmeten — die Fernstraße wurde schon im 16. Jahrhundert in fahrbaren Zustand versetzt —, gelang es der Bevölkerung jenes Alpenlandes, sich auf eine Stufe des Wohlstandes zu schwingen, durch die sie sich vor den umliegenden Völkern vortheilhaft abhob. Die Berichte italienischer Gesandten aus jener Zeit schildern uns das Land als ein außerordentlich reiches, mit gut angebauten Thälern, herrlich bewaldeten Bergen, bevölkerten Städten und zahlreichen Dörfern. Der Florentiner Macchiavelli erzählt uns in einer Darstellung der deutschen Verhältnisse aus dem Jahre 1508, daß die Landschaft Tirol mit Leichtigkeit zwanzigtausend streitbare Männer ins Feld stellen könnte, während einige Duzend der hervorragendsten Reichstädte oft mit Mühe kaum die Hälfte dieser Truppenzahl aufbrächten. Macchiavelli versäumt nicht, für die Opferwilligkeit, welche das Land Tirol schon damals für seine Fürsten an den Tag legte, einige Gründe anzugeben: die Wohlhabenheit des freien Bauernstandes, welcher sich der Selbstverwaltung und Steuerfreiheit erfreute; gleichwohl, fügt der florentinische Staatsmann hinzu, fehlte es den Fürsten nicht an reichlichen Einkünften. Zu diesen gehörten auch die Einnahmen aus den Straßenzöllen, welche große Summen eintrugen, zumal der im Verhältniß zu den Gebirgspässen anderer

Länder viel verbesserte Zustand der Fernstraße um so mehr als ein vorzügliches Lockmittel des Verkehrs sich erwies, da sowohl der Fern wie der Brenner die niedrigsten und minder beschwerlichen Pässen über die Alpen bildeten. Die übrigen bestsituirten Pässe dagegen waren, obschon theilweise gepflastert, so schwerfällig angelegt und der Unterhalt derselben so überaus vernachlässigt, daß es für ein gewagtes Unternehmen galt, sie anders als mit Maulthieren und Saumrossen zu passiren.

Trotz ihrer Vorzüge aber ist die auch in diesem Jahrhundert wohlgepflegte und corrigirte Fernstraße verödet und vergessen. Mit den Eisenbahnen hat sich der Verkehr an andere Routen gewöhnt und in die großen Industrie- und Handelscentren gezogen. Mit dem lebhaften Verkehr ist auch der Wohlstand der Gegend verschwunden. Abgeschlossen in seine Thäler, weit abliegend von den Mittelpunkten des Welthandels, ringt ein wackeres Volk um seine ärmliche Existenz. Zwar hat die Anlage einiger Bahnen das Land Tirol wieder einigermaßen in die Zone des europäischen Haupthandelsverkehrs einbezogen, aber inzwischen hat die Noth der Bauern die letzte und beste Habe, den Waldbestand, so angegriffen, daß die Schönheit, Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit der Thalgründe enormen Schaden leiden. Auch die Anlage von Eisenbahnen hat diesem meist durch zwingende ökonomische Verhältnisse dictirten Vandalismus keinen Einhalt zu thun vermocht, wie denn überhaupt der von den Schienenwegen erhoffte volkswirthschaftliche Nutzen in Tirol schon deswegen hinter den Berechnungen zurückbleibt, weil andere Länder sich zeitiger mit dem modernen Transportmittel versahen und weil ferner der Verkehr, wenn er sich einmal an andere Routen gewöhnt hat, nur schwer und langsam wieder in seine alten Bahnen zurückgeleitet werden kann. Immerhin hätte auch heute noch die Linie über den Fernpaß ganz gute Chancen, da sie die natürlichste, directeste und leichteste Verbindung aus Mitteldeutschland nach Italien und dem Mittelmeer bildet. Daß diese Route trotz ihrer augenscheinlichen Vorzüge, ihrer verhältnißmäßig geringen Erhebung, der allmäligen Entwicklung, der gefahrlosen Paß-

sage und der normalen klimatischen und meteorologischen Verhältnisse von den modernen Verkehrspolitikern und Eisenbahntechnikern so lange mißachtet wurde, ist ein erneuter Beweis für die überlegene Beobachtungsgabe der römischen Ingenieure. Die Verkennung der Fernlinie erscheint um so auffallender, als die Landschaft, welche von ihr durchschnitten wird, an Schönheit und Großartigkeit der Natur nicht hinter den besuchtesten Partien der Schweiz, geschweige denn hinter den übrigen Gebirgspässen zurücksteht, von denen die meisten von höchst ermüdender und unerquicklicher Einförmigkeit sind.

Nur wenige Pässe bieten durch den Formenreichtum der Felsen und Künstele sowie durch überraschende Ansichten und Ausblicke dem Wanderer die wünschbare Abwechslung. Dagegen erschließt uns die Wanderung auf der Fernstraße ein Panorama schöner als das andere. Von dem märchenumrankten Vinderhof und dem vielbesungenen Hohenschwangau steigen wir hinab zum Lechstrom nach dem alten Füssen mit seinem stattlichen Schlosse. Von da führt der Weg durch die Felschlucht von Pinswang, dem Julii saltus der Römer, nach dem gewerbtätigen Reutte und den Heilbädern von Kreckelmoos, wo im Mittelalter manch ein Kaiser oder Edler, der von einer Römerfahrt heimwärts die Schritte lenkte, Ruhe und Erquickung, Heilung und Gesundheit fand. Hier hauchte Kaiser Lothar im Angesicht des Ehrenbergs seine starke Seele aus. Die Ruinen der gewaltigen Burg, dieser Zeugin der blutigen Kämpfe und Kriegsstürme, welche das Alpenland durchrauten, erheben sich auf steilem Bergesrücken, wunderbar contrastirend mit der freundlichen, vom Lech durchflossenen Ebene. Der Sage nach vom Ostgothenkönig Theodorich angelegt, ebenso schwer zu umgehen als zu erstürmen, trogte der Ehrenberg Jahrhunderte lang den Einfällen fremder Heere. Vergeblich versuchten im dreißigjährigen Kriege Moriz von Sachsen, Bernhard von Weimar und General Wrangel das feste Schloß zu bezwingen, das erst in den Revolutionskriegen von den Franzosen gebrochen wurde. Destlich vom Ehrenberg braust uns durch das romantische Thal zwischen dem Tauern und Zwieselberg die Ache

aus einer wilden, von großartigen Gestaltungen eingerahmten Schlucht entgegen. Dort, wo die Wasserfäule des Stuibenfalles durch einen silbernen Schaumflor blüht, hat Kaiser Ludwig der Baier Zerstreuung gesucht und Philalethes — der verstorbene König Johann von Sachsen, der vorzügliche Uebersetzer der Dichtungen Dante's — das flüssige Juwel des Tiroler Bergdiadems bewundert, um welches die helvetische Alpenwelt das Land Tirol beneidet. In dem klaren Spiegel des Plau- und Heiterwangersees schauen sich majestätische Felsen, alle überragt von dem Sonnenpiz, ein Punkt, welcher den Sänger der Urania begeisterte und der von einem anderen Dichter als der „esprit de la nature“ verherrlicht wurde. Im Hintergrunde den riesigen Zugspiz, den Wächter des bayerischen Oberlandes, auf der einen Seite im tiefen, waldumfriedeten Kessel den einsamen Blindsee, auf der anderen den Weißen- und Mittersee — steigt die Fernstraße sachte in mehreren Windungen hinan zum dichtbewaldeten Fernpaß, der Wasserseide zwischen Inn und Isar; eine wunderbare Aussicht eröffnet sich am südlichen Rande des Waldes da, wo die Straße an kleinen Seen abwärts führt zum Fernstein und zur Sigmundsburg, deren Ruinen sich inmitten einer malerischen Scenerie über den Thalgrund erheben.

Doch wenden wir uns von diesem wenig gekannten Bilde ab zu dem in neuerer Zeit viel genannten Sanct Gotthard! Neben dem Sanct Bernhard, dessen Hospiz mit seinen hilfreichen Mönchen und den klugen Hunden schon den Kindern durch das erste Lesebuch eine wohlbekannte Stelle ist, war der Sanct Gotthard bereits vor fünfzig und mehr Jahren der am meisten genannte Alpenpaß, als von einer Eisenbahn durch denselben noch keine Rede war. Unserer Jugend wurde er durch die Schiller'schen Gedichte als der Inbegriff der großartigsten Alpennatur veranschaulicht. In der That jedoch gehört der Sanct Gotthard zu den monotonsten Pässen. Auch in der Geschichte spielte er bis etwa zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine untergeordnete Rolle. Den praktischen Römern war er als Paß gänzlich unbekannt. Zum ersten Mal erscheint derselbe in einer aus dem Jahre

1300 stammenden Urkunde, dann aber ist er auf lange Zeit wieder verschollen. Erst im Jahre 1431 wird er wieder erwähnt, als die italienischen Prälaten zum Concil nach Basel sich begaben und für sie das auf der Südseite des Passes errichtete Schutzhäus als Haltestation eingerichtet wurde. Im Jahre 1799 wurde um den Besitz des Passes in mehreren blutigen Treffen gekämpft und das neu hergestellte Hospiz gänzlich zerstört; das Holz desselben ging im Rauch der französischen Wachtfeuer auf. Bald darauf warf der österreichische General Hoze die Sانسculottes aus Graubünden hinaus und setzte sich in den Besitz des Gotthardpasses. Nun kam es zu den Schlachten bei Winterthur und Zürich, in welchen der Erzherzog Karl den General Massena zum Rückzuge zwang. Da jedoch eine zweite französische Armee über den Rhein in Deutschland eingefallen war, sah sich der Sieger genöthigt, dorthin aufzubrechen, ohne die beabsichtigte Vereinigung der russischen Armee unter Korsakow, die eben in der Schweiz Stellung genommen, mit dem von Italien vordringenden Suwarow abwarten zu können. So gelang es Massena, den Russen bei Zürich eine solche Niederlage beizubringen, daß selbst der siegesgewohnte Suwarow, welcher nach unersäglichen Anstrengungen und furchtbaren Kämpfen den Vormarsch über den Sanct Gotthard ins Reusthal bewerkstelligt hatte, den Rückzug an den schweizerischen Oberrhein antreten mußte. Inzwischen war Bonaparte von seinem kühnen Zuge nach Aegypten zurückgekehrt und hatte sich durch den Staatsstreich vom 19. Brumaire 1799 zum ersten Consul Frankreichs emporgeschwungen; im Frühling des folgenden Jahres trat er selbst an die Spitze der Reservearmee, mit welcher er unter schweren Strapazen über den großen Bernhard nach Italien marschirte und dort die Oesterreicher in der entscheidenden Schlacht bei Marengo besiegte. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes drohte der Wiederausbruch des Krieges; da führte Macdonald seinen wunderbaren Zug aus Graubünden über den Splügen und die Tiroler Pässe aus, der an Kühnheit dem der zehntausend Griechen unter Xenophon gleich kommt und den Bonaparte's über den Bernhard übertrifft. Endlich kam

nach der Schlacht von Hohenlinden der Friede von Luneville zu Stande.

Wie unter den Römern, so gaben im Zeitalter der Revolution militärische Erwägungen den Anstoß zum Bau von Alpenstraßen. „Wann kann die erste Kanone das Gebirge passiren?“ war die wiederholte und drängende Frage Napoleon's I. an den rapportirenden Ingenieursoffizier. Der unter den Römern angelegte Weg über den Mont-Cenis war wie die übrigen Pässe über die Westalpen in elendem Zustande. Unter den Römern, welche schon 150 Jahre vor unserer Zeitrechnung Straßen über den Brenner und den kleinen Sanct Bernhard sowie auch über den Mont-Cenis gebaut hatten, scheint gerade über den letzteren Paß die Passage nicht mit allzu großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen zu sein; denn die Schnelligkeit, mit welcher Marius seine Truppen über die Westalpen gegen die Teutonen und Cimbren hin- und herdirigirte, ferner die Thatfache, daß Julius Cäsar bei seinen Uebergängen nach Gallien und von da nach Italien in vierundzwanzig Stunden 150 km zurücklegte, wobei er bei Tage seinem Secretär dictirte und Nachts die Fahrt in einem Wagen machte, bestätigen die Annahme, daß die Wege von halbwegs leidlicher Beschaffenheit gewesen sein mußten. Ueberhaupt bot zu jener Zeit die Straße von Susa über den Mont-Cenis ein äußerst lebhaftes Bild. Soldaten, Kaufleute, vornehme junge Römer mit ihrem Gefolge, die in Gallien ihr Glück machen wollten, durchzogen dieselbe. Kaiser Augustus ließ sie mit Befestigungen ausrüsten, und auch spätere Kaiser verwendeten große Sorgfalt auf sie. Britannicus benutzte sie auf seinem Zuge nach Britannien, ebenso bei seiner Rückkehr nach Rom, wo ihn seine Stiefmutter Agrippina vergiftete, um dem eigenen Sohne Nero den Thron zu sichern. Bald darauf führten über diese und andere Alpenpässe die verschiedenen Gegenkaiser und Thronprätendenten ihre Partisanen und Söldner, die sie zum großen Theil aus Germanien rekrutirten. Dadurch zeigten sie den nordischen Völkern den Weg nach Italien. Im Jahre 308 schlug Kaiser Constantin nach dem Uebergange über den Mont-Cenis den Gegenkaiser Maxentius. Der mit Hülfe christlicher

Legionen errungene Sieg bestimmte den Kaiser, die christliche Religion zur Staatsreligion zu erheben. Zugleich verlegte er die Residenz von Rom nach Byzanz, ein Schritt, der den Verfall des Reiches beschleunigte und den Keim zur weltlichen Herrschaft des Papstthums legte. Mit der Theilung des Reiches in ein östliches und westliches begann die eigentliche Herrschaft der Barbaren, welche wir von da ab wiederholt über die Alpenpässe ziehen sehen, bis endlich Pipin und Karl der Große durch ihre Siege über die Longobarden das weströmische Reich erneuerten und die weltliche Herrschaft der Päpste fest begründeten. Bei ihren mehrmaligen Zügen nach und von Italien benutzten sie öfter die Straße über den Mont-Cenis. Im zehnten Jahrhundert stritten sich die in der Schweiz eingefallenen Ungarn mit den vom südlichen Frankreich eingebrachten Sarazenen um den Besitz der westlichen Alpenländer, bis sie von den Burgundern vertrieben wurden. Später kamen jene Pässe in das Eigenthum der Herzöge von Savoyen, welche das Ihrige zur Demüthigung des Kaisers Heinrich IV. beitrugen, als dieser mit seiner Frau und seinem Sohne die vielbeschriebene Fahrt über den Mont-Cenis nach Canossa machte. Unter König Franz I. wurde um die westlichen Alpenpässe manch blutiger Streit ausgefochten. Derselbe Weg über einen südlich vom Mont-Cenis gelegenen Paß, den im Jahre 77 vor Christi Geburt Pompejus auf seinem Zuge nach Spanien nahm, wurde von Franz I. eingeschlagen, als er in die Ebene von Pavia hinabstieg, um Alles zu verlieren bis auf die Ehre. Auch nach Franzens Tode sehen wir wiederholt französische Heere auf dem Marsche über Susa nach den Schlachtfeldern Oberitaliens. Napoleon I., der diese Straße schon 1797 begangen hatte, ordnete noch als Consul die Erbauung der neuen Straße über den Mont-Cenis an, ließ das vom Sohne Karl's des Großen, Ludwig dem Frommen, vor tausend Jahren gegründete Hospiz neu herstellen und eine Caserne auf der Höhe des Passes anlegen. Im Jahre 1812 wurde Papst Pius VII. von Gendarmen diesen Weg geleitet, den er im Jahre 1804 zur Kaiserkrönung nach Paris unter Ehrenbezeugungen aller Art gezogen war. Im

Jahre 1859 marschirte abermals eine französische Armee über den Mont-Cenis, um den Grund zur Einheit Italiens und zum Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstthums zu legen.

Außer der Straße über den Mont-Cenis baute Napoleon I. noch eine über den Simplon. Ueber den Sanct Gotthard führte noch immer ein mit Rollsteinen gepflasterter Saumweg, der jährlich von etwa 15000 Menschen und 9000 Pferden und Maulthierern passirt wurde. Erst als Graubünden, Oesterreich und Sardinien das Beispiel Napoleon's nachahmten und über den Bernhardin, den Splügen, den Julier, den Maloja, das Stiller Joch u. s. w. prächtige Kunststraßen erbauten, sahen sich die inneren Cantone der Schweiz genöthigt, durch Ausführung der Gotthardstraße die gänzliche Ablenkung des Verkehrs von ihrem Gebiete zu verhindern. Man feierte diese Alpenstraßen mit ihren künstlichen Entwicklungen, kühnen Sprengungen, geschlängelten Windungen, langen Felsengewölben, schwindelnden Brücken als Triumphe des menschlichen Geistes und eherner Ausdauer. Doch erkannten schon damals einsichtige Männer, daß selbst diese verbesserten Transportwege den gesteigerten Bedürfnissen des Handels und der Industrie bald nicht mehr genügen würden. Bereits hatten diese die Anwendung der Dampfkraft zur Fortbewegung größerer Lasten zur Folge, und in demselben Jahre, in welchem die Gotthardstraße vollendet wurde, eröffnete der unsterbliche Erfinder der Locomotive, Georg Stephenson, die erste Eisenbahn von Liverpool nach Manchester. Das Dampfroß bewährte sich und fand bald auch auf dem Festlande Eingang; am 7. December 1835 bewegte sich zum ersten Male ein von Locomotiven gezogener Zug auf deutschem Boden, und zwar zwischen Nürnberg und Fürth.

Schon einige Jahre vorher hatte Giuseppe Medail dem König von Sardinien ein Project zur Anlage einer die Alpen überschreitenden Eisenbahn zwischen Italien und Frankreich in Vorschlag gebracht. Auch anderwärts, in der Schweiz wie in Oesterreich, machten sich verschiedene Ingenieure mit dem Gedanken vertraut, daß das epochemachende neue Transportmittel über kurz oder lang zu einer directen Verbindung

Italiens mit dem übrigen Continent und zur Vermittelung eines Haupthandelszuges zwischen dem Orient und dem europäischen Norden dienen werde. Besonders eifrig nahm sich die sardinische Regierung der Alpenbahnprojecte an. Im Jahre 1845 ertheilte sie den Auftrag, die Tunnelirung des Mont-Cenis zu studiren, und schon ein Jahr später ertheilte sie an eine Turiner Gesellschaft die Concession zum Bau einer nach der Schweiz führenden Eisenbahn, ja im Jahre 1847 trat sie sogar einem zwischen Graubünden, Sanct Gallen und Tessin abgeschlossenen Vertrag bei, wonach sich die Contrahenten zur Herstellung einer den Langensee mit dem Zürich- und Bodensee verbindenden Eisenbahnverpflichteten. Unter allen Pässen der Centralalpen wurde der Lukmanier vermöge seiner physischen Beschaffenheit, der geographischen Lage, der äußerst sanft ansteigenden nördlichen Abdachung, der geringen absoluten Höhe und seiner Bedeutung als alter Handelsweg als der geeignetste zur Ueberschreitung empfohlen. Auch die englischen Ingenieure Robert Stephenson und Swinburne, welche von der Schweiz als Experten beigezogen wurden, sprachen sich zu Gunsten des Lukmanier aus, glaubten jedoch das Project noch einstweilen von der Tagesordnung absetzen zu sollen, da die Schweiz an der Verwirklichung desselben ein geringeres Interesse hätte als Deutschland und Italien. Doch gaben sie die Möglichkeit zu, daß territoriale oder politische Verhältnisse die physischen und finanziellen Schwierigkeiten überwinden lassen könnten.

Diese veränderten Verhältnisse traten denn auch ein. Durch die Ereignisse des Jahres 1848 war Sardinien in seinen Bestrebungen unterbrochen worden. Zwar nahm es dieselben bald wieder auf und suchte auf jede Weise das Lukmanierproject zu fördern. Daneben interessirte es sich für die Mont-Cenisbahn und ließ die Studien für die Anlage eines langen Tunnels fortsetzen. In der That gelang es den Anstrengungen mehrerer Techniker, eine Bohrmaschine sowie eine durch comprimirt Luft in Bewegung gesetzte Locomobile, welche zugleich die nöthige reine Luft in den Tunnel einführen sollte, zu erfinden, worauf im Jahre 1857 der Bau

des Mont-Cenistunnels begonnen wurde. Schon vorher hatte die Technik in der gelungenen Ueberschreitung des Semmering — diese Triest und Wien verbindende Bahn wurde 1853 eröffnet — einen glänzenden Triumph gefeiert, welcher die Aussichten für die Lukmanierbahn bedeutend hob. In dem nämlichen Jahre 1853 wurden mit den hochfliegendsten Hoffnungen die Linien vom Züricher- und Bodensee nach Chur als Sectionen der centralen Alpenbahn in Angriff genommen; Sardinien und die Cantone Sanct Gallen und Graubünden sagten Subsidien zu, die hervorragendsten Autoritäten im Ingenieursfach, sowohl von deutscher wie italienischer Seite, sprachen sich für den Lukmanier aus. Aber die Ereignisse des Jahres 1859 machten einen Strich durch alle diese Berechnungen.

Nach dem Verluste der Lombardei war nämlich Oesterreich Alles daran gelegen, sich im Besitze Venetiens zu behaupten. Diesem Zwecke sollte die Anlage einer neuen Militär- und Handelsstraße über den Brenner zum Anschluß an die Pusterthalbahn in Franzensfeste und an die baierischen Bahnen in Kufstein dienen. Zugleich trug sich die österreichische Regierung mit dem Plane, die baierische Regierung für das Project einer weiteren Zufahrtslinie zum Brenner über den Fernpaß nach Rempten zu gewinnen. Wäre die baierische Regierung auf die Zumuthung eingegangen, so würde wohl durch die Ausführung der Fernbahn die spätere Inangriffnahme einer schweizerischen Alpenbahn verhindert oder doch mindestens verzögert worden sein. Seit dieser Zeit wandte die österreichische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die Herstellung einer directen Verbindung Tirols mit Vorarlberg über den Arlberg. Zunächst jedoch erhielt die österreichische Südbahn die Concession zum Bau und Betrieb der Brennerbahn. Um deren Rentabilität zu sichern, gab sich das bei der Südbahn hervorragend theilnehmende Haus Rothschild alle erdenkliche Mühe, nicht bloß die Lukmanierbahn, sondern auch die übrigen inzwischen aufgetauchten Projecte einer Bahn über den Sanct Gotthard, die Grimsel, den Simplon zu hintertreiben. Um die Parteien in der Schweiz noch mehr zu zersplittern, wurde den bisherigen Vorschlägen ein neuer —

die Splügenbahn — entgegengestellt. In der That gelang es durch die verschiedensten Machinationen, jede Concurrenz vorläufig hintanzuhalten. Zwar ertheilte der Canton Tessin der „Centraleuropäischen Eisenbahngesellschaft“ die Concession zum Bau der Gotthardbahn, aber der rasch begonnene Bau der südlichen Zufahrtslinie mußte alsbald wegen Geldmangels eingestellt werden. So rückte die Brennerbahn unter den günstigsten Auspicien ihrer Vollendung entgegen, als das Jahr 1866 plötzlich den territorialen und politischen Verhältnissen eine Wendung gab, welche die Erwartungen Robert Stephenson's bestätigen sollte.

Bereits einige Zeit vorher hatten sich die von Italien und Deutschland bestellten Experten in der Ueberzeugung geeinigt, daß durch die Durchbohrung des Sanct Gotthard der kürzeste Weg zwischen Italien und Deutschland hergestellt werde, sowie daß dieses Project in commercieller Hinsicht den Vorzug vor allen anderen verdiene. Vor der commerciellen Erwägung kamen noch die politischen Rücksichten, denn darüber konnte sich wohl Niemand einer Täuschung hingeben, daß die Gotthardbahn der nationalen Politik Preußens und Sardinien's mehr förderlich erschien als die an der Grenze Oesterreich's hinzuziehende Lukmanierbahn. Jene durchschneidet den italienisch sprechenden Canton Tessin und die deutsch redende Schweiz in der Mitte, und auf dem Scheitel des Tunnels können sich in ziemlich gleichen Entfernungen Deutschland und Italien die Hand reichen, während Oesterreich und Frankreich zur Rechten und Linken ausreichenden Abstand halten. Die Anhänger des Lukmanier verbreiteten sogar die Meinung, die Gotthardbahn sei der Gegenstand eines zwischen Preußen und Italien im Jahre 1866 abgeschlossenen geheimen Vertrages. Ursprünglich hätten Italien und Preußen die Abtretung Südtirols im Auge gehabt; die Brennerbahn sollte die deutsche Handelslinie gegenüber dem adriatischen Meer und die strategische gegenüber dem so geschwächten Oesterreich werden. Napoleon habe jedoch den Plan der Verbündeten durchkreuzt, worauf sie auf den Gotthard verfallen seien. Als weitere Erklärung hierfür wurde eine Stelle aus der Thronrede angezogen, mit

welcher König Victor Emanuel den Ankauf der oberitalienischen Bahnen begründete: „Die Verpflichtung, einen mit einem befreundeten Souverän abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, reifte bei meiner Regierung die Idee des Rückkaufes der Eisenbahnen.“ Diese Idee, behaupten die Anhänger des Lukmanierprojectes, stehe in Zusammenhang mit dem von der deutschen Reichsregierung durch die Erwerbung der elsäß-lothringischen Eisenbahnen eingeleiteten Uebergang der deutschen Eisenbahnen in das Eigenthum des Reiches. Durch die gemeinsame und übereinstimmende Action der italienischen und deutschen Reichsbahnen in Verbindung mit der Gotthardbahn werde die wirtschaftliche und hiermit auch die politische Selbständigkeit der Schweiz in die Brüche gehen und zugleich die Selbständigkeit der süddeutschen Staatsbahncomplexe gebrochen; für die Schweiz werde die Gotthardbahn der Anfang vom Ende sein.

Die Gotthardbahn, deren Bau im Jahre 1872 begonnen wurde, geht ihrer Vollendung entgegen. Nach achtjähriger Arbeit ist es gelungen, den Richtungsstollen des großen Tunnels zu vollenden, so daß die Bahn voraussichtlich bis zum Jahre 1883 dem Verkehr wird übergeben werden können. Freilich war dies nur durch großartige Opfer möglich, indem die Schweiz 26, Deutschland 30 und Italien 55 Millionen Franken zu der Baukostensumme à fonds perdus beisteuerten. Der Rest des durch Actien und Obligationen aufgebrauchten Baucapitals beziffert sich nominell auf 114 Millionen Franken, so daß der Kilometer der beläufig 230 km langen Bahn auf rund 1 Million Franken zu stehen kommt. Der Kilometer des 14 900 m langen Haupttunnels — der Mont-Cenisstunnel ist 12 233 m lang — wird allein 4 Millionen kosten. Der höchste Punkt des Tunnels liegt 1152 m über Meer. Verglichen mit den Culminationshöhen anderer Alpenbahnen — Brennerbahn mit 1367 m, Mont-Cenisstunnel mit 1338 m, Semmeringbahn mit 895 m —, nähert sich der Scheitel der Gotthardbahn nahezu dem mittleren Durchschnitt dieser Schienenwege. Im Kostenpunkt jedoch übertrifft die Gotthardbahn, obgleich die Ge-

sammtbauzeit nicht einmal die dreizehn Jahre der 1870 eröffneten Mont-Cenisbahn beansprucht, alle übrigen bis jetzt ausgeführten und projectirten Alpenbahnen. Zu den letzteren zählen wir die Simplonbahn, die einen Tunnel von 18 km erhalten soll, die Arlbergbahn mit einem 10 km langen Tunnel, die Fernbahn mit einem 2500 m langen Tunnel sowie die von Triest über den Predil geplante Linie.

Alle die letztgenannten Projecte verdanken ihre Entstehung zu einem großen Theil den Befürchtungen, welche für Frankreich, beziehungsweise Oesterreich und Baiern aus der Inbetriebsetzung der Gotthardbahn erwachsen. An dem Zustandekommen der Simplonbahn ist bei der sicheren Unterstützung, welche das Unternehmen von Seiten Frankreichs finden wird, kaum mehr zu zweifeln, zumal die Zufahrtslinien auf der schweizerischen Seite bis zum Fuße des Berges ausgeführt sind und auf der italienischen Seite demnächst in Angriff genommen werden. In Frankreich hofft man sogar, den durch compactes Gestein führenden Simplontunnel gleichzeitig mit dem durch ungünstige Formationen benachtheiligten Arlbergunnel fertig zu machen. Mit der Arlbergbahn, welche den linken Flügel der Brennerbahn vorstellt und vermitteltst einer Dampfeschiffsfähre Bregenz-Friedrichshafen und Bregenz-Konstanz mitten in die Zone der Gotthardbahn ausmünden wird, soll nach Beschluß der maßgebenden Behörden Oesterreichs noch in diesem Jahre Ernst gemacht werden. In Baiern steht die Regierung dieser die Rentabilität und Existenz des Staatsbahnnetzes arg bedrohenden Unternehmung ebenso rathlos gegenüber wie der Gotthardbahn, und es hat nicht den Anschein, als ob es sich mit Oesterreich über den Bau der Fernbahn und der direct nach Triest führenden Tauern- und Predillinie vertragen wollte.

Gerade das letztere Project verdient auch von Seiten des deutschen Reiches volle Würdigung, da nur eine von Italien unabhängige und auf dem kürzesten Wege nach Deutschland führende Bahn den Niedergang und die gänzliche Romanisirung Triests und die allmälige Ausschließung Deutschlands vom adriatischen Meere verhindern kann. Die Terrainhindernisse, welche der Ausfüh-

rung im Wege stehen sollen, sind bei genauerer Betrachtung nicht so gewaltig, daß deshalb die Verwirklichung des Projectes auf die lange Bank verschoben werden müßte, namentlich wenn die maßgebenden deutschen Kreise die Wichtigkeit desselben und die Nothwendigkeit der Hebung Triests zu erfassen beginnen.

Bezüglich der Fernbahn hat sich schon da und dort ein lebhafteres Interesse kund gegeben. Das Verständniß für die Bedeutung derselben wird aber in Deutschland wie in Oesterreich erst recht erwachen, wenn man das neueste italienische Alpenbahnproject (Vecco am Comersee — Malojapaf — Oberengadin nach Landeck am Inn) nach Ursache und Zweck zu studiren anfängt. Genau dieselben Vortheile, welche mit dieser Bahn für Italien in wirtschaftlicher Beziehung erhofft werden, vermögen Deutschland und Oesterreich mit dem Bau der zudem wenig kostspieligen Fernbahn in erster Linie für sich zu erzielen. Obendrein würde durch die Fernbahn wie durch die Tauernbahn das deutsche Element an der südlichen Sprachgrenze eine Stärkung erhalten und dem Vordringen des romanischen Idioms ein fester Damm entgegengestellt werden. Wir dürfen nämlich nicht außer Acht lassen, daß dem Ingenieur Vanozzi bei seinem Entwurfe einer Bahn über den Maloja ins Innthal auch nationalpolitische Momente vorgezeichnet haben. Gerade um dieser willen ist das Mißtrauen der österreichischen Regierung erwacht, und sie wird darum das Project Vanozzi's gewiß nicht mit derselben Bereitwilligkeit entgegennehmen, mit welcher sie vor Jahren in den Bau der den Hafen von Venedig auf Kosten Triests bevorzugenden, bei Villach an die Pusterthal- und Rudolfsbahn anschließenden Pontebabahn gutgeheißen hat. Die österreichische Regierung wird schon in nächster Zeit — die Pontebabahn ist bereits dem Betriebe übergeben worden — die Erfahrung machen, daß diese Linie ihren wirtschaftlichen Interessen zuwider läuft und daß sie darum Mittel und Wege suchen muß, um die ihrem ersten Hafenplätze entstehenden Nachtheile durch eine kürzere Verbindung mit dessen natürlichen Absatzgebieten in Oesterreich und Deutschland abzuwehren und neue Alimentationsquellen zu eröffnen.

Allerdings spricht hierbei der Kostenpunkt ein entscheidendes Wort mit, namentlich so lange die Eisenbahntechnik sich nicht von der althergebrachten Schablone trennt und die Fortschritte der Mechanik im Maschinen- und Betriebswesen, wie sie besonders in Amerika erreicht worden sind, beim Bau und Betrieb unserer Gebirgsbahnen berücksichtigt. Selbst in letzterer Richtung möchte es der modernen Technik von erheblichem Nutzen sein, wenn sich deren Vertreter die römischen Ingenieure zum Vorbild nehmen wollten. Wie diese in Bezug auf Richtung, Einteilung und Technik der Straßen unseren heutigen Fachmännern vielfach überlegen waren, da diese nicht immer die natürlichsten Tracen wählen und alle Verkehrswege, ohne Unterschied, ob sie Haupt- oder Nebenbahnen, Thal- oder Gebirgsbahnen, bis in die neueste Zeit über einen und denselben Leisten construirten, während die römischen Baumeister ganz genaue Unterschiede festhielten, — ebenso könnten unsere Ingenieure und Eisenbahnbetriebsleiter in Bezug auf die Verkehrsarten, Belastungsmengen und Ausnutzung der Zugkraft lehrreiche Anregungen bei den römischen Fuhrleuten sich holen. Es klingt uns fast unglaublich, mit welcher verhältnißmäßig großen Raschheit und Präcision die römischen Fuhrleute zu operiren und den Anforderungen der Armee und eines sehr bedeutenden Verkehrs zu genügen verstanden.

Ähnlich bauen und arbeiten die Amerikaner. Ohne Karten, ohne Wege, Stege und Führer, weit entfernt von den Wohnstätten cultivirter Menschen, unter beständigen Gefahren und Sorgen für Leib, Leben und Gesundheit dringen dort die Ingenieure in die entferntesten Gegenden vor, um mit den Verkehrswegen den Machtbereich der Union auszudehnen und die Civilisation in die entferntesten Gebiete zu tragen. Unter Berücksichtigung aller Verhältnisse bauen sie Eisenbahnen rasch, billig und zweckmäßig, den vorhandenen Mitteln und den nächsten Bedürfnissen entsprechend. Sie bauen Eisenbahnen durch unabsehbare Prairien, durch wüste Einöden, über die höchsten Gebirge, von einem Ocean zum anderen. Indem sie

den natürlichen Entwicklungen nachgehen, scheuen sie sich auch vor großen Steigungen der Bahn nicht, da die Anwendung specieller Systeme, die Verbesserung der Maschinen, die rationelle Zugsbewegung und die sorgsame Ausnutzung des Rollmaterials die Sicherheit, Regelmäßigkeit und Dekonomie des Betriebes wie die Befriedigung aller billigen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit garantiren. Mit dem steigenden Verkehr geht die Ausstattung des Bahnkörpers Hand in Hand, während bei vielen unserer Bahnen die Bahnanlage dem Verkehrsbedürfniß voraussetzt.

Das Letztere gilt auch zum Theil von unseren Alpenbahnen. Unsere Ingenieure müßten eben weniger generalisiren, weniger nach der Schablone, dem Schema, dem Regulativ arbeiten, weniger mit Wahrscheinlichkeiten, Möglichkeiten und Wünschen calculiren, sondern mehr das Nothwendige berücksichtigen, die Bauart nach den wirklichen Bedürfnissen einrichten, die Anlagekosten durch Verbesserung der Zugkraft vermindern und die Technik des Betriebes nach den Grundsätzen einer vernünftigen, weisen und sparsamen Wirtschaftspolitik reformiren.

Unsere Techniker und Eisenbahnpolitiker sind in der Regel keine Nationalökonomien, daher kommt es, daß wir wenn nicht zu viel, so doch zu theuer gebaut haben. Zu viel Eisenbahnen haben wir wohl hier und da im Flachlande oder im minder schwierigen Terrain, dagegen entschieden zu wenig in den Gebirgen, namentlich in den Alpen.

Sollen demnach die begangenen Fehler vermieden, die Aussichten des internationalen Verkehrs gehörig verwerthet und ausgebeutet werden, so müssen wir den Alpenbahnen unser Augenmerk zuwenden und eine Bau- und Betriebsart zur Anwendung bringen, welche den Bedürfnissen entspricht und die Völker, auf deren Kosten die Verkehrswege errichtet und unterhalten werden, nicht drückend belastet. Müssen wir doch bedenken, daß die Alpenbahnen den ihnen zugesprochenen Haupthandelszug aus dem Orient deswegen nicht erhalten oder behaupten, weil ihnen in den Balkanbahnen überlegene Concurrenten erstehen werden.



Literarisches Leben in den Vereinigten Staaten.

Von

Hjalmar Hjort Boyesen.



Im Jahre 1871 hatte ich das Vergnügen, ein paar Monate in dem Centrum creolischer Civilisation zuzubringen. Ich war mit einem Freunde stundenlang über jenen berühmten Muschelweg geritten, von welchem man den blauen lachenden Golf durch das dunkle Laub der Magnolien schimmern und blitzen sieht. Obgleich es mitten im Januar war, kam über die Wasser zu uns her der verführerischste, mit Würzdüften erfüllte Windhauch und machte meine Excursion zu einem Ritt ins Feenland. Der Himmel war so wunderbar klar und der Zenith so unermesslich fern; die Luft so sanft und schmeichelnd, und der blaue Spiegel des Golfes sah aus, als ob man sich nur in ihn zu tauchen brauchte, um Krankheit, Alter und alles Erdenweh für immer abzuwaschen. Ich dachte an jene Stelle in Goethe's „Italienischer Reise“, wo ihm der Blick aufs mittelländische Meer von der sicilischen Küste zum lebendigen Commentar des Homer wurde und die Idee der „Naufikaa“ in seinem Dichterherzen Gestalt gewann. Und so erinnere ich mich, daß

ich mich wunderte, warum jener berühmte Abenteurer Ponce de Leon, der nach Amerika kam, die Quelle der Jugend zu suchen, sich nicht einfach in den mexicanischen Golf tauchte, anstatt mit Gefahr seines Lebens über den Continent zu schweifen, um dort natürlich das Wunderwasser nicht zu finden. Und dann: wenn die Tradition nicht die Ritter jener Tage gräulich verleumdet hat, sollten Bäder irgend welcher Art, vorausgesetzt, daß sie mit einer gewissen hinreichenden Folge angewandt wären, auf die biedereren Herren nicht überall einen verjüngenden Einfluß ausgeübt haben?

Etwas der Art äußerte ich gegen meinen Freund, der als ein geborener Südländer sehr stolz auf das Klima war und sich dasselbe, Gott weiß wie, zum persönlichen Verdienst anzurechnen schien. Jedenfalls nahm er Alles, was ich zum Lobe des Südens in jener herrlichen Stunde, wahrlich mühelos genug, vorbrachte, mit einer strahlenden Befriedigung auf, als wär's das Lob seiner eigenen Tugenden oder der seiner Geliebten. Vor dem Norden hatte er einen eingeborenen

Horror und nannte sich weder selbst jemals einen Amerikaner, noch erlaubte er, daß ihn ein Anderer so nenne. Der Süden allein war seine Heimath; dem Süden allein war er Treue schuldig. Hätte der Wind von Massachusetts-Bai geweht anstatt (ach, und wie berauschend süß!) vom mexicanischen Golf — ich weiß nicht, mit welcher catonischen Strenge ich meine Grundsätze dem treulosen Südländer klar gelegt hätte. Aber wer mag bei 90 Grad Fahrenheit im Schatten für die leidige Politik unerbittliche Lanzen brechen! wer ist unter einem tropischen Himmel nicht geneigt, das Herz eines Freundes, der da friedlich an seiner Seite durch den ambrosischen Morgen reitet, zu gewinnen und einzulassen, indem man willfährig auf seine krausesten Schrüllen eingeht und den lieben Gott, der das Alles rings umher so herrlich gemacht, so zu sagen einen guten Mann sein läßt, wenn er auch sein Paradies mit etwas wunderlichen Leuten bevölkert hat! Meine friedfertige Gesinnung gewann das Herz meines Freundes ganz und gar und erfüllte ihn mit der höchsten Meinung von meiner Weisheit und superioren Intelligenz. In dem Eifer seines guten Willens schlug er mir sogar vor, mich in die südländische Gesellschaft einzuführen; in der Nachbarschaft habe ein alter creolischer Herr einen großen Drangenhain; den alten Herrn wollten wir, um einen Anfang zu machen, sofort aussuchen. Natürlich konnte mir nichts gelegener sein. Hatte ich bis jetzt doch nur die Außenseiten jener düsteren alten Herrenwohnungen gesehen, welche mit ihren öden Balconen und geschlossenen Läden so ungastlich und zurückstoßend auf den Wanderer blickten, wie Einer, der seinen schwarzen Rock bis zum Kinn zugeknöpft trägt!

Wir ritten fünfzehn oder zwanzig Minuten weiter und hielten vor einer ehrwürdigen klapprigen Pforte, die zwischen zwei imponirenden Steinpfeilern hing. Ein halbes Duzend Mulattenkinder, deren Umhüllung nur aus Andeutungen bestand, kam herbeigelaufen, um uns die Pforte zu öffnen; und so ritten wir denn feierlich auf dem mit zerstampften Seemuscheln bestreuten, sich vielfach windenden Wege dem Hause zu, während rechts und links die reifen Goldorangen aus dem dunklen

Laube glühten und unter den breiten Blättern die Bananen in dicken Massen an den Stämmen klebten. Unser Wirth empfing uns auf der „Piazza“, die sich rings ums Haus zog, in einem breitfränpigen Panamahut und einem unbeschreiblich alterthümlichen Rock, welcher augenscheinlich nur bei großen Gelegenheiten zum Vorschein kam. Ebenso augenscheinlich hatte der schwärzliche, ungefähr fünfzigjährige, überaus höfliche Herr mit dem trotzdem etwas hochfahrenden Betragen auch nicht die leiseste Ahnung von der hinreißenden Wunderlichkeit seines Anzuges. Seine Beinkleider waren um die Kniee herum in einem desolaten Zustande; — er hatte eben nur noch Zeit gehabt, den Rock zu wechseln, als ihm die Fremden angekündigt wurden. Bei aller Höflichkeit war sein Willkommen nichts weniger als herzlich, und ich hatte, trotz meines Freundes gegentheiligen Versicherungen, durchaus den Eindruck, daß unsere Gegenwart ihn belästigte und die Grandseigneur-Miene nur eine Maske seiner unbehaglichen Stimmung war. Mein Freund stellte mich selbstverständlich als einen Nordländer vor, der absolut keine Vorurtheile habe, außer einem, und das sei ein sehr günstiges: nämlich für Drangen. Nun hatten wir aber unseren ehrenwerthen Wirth in dem Moment überrascht, als er ein paar Duzend braunen und gelben Kindern, welche die abgepflückten Drangen in Säcken herbeischleppten und in Fässern sortirten, von der „Piazza“ herab seine Directionen gab. Er erwiderte auf meines Freundes scherzhafte Bemerkung, ohne die Spur eines Lächelns und sich der französischen Sprache bedienend: es werde ihm eine Ehre sein, wenn ich so viele Drangen essen wollte, als ich möchte und könnte, und er werde einem Diener Befehl geben, mir noch eine Anzahl auserlesener Früchte in mein Hotel zu tragen. Jetzt war die Reihe, verlegen zu sein, an mir. Stand ich doch da wie Einer, der nur gekommen war, die Bekanntschaft seiner Drangen zu machen! Ich beeilte mich, zu versichern, daß meine Leidenschaft für Drangen mehr eine ästhetische als materielle sei und daß ich immer den kindischen Ehrgeiz genährt, demaleinst mit eigener Hand die goldenen Früchte aus dem dunklen Laube

zu pflücken. Ob er mir erlauben wolle, das Experiment zu machen? Sofort stürzte auf des Herrn Wink die Schar der andeutungsweise bekleideten Mulatten- und Quadronenkinder herbei, legte eine Leiter an einen der Bäume in der Nähe des Hauses und kämpfte unter einander um die Ehre, dieselbe halten zu dürfen, während ich hinaufstieg. Und in diesem Augenblick und von diesem erhabenen Standpunkt machte ich eine Entdeckung, welche mein Interesse an den Orangen in tiefen Schatten stellte. Ich bemerkte nämlich, daß mindestens ein halbes Duzend der Kinder eine frappante Aehnlichkeit mit ihrem Herrn hatte. Die Form seines Kopfes mit dem kurzgeschnittenen Haar, die sehr eigenthümliche Bildung seines Mundes und Kinns — es stimmte Alles bis auf die kleinen Modificationen, wie sie eine Neger- oder Mulattenmutter in den klar ausgeprägten Typ hineingebracht haben mochte.

Unser Besuch dauerte nicht lange, und ich glaubte fast den erleichternden Seufzer des alten Junggefellens zu hören, als sich das Gitterthor hinter den ungebetenen Gästen schloß. Ich beeilte mich, meinen Freund zu fragen: wie denn er sich die sonderbare Aehnlichkeit der Kinder mit ihrem Herrn erkläre?

In der einfachsten Weise von der Welt, erwiderte er lachend; es sind eben seine Kinder.

Aber, remonstrirte ich in meiner nordischen Unschuld, wenn es seine eigenen Kinder sind, weshalb kleidet er sie nicht anständig und erzieht sie, wie es ihm, der sie ins Leben gerufen hat, zukommt?

Zukommt? sagte mein Freund; wie so? Sie haben doch gesehen, daß sie von farbigen Weibern geboren sind?

Ich sage nicht, was ich erwidert: es war dasselbe, was jeder Mann mit nordländischen Gefühlen erwidert haben würde. Mein Freund replicirte mit einiger Wärme; und innerhalb der nächsten Stunde brachte ich es glücklich fertig, den vortheilhaften Eindruck, welchen ich während unseres Rittes auf dem Muschelwege gemacht hatte, vollständig zu zerstören. Ich traf meinen Freund später noch ein- oder zweimal, obgleich er mir offenbar auswich; und ich hielt es unter diesen Umständen nicht für rathlich, ihn an sein Versprechen

zu erinnern, mich in die südländische Gesellschaft einführen zu wollen.

Muß ich den Leser um Entschuldigung bitten, daß ich ihn mit der obigen persönlichen Erinnerung behelligte? Dieselbe kam mir unwillkürlich, als ich auf den Wunsch des Herausgebers dieser Blätter an die nicht leichte Aufgabe ging, dem deutschen Leser ein Bild der literarischen Zustände des amerikanischen Südens zu entwerfen.* Soll doch, nach dem Aussprüche Goethe's, zuerst „in Dichters Lande gehen, wer den Dichter verstehen will“. Und so mag denn — *faute de mieux* — die kleine mitgetheilte Anekdote als eine Art von Illustration des Landes und der Dinge dienen, mit denen wir uns in dem Folgenden zu beschäftigen haben; und ein wenig dazu beitragen, dem Fernstehenden das Verständniß von Verhältnissen zu erleichtern, welche selbst für uns, die wir „die Nächsten dazu“ sind, so viel des Räthselhaften darbieten.

* * *

Der Süden, welcher seit dem Tode Edgar Allan Poe's in der amerikanischen Literatur nicht wieder in würdiger Weise repräsentirt war, hat plötzlich in der Person von George W. Cable einen ausgezeichneten Vertreter gefunden. Sein Roman „The Grandissimes“ ist der letzte große literarische Erfolg. Mr. Cable debütirte vor ungefähr zwei Jahren mit einer Reihe von Novellen, in welchen er den Versuch machte, jenes sonderbare Ueberbleibsel des gallischen Südens zu schildern, das sich in dem Worte „Creolen“ zusammenfaßt. Diese Creolen sind ein Volk für sich und nur dem Namen nach Amerikaner. Sie haben die Züge der lateinischen Racen ebenso wie deren Temperament und Ehrencodex. Sie waren früher die leidenschaftlichsten Vertheidiger

* Die literarischen Zustände des Nordens der Vereinigten Staaten hat unser verehrter Herr Mitarbeiter in unserem Juli-Heft des vergangenen Jahres beleuchtet. Dem Herausgeber dieser Hefte ist es eine Ehre und Freude gewesen, das englische Original des geistvollen transatlantischen Freundes für den deutschen Leser zu bearbeiten.

Anmerkung der Red.

der Sklaverei, während des Krieges die verbissensten Secessionisten und sind noch heute die illoyalsten und widerspenstigsten Bürger der Republik. Hätte Napoleon, als er im Jahre 1804 Louisiana an die Vereinigten Staaten verkaufte, die Herzen der Bewohner mit verkaufen können, so wär's für uns ein vortheilhafterer Handel gewesen. So empfingen wir eine völlig fremdartige Bevölkerung, welche Frankreich eine unausrottbare Treue bewahrte und unfähig war, sich mit der anglo-amerikanischen Race zu assimiliren, die doch die herrschende auf diesem Continent bleiben muß und wird. Bis auf den heutigen Tag haben die Creolen die Vereinigten Staaten gezwungen, sie als eine besiegte Nation zu behandeln. Sie sind die Beute gieriger nordländischer Abenteurer geworden, die viel geriebener waren als sie und welche bis 1876 die Regierung in der arrogirten Gewalt schützte und erhielt. Die Creolen schäumten vor ohnmächtiger Wuth und schrien Zeter über die grausame Tyrannei, ohne zu bedenken, daß eine Regierung gegen offen und hartnäckig illoyale Bürger ihre Pflichten nicht in regelrechter Weise erfüllen kann; und daß sie selbst es waren, welche es ehrlichen und loyalen Nordländern unmöglich machten, friedlich in ihrer Mitte zu leben. Deshalb waren es jene durch den Krieg aus ihren Aemtern und Beschäftigungen geworfenen, von keinen Scrupeln geplagten Abenteurer, die sich in der Hoffnung unermesslicher Beute über den Süden stürzten und mit Hülfe General Grant's und der Stimmen der befreiten Neger die Südländer in den Staub traten und alle Südstaaten mit Schulden und Bankerotten erfüllten. Als 1876 Präsident Hayes an das Regiment kam, änderte sich allmählig diese trostlose Lage der Dinge. Die Truppen, welche die „Reisefack-Regierung“ geschützt hatten, wurden zurückgezogen, locale Selbstverwaltung wurde wieder hergestellt, hier und da zeigten sich Symptome wiederkehrenden Wohlstandes. Aber das söhnte die südländische Bevölkerung keineswegs mit der Republik aus; sie will sich nicht für befriedigt erklären, bis sie mit Hülfe der Demokraten des Nordens wieder im Besitz der nationalen Regierung ist; und eben das suchen die Republikaner

in der gegenwärtigen Campagne* mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhüten.

Nun behandelt freilich Mr. Cable's oben genannter, merkwürdiger Roman die Periode, welche unmittelbar der Cession Louisiana's an die Union folgte; aber diese Periode gleicht in vieler Hinsicht völlig der Reconstructionsperiode, welche 1876 endigte; und ich zweifle nicht, daß Mr. Cable seine Geschichte siebenzig Jahre zurückdatirte, um die Moral derselben desto eindringlicher zu machen. Die Moral: so waret ihr damals, so seid ihr noch heute; heute wie damals kämpft ihr mit euren feudalen Velleitäten gegen eine höhere Civilisation und — kämpft vergebens!

Es ist ein Glück für Mr. Cable und seine Leser, daß besagte Velleitäten dem pittoresken Zug im Charakter der Creolen nur günstig sind und ihre feindliche Haltung gegen das neunzehnte Jahrhundert das romantische Interesse nur erhöht. Eben diesem Interesse kommt auch die offenbare Ungleichheit und Hoffnungslosigkeit des Kampfes zu Gute. Jene Frau, die mit Wischtuch und Schrubber den atlantischen Ocean wegzufegen versuchte, der während einer Ueberschwemmung durchaus in ihre Hütte wollte, ist mehr eine pathetische als eine lächerliche Figur. Sie wußte eben nicht, wogegen sie kämpfte, so wenig, wie der tapfere, todesmuthige Creole ahnt, daß er zum Gegner keinen Geringeren hat als — das neunzehnte Jahrhundert.

Dies ist der springende Punkt und das Problem von Mr. Cable's „Grandissimes“.

Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte zu erzählen oder auch nur ein volles Resumé derselben zu geben. Dazu ist der Plan zu complicirt, sind der auftretenden Personen zu viele, sind die Verzweigungen des Hauses der „Grandissimes“ — sowohl über der Erde in legitimen Sprossen als unter der Erde in illegitimem farbigen Gesindel — zu dicht und kraus in einander geflochten. Ein „Grandissime“ sein — nota bene ein weißer! — heißt ein Gentleman sein. Nichts in der Welt wird von ihm gefordert, als den ökonomischen Ruin der Familie mit Anstand zu tragen. Gegen Honoré, den Helden

* Der Präsidentenwahl. Anmerkung d. Red.

der Geschichte, erhebt sich von allen Seiten wüthende Feindschaft, weil er Kaufmann wird und dadurch die Familienehre schauerhaft compromittirt. Das hindert aber seine noblen Widersacher keineswegs, ihm (er ist ja ein Grandissime und als solcher von absoluter Integrität!) ihre armseligen Gelder anzuvertrauen; und nach und nach etablirt sich eine kleine Armee dieser Herren hinter den Pulten in seinen Büreau, und aus den martialischen Bummeln werden sehr wenig pittoreske, aber desto nützlichere Mitglieder der Gesellschaft. Sie murren freilich noch immer, aber trösten sich mit dem Gedanken, daß ein Grandissime auch als Handlungscommis schließlich immer — ein Grandissime bleibt. Dagegen nimmt dann Honoré seinen farbigen Halbbruder zum Partner und protestirt mit der Firma „Grandissime Frères“ gegen den creolischen Glaubensartikel, welcher die „Halbbrut“ ein für allemal von der guten Gesellschaft ausschließt.

Leider fürchte ich, daß es unmöglich sein wird, die „Grandissimoes“ zu übersehen, und ich glaube das ohne patriotische Selbstüberhebung bedauern zu dürfen, nicht bloß, weil der Roman vom rein ästhetischen Standpunkte hohes Lob verdient, sondern weil er — und das würde doch gerade für das Ausland ins Gewicht fallen — ein treuer Spiegel höchst origineller und verhältnißmäßig völlig unbekannter gesellschaftlicher Verhältnisse ist. Aber wie darf man hoffen, daß auch der geschickteste Uebersetzer ein Werk reproduciren könnte, dessen Reiz nicht zum geringsten Theil in dialektischen Feinheiten liegt, die sich wohl nachempfinden, aber in keinem anderen Idiom wiedergeben lassen!

Eine weit geringere Schwierigkeit würden dem ausländischen Interpreten die „Old Creole Days“ bieten, welche in ihrem engeren Rahmen ein Bild gewähren, dessen Farbe nicht weniger reich, dessen Pathos nicht weniger ergreifend ist und das, mag man es nun vom rein menschlichen Standpunkt betrachten, mag man den Hauptaccent auf die exotische Seltsamkeit legen, in der Fremde nicht weniger Bewunderer finden würde als in der Heimath. Ich möchte nur an „Madame Delicieuse“ mit ihrer köstlich leichten Denkfungsart und ihrer reizenden Bettel-

haftigkeit erinnern, an „Jean-ah-Poquelin“ und „Belles Demoiselles Plantation“ — Geschichten, die uns von den verschiedensten Seiten in eine Gesellschaft führen, welche, so weit sie creolisch ist, seit einem Jahrhundert von einer chinesischen Mauer umschlossen war und erst neuerdings ein paar vorsichtige Züge moderner Luft geathmet hat.

Von einem ganz anderen Standpunkte hat die südländische Gesellschaft Albion Tourgee betrachtet, dessen beide letzten Romane „A Fool's Errand“ und „Bricks without Straw“ sich eines beispiellosen Erfolges rühmen können. Tourgee war bereits vorher wiederholt als Novellist aufgetreten, aber Niemand fiel es ein, seinen Namen in der Liste der bedeutenden Autoren unseres Landes aufzuführen; und ich vermuthe, er selbst würde diese Ehre nicht beansprucht haben. Das ist mit einem Schlage anders geworden. Die leidenschaftliche, mit grausamen Beweissacten ausgestattete Anklage gegen die im Süden herrschende Gesellschaft ist Hochwasser für die Mühle der Partei. Was schiert die Partei Mr. Tourgee's banaler Stil oder die Gewagtheit seiner Erfindungen, die mit der Wirklichkeit nicht immer zusammenfallen dürften!

Mr. Tourgee gehört zu jener edlen Armee der „Reisefäcke“, so genannt, weil man von ihnen annahm, daß sie auf ihrer Expedition in den Süden nicht mehr des persönlichen Besitzes bei sich führten, als man bequem in einem Reisefack unterbringen kann. Er ging, als der Krieg beendet, nach Südcarolina, wenn wir ihm glauben dürfen: mit den edelsten Absichten. Von Politik wollte er nichts wissen; aber l'homme propose, und — wie hätte er taub bleiben sollen gegen den Schmerzensschrei der in der Ausübung ihrer heiligsten, eben erworbenen Rechte von ihren einstigen Gebietern grausam verhinderten Neger! Mag sein, daß „A Fool's Errand“ zu nicht geringem Theil als Autobiographie zu nehmen ist und Mr. Tourgee die Erlebnisse des Oberst „Servasse“ an sich selbst erfahren hat — Parteileidenchaft ist ein Etwas, das dichterische Objectivität — ich will nicht sagen: aufhebt, aber — ganz gewiß, je nach dem Grade der Leidenschaft, mehr oder weniger beeinträchtigt.

So ist z. B. ihre kleine reducirte Edeldame, welche allein (oder mit einer älteren, unbehaglichen und unnützen Verwandten) zwischen den Trümmern ihrer früheren Herrlichkeit sitzt und in ihrem armen kleinen Herzchen die Familientradition unauslöschlichen Hasses nährt, eine Figur, die sich unwiderstehlich in das Herz und die Einbildungskraft des Lesers stiehlt. Der melodramatische Hauch in ihrer Sprechweise, der Anflug von Theatralischem in ihrer Haltung, dessen sie sich bei all' der Simplicität ihres Fühlens und Denkens völlig bewußt ist, aber als etwas betrachtet, was schlechterdings zur Aufrechterhaltung ihrer Würde nothwendig — das ist Alles mit sicher nur geringfügigen Modificationen der Wirklichkeit abgelauscht.

Der Name des Fräuleins, wie wir aus der Skizze, betitelt „Old Gordiston“, lernen, ist Gordis Duke, und ihr älterer Verwandter ein harmloser, excentrischer kleiner Junggesell, Cousin Copeland, der seine Zeit mit dem Studium des Familienstammbaumes verbringt und sich besonders für die Dame interessirt, die seines Urgroßvaters Vetter heirathete. Das ganze Verhältniß ist überaus charakteristisch für den Süden, welcher vor dem Kriege mit seiner absoluten Gastfreundschaft eine Menge solcher überflüssigen Existenzen großfütterte und niemals den Kiegel des Verhungernmüssens zwischen aristokratischen Bettlern und deren Beruf (d. h. das Reiten nichtsnutziger Steckenpferde) schob. Eine köstliche Situation ist es, wo diesen stolzen, blaublütigen alten Herrn der absolute Hunger in die Stadt treibt, in der Hoffnung, er werde dort eine Beschäftigung finden, und er nun entdeckt, daß er auch nicht eine einzige Fähigkeit oder Fertigkeit besitzt, die auf dem Markt des Lebens nur den geringsten Werth hätte. Und so ist es denn eine gerechte und freundliche Nemesis, daß er in der äußersten Noth an einem nordländischen Offizier den Freund findet, mit welchem er die erste ehrliche Mahlzeit theilt, die er seit manchem Tag gegessen hat. Was der Hunger bei dem alten Herrn bewirkt, muß natürlich bei der jungen Dame die Liebe thun (die Liebe zu dem unentwegt freundlichen, höflichen nordländischen Offizier), und so behauptet denn auch unter so schwierigen Verhältnissen

Schiller's berühmtes Wort sein classisches Recht.

Nicht weniger tief berührt das sociale Problem die Erzählung, welche „King David“ betitelt ist. Sie handelt von den Kämpfen eines nordländischen Enthusiasten, der nach dem Süden pilgert, um den emancipirten Negerbrüdern den Segen der Civilisation zu übermitteln, sollte er selbst auch darüber zu Grunde gehen. Eigentlich heißt der gute Mann David King (König), aber seine Negergeschüler beharren dabei, ihn (nach der ihnen vertrauten biblischen Gestalt) „King David“ zu nennen. Es versteht sich wohl von selbst, daß die stupiden Schwarzköpfe sich hartnäckig dem Licht der Bildung verschließen, für welches der begeisterte Mann sie öffnen will; daß sie dafür halten: Jemand, der freiwillig so viel Elend in der Fremde auf sich nehme, müsse doch zu Hause zu schlechterdings nichts getaugt haben; und daß sie lustig in das Hegeheul einstimmen, welches die von dem Schwärmer in ihren heiligsten Interessen bedrohten Herren vom blauen Blut hinter ihm anschlagen. Denn es ist ein bemerkenswerthes Factum: kein brutalster Egoismus des „Reisefacks“ erregt den Zorn der Südländer so wie der ideale Opfermuth des Bildungsapostels; und zu diesem traurigen Capitel giebt „King David“ einen ebenso belehrenden wie interessanten Beitrag.

Eine nicht weniger wichtige Phase süd- und nordländischer Civilisation, oder richtiger Barbarei, behandelt die Geschichte: „Up in the Blue Ridge.“ Es existirt da unten eine Classe von Menschen, die sich ihr jämmerliches Leben durch „Moonshining“ (Mondscheinen) fristen, d. h. dadurch, daß sie in abgelegenen Bergthälern, wo sie hoffen dürfen, der Wachsamkeit der Zollbeamten zu entgehen, Whisky destilliren: ein im besten Falle jämmerliches Handwerk, von dem man nicht glauben sollte, daß sich dazu in dieser großen, reichen Republik ein Mensch hergeben könnte. Im Süden aber existiren nicht wenige Leute, die sich wunder wie heroisch vorkommen, wenn sie nur der Regierung Widerpart halten, und in deren Augen es so ziemlich auf eins herauskommt, ob sie dieselbe in offener Schlacht bekämpfen oder um ihre Einnahmen betrügen. So begünstigt denn in den „Moonshining“-Districten die

öffentliche Meinung durchaus jene Gesetzesübertreter, während die Zollbeamten als Feinde des Gemeinwohls angesehen und mit Mißtrauen und Verachtung behandelt werden. Kaum ein Jahr vergeht, ohne daß einer und der andere jener Braven ermordet würde, weil er den „Moonshiners“ pflichtmäßig das Handwerk gelegt und sie der Gerechtigkeit überliefert hat. Es kommen sogar Fälle vor, wie der von Miß Woolson behandelte, wo Personen aus hochrespectablen Familien mit dem Gefindel gemeinschaftliche Sache machten, und dann hatten die unglücklichen Beamten einen doppelt schweren Stand. Denn Einer vom blauen Blut hat immer Freunde hinter sich, die durch Dick und Dünn gehen, ihn vor den Folgen seiner Uebelthaten zu beschützen; und der Eifer hat keine Grenzen, wenn es ein so großes und ruhmvolles Recht wie „Moonshining“ zu vertheidigen gilt.

In „Rodman the Keeper“ verweist Miß Woolson mehr bei den pathetischen Phasen des Krieges und den Erfahrungen, die demselben nothwendig folgten. Rodman ist ein einarmiger nordländischer Soldat, welcher als Hüter eines Begräbnißplatzes, wo vierhundertundzweiunddreißig seiner früheren Waffengefährten ruhen, nach dem Süden geschickt wurde. Auf einer gelegentlichen Streiferei durch die Umgegend stößt er auf einen früheren Soldaten der Conföderation, der aus Mangel und Vernachlässigung langsam dahinstirbt. Ohne seine Parteiansichten zu fragen, aus reiner Menschenliebe, nimmt er den alten Feind in seine eigene Hütte und pflegt ihn dort mit rührender Sorgfalt bis zu seinem Ende. Das ist ja nun an und für sich keine glänzende Erfindung, aber das Interesse der Geschichte ruht auch nicht da, sondern in der Schärfe, mit der die kleinsten Einzelheiten beobachtet sind, in dem würdevollen Stil und der gesunden, unsentimentalen Philosophie, welche die Erzählung durchdringt. So sehen wir z. B. in dieser Skizze und in einigen anderen, daß, wenn auch die Männer, welche die Schlachten auf den entgegengesetzten Seiten schlugen, willens waren, sich über dem blutigen Abgrund die Hände zu reichen und sich gegenseitig Wohlthaten zu erweisen, doch die für sanfterzig und verzeihungswillig gehaltenen Frauen ganz anders

darüber dachten. Sie hüteten sorgsam die glimmende Asche, aus Furcht, daß des Hasses Feuer verlöschen möchte, und ertrugen eher jedes Leid und jede Entbehrung, als daß sie sich mit den Yankee's ausöhnten und so das Andenken der theuren Todten verriethen, welche „für die verlorene Sache“ ihr Leben gelassen hatten. Wie verblendet sie sich dabei erwiesen und wie schlecht die Sache auch war, für welche ihre Helden in den Tod gingen — man kann einer so tiefgewurzelten Liebe und Treue die Bewunderung nicht versagen; und so sympathisirt denn Miß Woolson, eine so unentwegt feste Nordländerin sie ist, mit dieser stolzen und hochgemuthen Hartnäckigkeit in Hunger und Kummer. Nordländische Frauen, die während des Krieges nicht um einen Deut weniger opferfreudig waren und ebenfalls Gatten, Brüder und Söhne verloren, finden es natürlich leichter zu vergeben, weil die Sache, für welche ihre Lieben fochten, siegreich blieb und der Tod derselben ein nothwendiges Opfer zur Erreichung des großen Zweckes war. Aber ein nutzloses Opfer! ein Heldentod für nichts und wieder nichts! — der läßt die Wunde im Herzen der Zurückgebliebenen nicht vernarben, der vergiftet den Haß.

Und, ganz abgesehen davon: es existirt zwischen den Frauen des Südens und denen des Nordens eine Verschiedenheit der seelischen Beanlage, welche auch bereits vor dem Kriege deutlich zu Tage trat. Das sanfte, wollüstige Klima, die chevaleresken Traditionen, die eigenthümliche Institution der Sklaverei — das Alles sind Momente, welche uns die charakteristischen Eigenthümlichkeiten südlicher Frauen erklären helfen. So war bei ihnen stets die Neigung zu hochtrabender Rede, eine gewisse Vorliebe für heroische „Posen“ bemerkbar — Züge, welche dem nordländischen Wesen völlig fremd sind. Dergleichen Attitüden sind gewiß Sache des Temperaments und beeinträchtigen die Ehrlichkeit der Gefühle in keiner Weise. Lange vor dem Kriege nannten sich junge südliche Mädchen, die hierher nach New-York in die Pensionen geschickt waren, emphatisch „Töchter Carolina's“ oder „Töchter von Virginia“, während es nie einem nord-

ländischen Mädchen einfiel, sich „Tochter von New-York“ oder „Tochter von Connecticut“ zu tituliren. Sie würden sich äußerst lächerlich vorgekommen sein, hätten sie in so pomphaften Phrasen schwelgen wollen, während sie doch ihre südländischen Schwestern, die es durften, ohne lächerlich zu erscheinen, in aller Stille beneideten. Freilich muß man bewundernd anerkennen, daß diese „Töchter Carolina's“, als die Stunde der Prüfung an sie herantrat, das stolze Wort ganz und voll einlösten.

Noch eine der Erzählungen der Miß Woolson — und als Erzählung vielleicht die beste — mag den Stoff zu einigen weiteren Bemerkungen über die südländische Gesellschaft bieten. In „Miß Elisabetha“ herrscht ein wunderlicher, altmodischer Duft, wie der von den getrockneten Rosenblättern, welche meine Großmutter in dem Besuchszimmer auf den Ofen zu streuen pflegte, oder von dem Lavendel, den sie in die Falten ihres besten Seidenkleides streute, bevor sie es in die alte Commode mit den Messinggriffen legte. Miß Elisabetha ist der vortreffliche und in den lebendigsten Farben gemalte Typ jener fadenscheinigen südländischen Noblesse, die sich in ihren abgetragenen Prunk von vor hundert Jahren hüllt und die affectirt „guten“ Sitten von ehemals und die uralten ererbten Küchenrecepte mit gewissenhafter Treue bewahrt. Zu den antiquirten Manieren und Küchenzetteln der guten Dame stimmen völlig ihre tremulirende Sangesweise und das Repertoire ihrer Lieder. Bessere singt sie ihrem jungen Neffen Doro vor, den sie erzogen hat. Natürlich langweilt sich der junge Mensch, schlägt trotz der Mustererziehung bei der ersten Gelegenheit über die Stränge und fällt in die Rege einer Opernsängerin, deren Coiffüre ihn entzückt und deren Gesangsmanier im reinsten Geschmack des „zweiten Kaiserreichs“ ihm viel amüsanter dünkt als die der alten Tante. Freilich die Ballade von „der Dame stolz“, die „weint und weint und immer weint, bis mit dem Liebsten sie vereint“ (welcher Liebste in der Schlacht gefallen ist), gehört zu einer Gattung, die längst aus unseren nordischen Salons verschwunden ist mit sammt dem obligaten Harfen-

geklimper. Aber im Süden gab es bis vor Kurzem weit vom Wege abgelegene stille Winkel, wohin der dröhnende Schritt unseres Jahrhunderts nur wie das Murren eines weitentfernten Donners schallte; wo man Wagner, Chopin und Schubert nicht kannte und stolz war, sie nicht zu kennen; wo man den alten englischen Classikern (in dauerhaften Ledereinbänden) — jenen Classikern, die ja auch für jede anständige nordländische Bibliothek obligatorisch sind, die der Nordländer aber leider selten oder niemals öffnet — eine rührende Treue bewahrte; wo Männer bei den derben Scherzen von Fieldding und Smollet sich die Seiten hielten und Damen, welche von Bret Harte und Mark Twain nie eine Silbe gelesen und von Dorothea's Schicksalen in Elliot's „Middlemarch“ ungerührt geblieben sein würden, über die von Richardson's Clarissa Harlow in Thränen zerflossen. Nun ist ja diese ablehnende Haltung gegen die Literatur des Nordens zum Theil gewiß eine Folge der Seltenheit der Eisenbahnen und der Armuth der Leute, die positiv das Geld nicht haben, um sich Bücher zu kaufen, und so gezwungenerweise hinter dem Jahrhundert zurückbleiben; aber den größeren Theil der Schuld trägt doch die bewußte Opposition gegen Alles, was aus dem Norden kommt oder im Norden protegirt und geliebt wird. Und nicht bloß der Norden ist verfehmt: das ganze Jahrhundert ist's. Kann denn Gutes von einem Jahrhundert kommen, das — im Großen und Ganzen — den Siegen des Nordens zujubelte und die Abschaffung der Sklaverei als eine Ruhmesthat feierte!

Ein zweites Moment war für die Geschichte des Südens immer von hervorragendem Einfluß: seine intellectuelle Gefolgschaft Europa's. Wie die Creolen, die von lateinischer Abstammung sind, sich ihrer provinziellen Haltung gegen Frankreich und Spanien berühmen, so zeigen die virginischen Familien, die ihren Stammbaum von englischen Tories ableiten, für England eine sympathetische Bewunderung, welche mit republikanischer Ueberzeugung und Gesinnung schwer vereinbar ist. Und in Wahrheit ist der Süden nur dem Namen nach republikanisch; man kann von ihm nicht erwarten,

daß er einer Literatur besonderen Geschmack abgewinnen sollte, die in tausend Zungen den Gefinnungen und Ueberzeugungen einer lärmenden und machtvollen Demokratie Ausdruck giebt. England wiederum, trotz des radicalen Geistes des nicht schlechtesten Theiles seiner Literatur, hielt während des Krieges mit seiner Sympathie für die Rebellion nicht zurück. Man kann im Süden oft genug die Bemerkung hören, daß in der Meinung Englands nur die Südländer richtige amerikanische Gentlemen sind. Und freilich: der englischen Auffassung von einem Gentleman entsprach vor dem Kriege der reiche müßige Südländer von blauem Blut, der sich so gut auf Hunde und Pferde verstand und geneigt war, bei den kleinsten Veranlassungen die größten Wetten einzugehen, sehr viel mehr als der hartarbeitende, cultivirte, energische Nordländer, der seine Tage in seinem Kassenraum oder seiner Factorei verbrachte und die Räder der Industrie in Bewegung setzte. Nicht zum mindesten war es gerade diese Verschiedenheit der Auffassung von einem Gentleman, was den Krieg zu unseren Gunsten entschied; und es ist kein schlechtes Omen für die Zukunft des Südens, daß der aristokratische Müßiggänger jetzt dem Hunger in die hohlen Augen sieht und etwas aus sich machen muß, das vielleicht weniger schmuckhaft, aber dafür desto nützlicher ist. Die durch den Krieg ruinirten Großgrundbesitzer besaßen kein Capital, um sich freie Arbeiter

zu dingen, und waren gezwungen, Theile ihres Gebietes zu veräußern oder das Ganze brach liegen zu lassen. Das sogenannte Share-system, nach welchem die Neger für einen gewissen Antheil an der Ernte die Baumwollen- und Tabaksfelder bebauen sollten, hat aus verschiedenen Gründen die Arbeiter nicht befriedigt. Man darf in Uebereinstimmung mit den neuesten statistischen Erhebungen wohl annehmen, daß die Theilung der großen Plantagen in kleinere Parcellen — das sogenannte Small-Farming — die sicherste Lösung der socialen und politischen Mißstände des Südens bringen wird. Ich brauche wohl nur eben anzudeuten, welche industrielle Revolution ein solcher Wechsel im Gefolge haben muß. Der kleine Farmer kann nicht, wenn er prosperiren will, den großen Herrn spielen, kann sich keine Luxus Pferde und Hunde halten; er hat keine Erwerbsquellen als seine ehrliche Arbeit. Und die Arbeit wird ihn mit der Zeit zu einem kraftvolleren, widerstandsfähigeren Manne machen und ihm die phantastischen Ideen einer Ritterlichkeit, die mit der Slaverei steht und fällt, gründlich aus dem Kopfe treiben. Freilich wird dieser Proceß ein sehr allmählicher sein, und leicht mag noch eine und die andere Generation darüber hinsterven. Inzwischen lassen wir die Mächte der Zeit walten und dem demokratischen Princip — nicht dem sogenannten, sondern dem wahrhaftigen — langsam aber sicher auch im Süden zum Siege verhelfen.





Literarische Mittheilungen.

Sociale Schriften.



Die Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft auf der Erdoberfläche ist das vorzügliche Werk von Kolb unentbehrlich, welches in neuer und zwar in der achten Auflage vor uns tritt: *Handbuch der vergleichenden Statistik*. Von G. Fr. Kolb. Achte, auf Grundlage der neuesten staatlichen Gestaltungen bearbeitete Auflage. (Leipzig, Verlag von Arthur Felix.) Das Werk hat längst seine feste Stellung erworben. Nachdem sich seit Erscheinen der letzten Auflage im Jahre 1875 infolge staatlicher Umgestaltungen und der allseitigen inneren Ausbildung der Statistik ein so bedeutendes Material angesammelt, daß man dasselbe nicht mehr in einem Handbuch dieses Wissenszweiges, der so zu sagen täglich vervollständigungen und Ergänzungen erfährt, vermissen durfte, so konnte mit der Herausgabe einer neuen Auflage nicht länger gewartet werden, sofern das Ganze sein gutes Renommée behaupten sollte.

Die Anordnung ist im Wesentlichen dieselbe geblieben. Das Werk zerfällt in eine Statistik der einzelnen Länder und in eine Vergleichung der Verhältnisse, insbesondere der europäischen Länder unter einander. Die Statistik der einzelnen Länder geht von dem deutschen Reiche aus, bespricht alsdann Land und Leute, Finanzen, Militärwesen und die socialen Verhältnisse in den einzelnen deutschen Staaten, sodann bei den übrigen europäischen Großmächten, wendet sich zu den kleineren europäischen Staaten und giebt schließlich eine Uebersicht über die Verhältnisse in Amerika und den anderen Welttheilen.

Die Richtung, von welcher aus dieses umfassende Material bearbeitet wird, gelangt in dem Werke selbst zu klarem Ausdruck. Es giebt nach demselben keine Wissenschaft, welche bei dem Streben nach Verbesserungen aller

menschlichen, aller socialen Verhältnisse einen gleich sicheren und verlässigen Leitfaden gewährt wie die Statistik. Sie zeigt zunächst die Wirkungen mit mathematischer Bestimmtheit; sie ermöglicht nicht nur, sondern sie fordert auf zum Erforschen der Ursachen dieser Erscheinungen und bietet Mittel zum Ergründen der hier maßgebenden Gesetze. Auf der von ihr gesicherten festen Basis ist zunächst zu ermitteln, nach welchen Punkten die Anstrengungen zu richten sind, um die menschlichen Zustände zu vervollkommen und zu verbessern. Der Forscher sieht sich dabei nicht mehr darauf beschränkt, von bloß individuellen und vagen, für das Ganze unzuverlässigen Wahrnehmungen oder gar bloßen Vermuthungen auszugehen, woraus bisher so viele und nicht selten so schwere Irrthümer und Fehler entsprangen; er steht auf fester Grundlage.

Eine Fülle von Material, geleitet von geistreichen Gesichtspunkten, enthalten die: *Causeries scientifiques* par Henry de Parville (Paris, Rothschild), deren 18. Jahrgang eine vortreffliche Uebersicht über die Ergebnisse der Weltausstellung von 1878 in Bezug auf die Industrie der verschiedenen Länder enthält. Die Uebersicht ist gefördert durch 253 vorzüglich ausgeführte Abbildungen.

Eine Reihe von Erörterungen über die allgemeinen Fragen, welche sich an das Studium der socialen Thatfachen anschließen, giebt: *Wichtige Tagesfragen*. Von Carl Birnbaum. (Berlin, Verlag von Theodor Hofmann.) Es sind Vorlesungen, welche zuerst die gegenwärtigen ökonomischen Parteien schildern und sodann zur Discussion der Hauptprobleme der Nationalökonomie übergehen. Das Buch darf als eine belehrende und angenehme Lectüre bezeichnet werden. Sein Zweck liegt offenbar nicht auf dem Gebiet der Wissenschaft, sondern auf dem der Praxis. Manche Aeußerung er-

scheint freilich als durch den Parteistandpunkt mehr als billig gefärbt.

Eine vortreffliche wissenschaftliche Untersuchung über fundamentale Probleme der socialen Wissenschaft bietet: *Die social-ethische Bedeutung von Recht, Unrecht und Strafe*. Von Georg Jellinek. (Wien, Alfred Hölder's Universitätsbuchh.) Der Verfasser geht mit Recht davon aus, die bisherige Philosophie habe sich vornehmlich mit den Problemen beschäftigt, welche Mathematik, Naturwissenschaft und Psychologie darbieten. Ethik, Rechts-, Staats- und Gesellschaftslehre, Nationalökonomie, kurz alle jene Disciplinen, welche die Erkenntniß psychischer Massenbewegung und deren Gesetze zum Inhalt haben, harrten noch der eingehenden Bearbeitung ihrer Grundfragen von dem neu gewonnenen Standpunkte aus. Wie sehr es an der Zeit sei, auch für diese Wissenszweige neue Gesichtspunkte zu finden, welche dem fortgeschrittenen philosophischen Bewußtsein entsprechen, gehe daraus hervor, daß selbst in den Kreisen der Fachmänner das Bedürfniß einer Revision der Grundbegriffe fühlbar werde.

Der Verfasser versucht vor Allem, den wissenschaftlichen Begriff des Ethischen festzustellen und von ihm aus einen Ausblick auf die Fundamentalfragen des Rechts zu gewinnen. Er verwirft jedes metaphysische Princip der Ethik und versucht eine empirische Grundlegung. Und zwar findet er diese nicht in der empirischen Betrachtung eines typischen sittlichen Individuums, sondern in der Socialethik, d. h. dem sittlichen Leben des Menschengeschlechtes. Er schließt sich an die neueren anthropologischen Untersuchungen und glaubt in dem Urmenschen, wie ihn besonders englische Forscher construiert haben, den methodischen Anfangspunkt für eine wahrhaft empirische Untersuchung finden zu dürfen. Und zwar unterscheidet er in diesem zwei einander entgegengesetzte Triebe der menschlichen Natur, den egoistischen und den geselligen.

Indem man nun mit dem Antagonismus ausgestattete Individuen in den Beziehungen der Gesellschaft vorstellt, entstehen die Existenz- und Entwicklungsbedingungen des Collectivums, das aus den Individuen zusammenge setzt ist, welche den Inhalt des durch menschliches Handeln zu Verwirklichenden, des Sollens, bilden. Die auf diesem Wege sich ergebenden Gesetze sind völlig anderen Wesens als die Naturgesetze. Das Naturgesetz enthält den Ausdruck für eine unbedingte Noth-

wendigkeit, das Sittengesetz für eine bedingte. So entsteht eine relative Ethik, deren Grundformel die folgende ist: Wenn du die Gesellschaft und ihre Entwicklung heben willst, dann mußt du so handeln, daß deine Handlungsweise zur Erhaltung und Förderung der Gesellschaft beiträgt.

Der Verfasser übersieht freilich, daß aus empirischen Thatfachen solcher Art nie eine unbedingte Forderung entsteht; in seiner Formel müßte das Wollen der Gesellschaft und ihrer Entwicklung ein ausnahmsloses sein, wenn sie einen Werth haben sollte; jedoch liegt für den, der seine Belehrung über ethische Dinge aus dem Studium der Wilden schöpft, kein Grund vor, zu den angenehmen Gaben der Gesellschaft unangenehme Forderungen mit in den Kauf zu nehmen.

Eine interessante Einzelarbeit auf socialen Gebiete ist: *Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818–1848*. Von Gustav Körner. (Cincinnati, Verlag von Wilde & Co.) Der Verfasser nimmt eine bedeutende Stellung in der politischen Geschichte ein. Körner war der erste eingewanderte Deutsche, der in einem der nordamerikanischen Vereinsstaaten zu einem hervorragenden Staatsamte erwählt wurde. Auch hat er sich sowohl als Präsident des Staats senats von Illinois und als Richter des höchsten Gerichtshofes dieses Staates wie auch auf dem zur Zeit besonders wichtigen Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten am Hofe zu Madrid aufs vortheilhafteste ausgezeichnet. Das vorliegende Werk und die Aufgabe, die ihm gestellt war, bedurfte gerade eines solchen Mannes von unbedingter Zuverlässigkeit, da die Darstellung und Würdigung so vieler Persönlichkeiten, die in der Geschichte der deutschen Einwanderung hervortreten, nur hierdurch vollen Werth erlangen konnte. Das Buch kann lebhaft empfohlen werden.

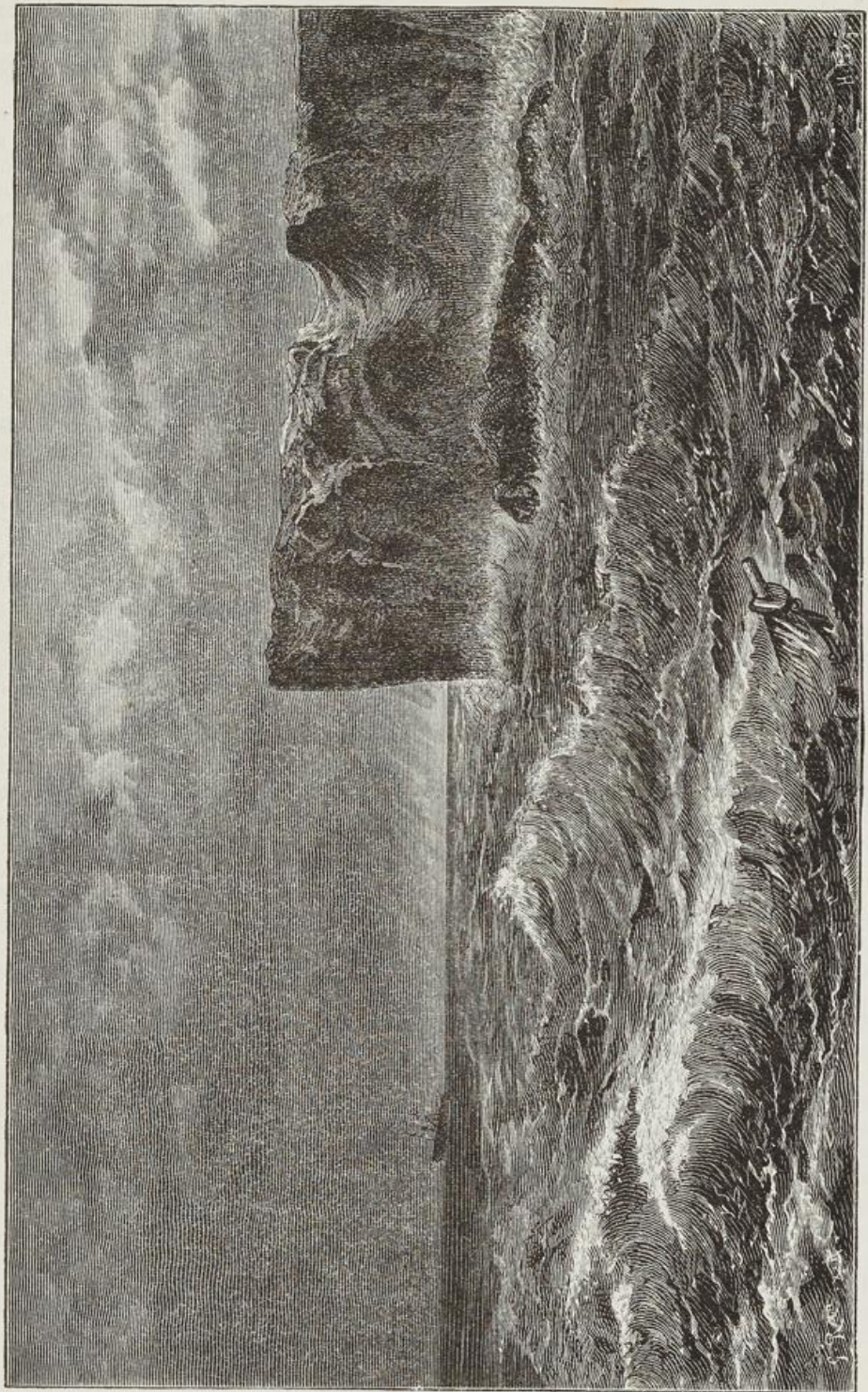
Ein anderer bemerkenswerther Beitrag für die Kenntniß der Gesellschaft in Amerika ist: *Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika*. Von Heinrich Semler. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Es giebt kein Versuchsfeld des Socialismus von solcher Bedeutung als Amerika. Was auf diesem Boden erwachsen, welche Erfahrungen hier gemacht sind, stellt das vorliegende Werk auf Grund selbstständiger Untersuchung und mit gesunder Kritik zusammen.

Geographische Literatur.

Zwei Reisetage liegen uns heute zur Beschreibung vor, zwischen denen eine Verbindung nur mittelst des berühmten Faust-Mantels der

Phantasie herzustellen ist: Im ewigen Eis von Friedrich v. Hellwald (Stuttgart, Cotta) und: Der Orient von Amand v. Schweiger-

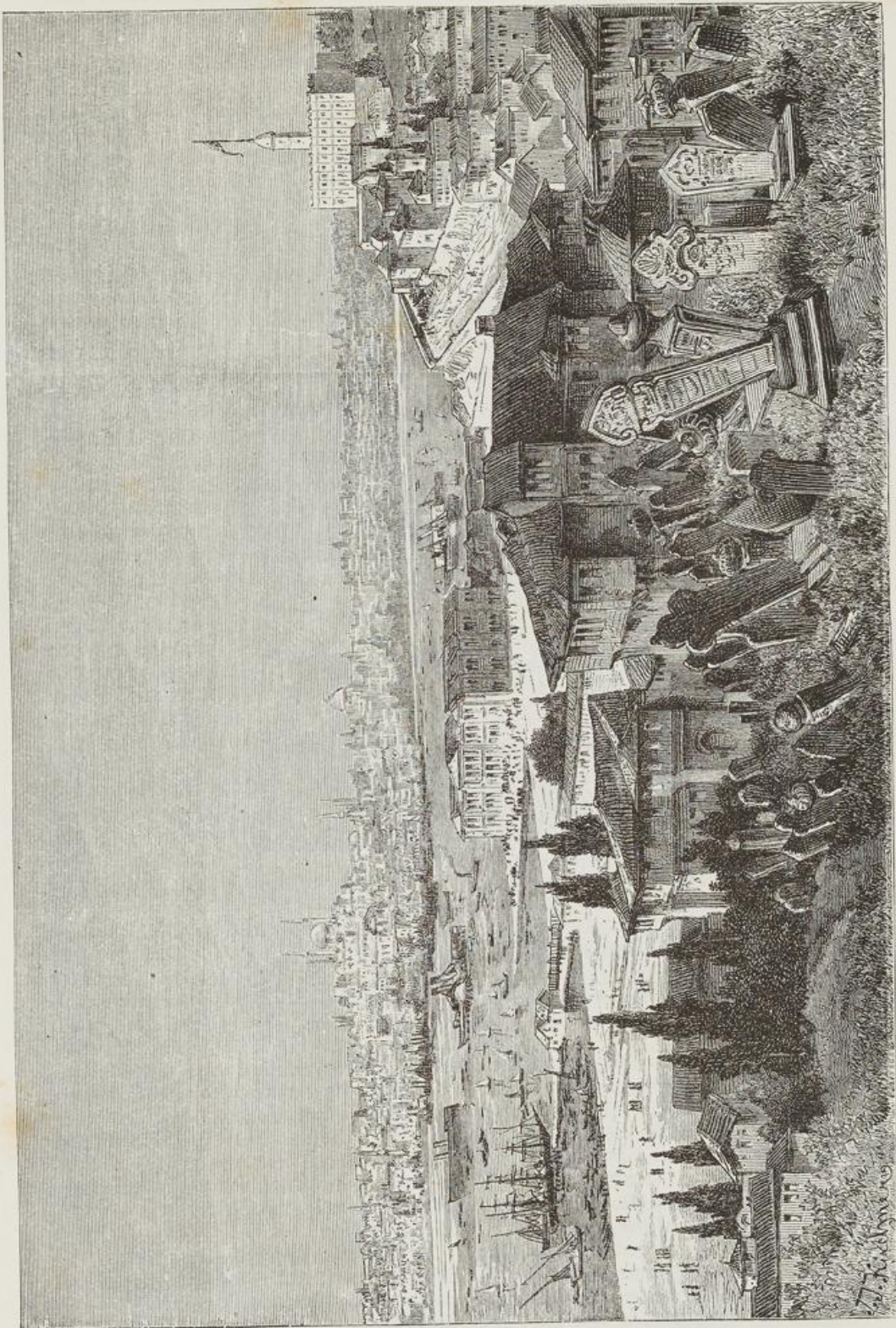
Verchenfeld (Wien, Hartleben). Die Geschichte der Nordpolfahrten, welche Friedrich gen aufmerksam gemacht haben, liegt nun fertig vor. Sie ist ein grundlegendes Buch für jene



Das Nordcap.

v. Hellwald in dem ersten Werke zu schreiben unternommen und auf deren Bedeutung wir bald nach dem Erscheinen der ersten Lieferung

Materie geworden, und der Verfasser hat seine schwierige Aufgabe in durchaus geschickter Weise gelöst. Mit der Geschichte der neuesten Ver-



Constantinopel.

juche, jene hohen Wellenberge der arktischen Region zu erstürmen, die der Forschung bis jetzt unüberwindliche Hindernisse entgegen gestellt haben, schließt das interessante Werk, aus dem wir hier eine Illustration des Nordcaps geben. Dasselbe erhielt im Jahre 1554 von Chancellor und Burrough, den Genossen der berühmten arktischen Expedition von Wiloughby — der ersten, die im Norden überwinterte —, seinen Namen, weil sie sich für die Entdecker desselben hielten. In-
 def hat schon der erste Nordpolfahrer Ottar — etwa um das Jahr 870 — das Nordcap Europa's (71° 10' n. Br.) umsegelt.

Vom Nordcap nach Stambul ist, wie gesagt, ein weiter Weg — wir legen ihn auf den Zauberflügeln der Phantasie in kürzester Frist zurück und verlegen uns aus den Regionen des Eises an der Hand eines kundigen Führers im Nu an die Ufer des Goldenen Horns! Das farbige hantbewegte Bild ist voll Reiz und Leben: im Norden das steingebaute, in Terrassen aufsteigende Pera, im Süden Stambul, die kuppelgeschmückte Türkenstadt, der klassische Boden von Byzanz! Hier

ist jenes erhabene Werk, der Koran, entstanden, der die Grundlage einer Religion geworden, die noch heute über zweihundert Millionen treuer Anhänger zählt. Es dürfte deshalb von Interesse sein, ein Blatt aus diesem Koran nach Schweiger-Verchenfeld's vortrefflichem Buche vorzuführen und dann nach Ullmann's „Koran“ eine kurze wörtliche Uebersetzung zu geben.

Die vorliegende Druckprobe beginnt in Mitte der Sure 107, enthält ferner die Sure 108 und die ersten Verse der Sure 109. Die Sure 107, „Die Zuflucht“, handelt von dem, der das „zukünftige Gericht“ leugnet. Das Blatt beginnt mit folgendem Vers: (Dies ist der,

welcher) „verstößt die Waise und regt Niemanden an, den Armen zu speisen. Wehe denen, welche zwar beten, aber nachlässig beim Gebet sind und nur gesehen sein wollen, und die, welche dem Nothleidenden die Zuflucht versagen.“ Es folgt die ganze Sure 108: „Wahrlich, wir haben dir gegeben Al' Chautjar (Nektar, Ueberfluß); darum bete zu deinem Herrn und opfere. Wahrlich, der, so dich hasset, soll kinderlos bleiben.“ Mit dem ersten Vers der

Sure 109, „Die Ungläubigen“, schließt das Blatt. Dieser Vers lautet: „Sprich: Dhr Ungläubige, ich verehere nicht das, was ihr verehret.“

Es bleiben uns noch einige Worte über das Buch von A. v. Schweiger-Verchenfeld zu sagen übrig, von dem jetzt etwa sechs bis acht Fortsetzungen erschienen sind.

Nach diesen zu schließen, dürfte das Werk in der That ein vollständiges Gemälde jener Gebiete liefern, deren klassische und culturgeschichtliche Vergangenheit von jeher das lebhafteste Interesse der ganzen gebildeten Welt erregt hat. Die Schilderungen beginnen mit Arabien, erstrecken sich dann auf Griechenland, Macedonien, Stambul,

Anatolien, Armenien und Kurdistan. Die arabische Welt: Mesopotamien, die arabische Halbinsel, Syrien und Palästina, soll das interessante Gemälde vervollständigen; hierauf wird das ganze Nilthal bis Abyssinien folgen. Tripolitani und das neuerdings wieder interessant gewordene Tunis sollen den natürlichen Abschluß bilden.

Die Lösung seiner schwierigen Aufgabe hat Schweiger-Verchenfeld nach künstlerischer Manier im Genre der sogenannten „historischen Landschaft“ unternommen und bis jetzt recht glücklich durchgeführt. Das heißt: „das Schwerk-
 gewicht liegt in der landschaftlichen Schilderung,



Eine Seite aus einem gedruckten Koran.

die aber nicht als eine „Landkarten-Beschreibung“ höherer Ordnung aufgefaßt sein will; der descriptive Theil des Werkes soll vielmehr die plastische und klimatische Eigenart der einzelnen Länder vorführen, er soll durch Zeichnung und Farbe die zu durchwandernden Gebiete dem Leser vermitteln und sodann auf dem so gewonnenen Hintergrund die bedeutendsten Ereignisse summarisch abrollen, mögen dies nun Bilder der Geschichte oder eigenartige Culturumbgebungen oder Bilder aus dem Völkerverleben älterer und neuester Zeit sein.“ Vorzügliche Illustrationen, von denen das Bild von Constantinopel nur eine Probe geben soll, erläutern den populär geschriebenen Inhalt des Buches, dessen Autor bekanntlich einer der ersten Kenner des Orients ist.

Beide Bücher, sowohl die Geschichte der Nordpolfahrten von Hellwald wie die Schilderung des Orients von Schweiger-Verchenfeld, nehmen unter den illustrierten Reisewerken einen hervorragenden Rang ein. Es ist kein Text, der zu Illustrationen geschrieben worden, sondern die Illustrationen sind um der wissenschaftlichen Arbeit willen da und sollen sie erläutern und verdeutlichen. Es verdient das gegenwärtig besonders hervorgehoben zu werden.

* * *

Die Erde in vierundzwanzig gemeinverständlichen Vorträgen über die allgemeine Erdkunde. Von Friedr. Nagel. (Stuttgart, J. Engelhorn.) Ein geographisches Lesebuch nennt unser geschätzter Mitarbeiter sein neues Werk. Es verdankt sein Entstehen zwanzig Vorträgen, welche derselbe in einem sogenannten Frauencurse zu München 1878 gehalten hat. Diese Vorträge wurden, wie die Vorrede sagt, des faltenreicheren Vortragsgewandes entkleidet; dafür sind sie reicher an Thatfachen und breiter in manchen Ausführungen geworden und sollen in dieser Form ein Buch zum lesenden Lernen vorstellen. Nagel hat seine Absicht vollständig erreicht und in einfacher und leichtverständlicher Weise das ganze Gebiet der mathematischen und physischen Geographie vorgeführt. Aus-

gehend von der Erde als Stern unter den Sternen, werden nach einander die geologischen Grundlagen, die vulcanischen Erscheinungen, die Vertheilung von Land und Wasser, die Hydrographie, die Luft- und Dunsthülle, die Verbreitung des Lebens auf der Erde und schließlich der Mensch behandelt. Eine Reihe von Abbildungen und Specialkarten erleichtern das Verständniß. Die großen Fortschritte, welche die physische Geographie in den letzten Decennien gemacht hat, werden sich aus diesem vortrefflichen Werke leicht erkennen lassen.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. (Wien, Hartleben.) Die sich mehrende Zahl der geographischen Zeitschriften beweist am besten das immer mehr zunehmende Bedürfnis nach denselben. Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ hat sich die Aufgabe gestellt, den weiten Kreis geographischer Kenntnisse und die neuesten Fortschritte und Entdeckungen ihren Lesern darzustellen. In der allgemeinen Abtheilung bringt sie größere Aufsätze aus allen Zweigen der Geographie mit Illustrationen und Karten. So giebt der zweite Jahrgang eine auf die neuesten Forschungen sich stützende Karte Centralasiens von Dr. Chavanne, deren technische Ausführung leider zu wünschen übrig läßt, während die anderen Karten gut ausgeführt sind. Es folgen Mittheilungen aus der Astronomie und physikalischen Geographie, aus der politischen Geographie und Statistik, über Handel, Bergbau, Industrie, Landwirtschaft und Verkehrsanstalten. Sehr erwünscht sind die mit Bildern geschmückten Biographien berühmter Geographen, Naturforscher und Reisenden, denen sich eine geographische Nekrologie anschließt. Den Schluß jeder Lieferung bilden kleinere Mittheilungen und Besprechungen neuer Bücher. Der Inhalt ist sehr reichhaltig, und die Namen der Mitarbeiter bürgen für den Werth desselben. Einzelnes herauszugreifen, würde uns zu weit führen. Wir wünschen der Zeitschrift guten Erfolg.

Literarische Notizen.

Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. Von Dr. Alwin Schulz. Mit 111 Holzschnitten. (Leipzig, Verlag von S. Hirzel.) Der bekannte Kunsthistoriker hat mit diesem Werke der Culturgeschichte einen guten Dienst geleistet. Wohl sind die Denkmäler der kirchlichen Kunst aus den Tagen des Mittelalters vielfach benutzt und zur Darstellung ge-

bracht worden; anders verhält es sich mit denen der weltlichen Kunst. Nur Weniges und sehr Trümmerhaftes von denselben hat sich erhalten. Von den alten Schlössern sind nur Ruinen übrig geblieben, aus den Städten hier und da ein Bürgerhaus des Mittelalters. Dazu in Museen und Kirchenschätzen zerstreute Geräthe, durch deren Anschauung man

sich etwa das Bild jener Zeiten theilweise erneuern kann. Nun aber treten ergänzend Abbildungen hinzu, welche eine deutlichere Vorstellung gestatten. Und ein Zusammenhang des ganzen Lebens jener alten Tage kann schließlich nur an der Hand der Dichter wiederhergestellt werden, welche in behaglich breiter Darstellung die Sitten jener Zeit schildern.

Das etwa sind die Mittel für die Vergewärtigung des 12. und 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Aus diesem Material hat der Kunsthistoriker ein prächtiges Mosaik zusammengestellt, welches uns die Sittengeschichte jener Tage in einer Fülle kleiner Bilder veranschaulicht. Hierbei war er leider mehr auf dichterische Darstellungen angewiesen, als wünschenswerth gewesen ist. Der Ueberreste und Abbildungen sind, wie wir sagten, wenige, und auch von diesen hat er nur den kleineren Theil einsehen können. Daher konnte das Werk die Grundlage der Kunstdenkmäler nicht so zum Ausgangspunkt wählen, wie nöthig gewesen wäre, um ganz sichere Resultate zu gewinnen. Dazu scheint uns der Verfasser in Bezug auf die Benutzung dichterischer Stellen doch zuversichtlicher verfahren zu sein, als die Natur solcher Quellen gestattet.

Das vortrefflich ausgestattete Buch enthält in 111 Holzschnitten Abbildungen von Resten mittelalterlicher Gebäude und Geräthe, und man empfängt hierdurch eine außerordentlich werthvolle Veranschaulichung. So füllt es auf würdige Weise eine bedeutende Lücke auf dem immer noch so vernachlässigten weiten Gebiet der Culturgeschichte aus.

W. Jordan's Nibelungen. Erstes Lied. Sigfriedsage. Zehnte Auflage. (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag.) Es genügt, mitzutheilen, daß diese neue zehnte Auflage vorliegt; denn das Urtheil über dieses Werk des

Verfassers hat sich seit lange festgestellt. Als Rhapsode ist Jordan von Stadt zu Stadt gezogen, sein Epos vorzutragen, und der bedeutende Erfolg, den dieser Dichter-Rhapsode überall erwarb, ist eine Thatfache. Hartes und Starkes, Erhabenes und Liebliches folgen in buntem und doch natürlichem Wechsel einander in diesem Epos.

Roma Capitale. Römische Lebens- und Landschaftsbilder von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Bunte Bilder, welche wohl aus feuilletonistischen Arbeiten entstanden sind und unter denen wir besonders Darstellungen socialer Verhältnisse in der merkwürdigen Stadt wie die über Santo Spirito und über die italienischen Todtenbrüderschaften mit Vergnügen gelesen haben.

* * *

Pathologie der Bevölkerung. Von Eduard Reich. Studien über menschliche Gebrechen und deren Bedeutung für das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. (Berlin, Verlag von Theobald Grieben.) Der Verfasser des vorliegenden Werkes verfolgt unermüdlich die Beziehungen zwischen dem psycho-physischen Leben des Individuums und der Gesellschaft. Nachdem er in einem früheren Werke die allgemeine Theorie vom Leben des Individuums zu dem der Gesellschaft in Beziehung gebracht hat, somit die Physiologie der Gesellschaft gewissermaßen aufgestellt, behandelt er in dem vorliegenden Werke die Pathologie; und sieht man einmal von dem Mangel gründlicher philosophischer Wissenschaft ab, so machen die umfassenden Kenntniß von hier in Frage kommenden Thatfachen, welche ihm zu Gebote steht, die lebhafteste Begeisterung, welche Reich der großen Aufgabe der Gesellschaft entgegenbringt, auch dieses Buch zu einer interessanten Lectüre.

